3 1761 07392060 5

Christiane von GOETHE

EIN BEITRAG ZUR PSYCHOLOGIE GOETHES

Delphin-Verlag München

68-21 SC
B6064

Christiane von Goethe

Dritte umgearbeitete Auflage
10. bis 15. Tausend

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/christianevongoe00kohl

F. Buri: Chriſtiane von Goethe

Christiane von Goethe

Ein Beitrag

zur Psychologie Goethes

von Etta Federn

Mit 16 Bildern

Delphin-Verlag München

By

Einbandzeichnung von Emil Preetorius

PT
2086
K64
1917

LIBRARY
NOV 8 - 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Copyright 1917 by Delphin-Verlag
Dr. Richard Landauer, München

Inhalt

Erſtes Buch: Biographie und Charakteriſtik 7
Zweites Buch: Chriſtiane und Goethes Dichtung . 199
Schlußwort 249
Quellenangabe 254
Goethes eigenhändige Anſchrift an Chriſtiane . . . 256
Brief Goethes an Chriſtiane. Handſchrift . . nach 256
Brief Chriſtianens an ihren Sohn Auguſt. Handſchrift . . . . . nach 256
Namen- und Sachregiſter 257

Verzeichnis der Tafeln

1. F. Buri: Chriſtiane von Goethe
2. Chriſtianens Taufanzeige
3. Das Bertuch'ſche Haus in Weimar (die frühere Blumenfabrik)
4. Goethe: Die ſchlafende Chriſtiane
5. Die Sakriſtei der Weimarer Hofkirche
6. J. H. Meyer: Chriſtiane und Auguſt von Goethe
7. Aufgang zum Goethehaus von der Gartenſeite
8. Goethe (?): Studie zu Chriſtianens Bildnis
9. Lips: Chriſtiane (?)
10. Radierung von Lieber nach einer Handzeichnung Goethes
11. J. Raabe: Goethe 1811
12. J. Raabe: Chriſtiane von Goethe
13. J. Raabe: Auguſt von Goethe
14. Ausblick auf Goethes Garten mit Pavillon
15. Weiſer: Büſte von Chriſtiane von Goethe
16. Das Grab Chriſtianens

Erſtes Buch

Chriſtianens Biographie und Charakteriſtik

In den „Weimariſchen Wöchentlichen Frag- und Anzeigen“ auf das Jahr 1765, in der Nummer 45 von Mittwoch, dem 5. Junius, findet ſich zwiſchen allerlei Mitteilungen über Verkaufsangebote, Mietsanzeigen, Raub, Mord und Totſchlag unter der Rubrik „Gebohrne“ die Nachricht: „Am 3ten dieſes Monaths hat der Herr Amts-Copiſt Vulpius, ſein Töchterlein, Johanna Chriſtiana Sophia in Fürſtl. Hofkirche taufen laſſen.“

Dieſe am 3. getaufte, am 1. Juni geborene Johanna Chriſtiana Sophia iſt ſpäter die vielverleumdete, vielgeſchmähte und vielgeliebte Hausgenoſſin und Gattin Goethes Chriſtiane geworden. Wenig Frauen gibt es, die noch in unſerer Zeit ſo ſehr Mittelpunkt eines ganzen bunten Legendenkreiſes wurden, wie die „kleine Freundin Vulpia“. Und ſogar das Datum ihrer Geburt iſt von Legenden umwoben. Selbſt ihr Grabſtein in Weimar trägt eine falſche Jahreszahl und auch zu ihren Lebzeiten wurden verſchiedene Daten angenommen. Goethe feierte ihren Geburtstag am 6. Auguſt, ihr Bruder Chriſtian Auguſt ſchrieb dem gemeinſamen Freunde Nikolaus Meyer, ſie ſei an ihrem Geburtstag, dem 6. Juni, in der Stunde ihrer Geburt, der Mittagsſtunde, geſtorben. Die Kirchenbücher geben den 1. Junius als Geburtstag an, und da wir auch das Zeugnis der Weimarer Zeitung von 1765 haben, der wir ein hellſeheriſches Vorausahnen von Chriſtianens Geburt kaum zutrauen können, ſind wir wohl berechtigt, den 1. Juni als Geburtstag anzunehmen.

Was Goethe veranlaſſen konnte, ihren Geburtstag zu verlegen, wiſſen wir nicht, wir wiſſen überhaupt verhältnismäßig wenig Tatſächliches über die Frau, die imſtande war, Goethe in 28jährigem Zuſammenleben an ſich zu feſſeln, ſo daß der Leichtbewegliche, Leichtliebende und Liebe Erregende immer wieder zu ihr zurückkehrte. Was wir aber wiſſen können, das widerſpricht ſo ſehr den allgemein verbreiteten Sagen und

Märchen, daß es ſich wohl lohnt, den Spuren dieſer anſpruchsloſen und hingebendſten Frau nachzuforſchen.

Von Chriſtianens Kindheit wiſſen wir gar nichts, wenn wir nicht das Zeugnis der VIII. römiſchen Elegie für eine ziemlich trübe und liebearme Kindheit annehmen wollen. Mehr iſt uns über Chriſtianens Familie bekannt. Wie ſchon die Geburtsanzeige angibt, entſtammt ſie einem Juriſtenhauſe. So weit ſich die Familiengeſchichte der Vulpius zurückverfolgen läßt (Vulpius iſt übrigens kein ſo ſeltener Name, und auch in Weimar ſelbſt gibt es noch andere Familien Vulpius, die mit der Chriſtianens in keine Verbindung zu bringen ſind), handelt es ſich um eine Familie von Geiſtlichen und Juriſten. 1597 verzeichnet das Kirchenbuch: „Kantor Melchior Vulpius ein Sohn." 1604 erſchienen von eben dieſem Kantor Melchior Vulpius: Kirchengeſang und geiſtliche Lieder. Melchior Vulpius, der aus Waſungen eingewandert iſt, ſcheint einen ſchon erwachſenen Sohn Bartholomäus mitgebracht zu haben, denn dieſer läßt nach den Eintragungen des Kirchenbuchs 1616 ſeinen Sohn wieder auf den Namen Melchior taufen. 1644 tauft ein Pfarrer Johannes Vulpius aus Ulla ſeinen Sohn Johannes Melchior. Und Ende des 17. Jahrhunderts finden wir einen Sohn oder Enkel des alten Kantor Melchior als Pfarrer in Rothenſtein und Olknitz an der Saale. Dieſer führte die Vornamen Johann Friedrich, und ſein einziger Sohn, der auch wieder Johann Friedrich hieß, war in Weimar „Juris Practicus" und ſpäter „Hochfürſtlich-Sächſiſcher Hof-Advocatus Extraordinarius". Er heiratete 1723 und hatte wieder einen einzigen Sohn, Johann Friedrich, der auch Juriſt wurde und am 13. November 1760 Chriſtiane Margarethe Riehl, die älteſte Tochter des Bürgers und Manufaktur-Verlegers Johann Philipp Riehl heiratete. Dieſer Ehe entſtammten drei Kinder, oder richtiger vier, von denen aber nur drei am Leben blieben: Chriſtian Auguſt, Johanna Chriſtiana Sophia, und Erneſtine. Die Mutter ſtarb früh, der Vater heiratete zum zweitenmal und

hatte in dieſer zweiten Ehe wieder vier Kinder. Und als er 1786 als Amtsarchivar ſtarb, blieb die zahlreiche Familie in großer Not zurück. Wohl erzählte man in Weimar, er ſei an der Trunkſucht zugrunde gegangen, da wir aber hierfür keinen anderen Beleg haben als den der durchaus nicht einwandfreien Weimarer Tradition, die in bezug auf die Familie Vulpius aus ſpäter genauer zu entwickelnden Urſachen noch weniger glaubwürdig iſt als ſonſt wohl, dürfen wir daran zweifeln.

Eines iſt ſicher, der „trunkſüchtige" Amtsarchivar hat ſeinen Kindern, wie wir vor allem aus dem Zeugnis des Sohnes wiſſen, eine möglichſt gute Erziehung geben wollen. Im „neuen Nekrolog der Deutſchen" ſteht in bezug auf dieſen Sohn, den ſpäter bekannten Schriftſteller Chriſtian Auguſt Vulpius, der 1762 als älteſtes Kind geboren worden war: „Sein rechtſchaffener Vater verkannte dies Talent (zur Schriftſtellerei) in ihm nicht, und ohne es zu überbieten oder vorzugsweiſe zu pflegen, ſorgte er vielmehr für eine tüchtige Schulbildung, wozu ihm das weimariſche Gymnaſium und der als Romantiker bekannte Profeſſor Muſäus hilfreiche Hand bot."

Im 20. Jahr ging Chriſtian Auguſt Vulpius nach Jena, ſpäter nach Erlangen. Er ſtudierte Jura, Heraldik, Numismatik und Geſchichte. Er begann zu ſchreiben, natürlich im Zeitgeſchmack, da es ihm dabei hauptſächlich um den Gelderwerb zu tun ſein mußte, war er doch die einzige Stütze ſeiner in Not geratenen Familie.

Denn wenngleich Chriſtiane, ſeine um drei Jahre jüngere Schweſter, ſich bemühte, in der von Bertuch begründeten Blumenfabrik auch etwas Geld zu verdienen, ſo mag man ſich wohl denken, wie gering dieſe Einnahmen geweſen ſein müſſen. Denn dieſe Bertuchſche Blumenfabrik war durchaus nicht für den Gelderwerb im Großen eingerichtet. Ein Reiſender namens Chriſtoph Friedrich Ruick, der im November 1783 nach Weimar kam, beſuchte auch das von Rat Bertuch unter Leitung ſeiner Frau und unverheirateten Schwägerin begründete

gewerbliche Unternehmen. Er war der Meinung, daß es ſich um eine Töchterſchule handle, und war erſtaunt, etliche 20 „mannbare Staatsjungfern, worunter mehrere würklich von Stand“ mit der Anfertigung künſtlicher Blumen für den Verkauf beſchäftigt zu ſehen.

Eine Fabrik, in der Staatsjungfern von Stand, das heißt von Adel, ſich betätigen, pflegt aber durchaus nicht eine Intenſität der Arbeit zu bezwecken. Überhaupt war ja das Blumenmachen in jener Zeit eine Beſchäftigung für Bürgerfrauen und Damen, die ſich eine kleine Einnahme verſchaffen wollten, wie wir am beſten aus dem Beiſpiel von Humboldts „Freundin“ erſehen können. Bertuch hat ſeine Blumenfabrik auch nie anders angeſehen, das zeigt uns ein Brief an Knebel vom 17. Mai 1782. Er ſchreibt: „Es iſt eine Entrepriſe meiner Frau, die nach und nach dem größten Teile unſerer leider unbeſchäftigten Mädchen der mittleren Klaſſe ſehr heilſam wird. Ihre Arbeiten haben ſich, ſeitdem Sie nichts davon geſehen, unendlich verbeſſert, und ich hoffe, ſie ſollen endlich den beſten Pariſer Arbeiten von dieſer Art zur Seite ſtehen. — Vor jetzt arbeiten nur wegen Mangel des Raums erſt 10 Mädchen vier Tage in der Woche in meinem Hauſe (dem jetzigen Hotel Chemnitius); ſobald aber meine Manſarde im Sommerhauſe, welches ich jetzt ausbaue, fertig iſt, hoffentlich zu Johannistag, ſo iſt der Zuſchnitt auf 50 gemacht. Sie werden ſich freuen, Lieber, wenn Sie wieder einmal einen Flug zu uns tun und dieſen tätigen Ameiſenhaufen ſehen.“*

In dieſer Bertuchſchen Blumenfabrik ſoll auch das erſte Zuſammentreffen Goethes mit Chriſtiane erfolgt ſein. Goethe ging mit einem jungen Offizier zuſammen in die Fabrik, wo-

* Die Mitteilungen entſtammen dem Buch: Friedrich Juſtus Bertuch, ein Beitrag zur Geſchichte der Goethezeit von Dr. Wilh. Feldmann. Saarbrücken 1912, und dem Buche Bode's: Damals in Weimar. (Kiepenheuer). Ich verdanke ſie der gütigen Vermittlung von Herrn Sanitätsrat Vulpius in Weimar.

bei dieſer einen unziemlichen Witz gegen Chriſtiane verſuchte, die ihn ſcharf abfertigte. Man erzählt, daß dieſes Erlebnis im „Neuen Pauſias und ſein Blumenmädchen“ noch nachgeklungen habe.

Wie dem auch ſei, ſo war dieſes erſte Zuſammentreffen von Goethe und Chriſtiane jedenfalls ganz ohne Bedeutung für beide. Goethe hat ſich damals gewiß noch nicht für ſie intereſſiert, wenngleich er ſchon vor ſeiner italieniſchen Reiſe bemüht war, ihren Bruder, deſſen Begabung ihm auffiel, zu unterſtützen und zu fördern.

Während der italieniſchen Reiſe, die Goethe fluchtartig angetreten hatte, und nach ſeiner Rückkehr, in dem ganzen Drang und Kampf und in der Vereinſamung ſeines damaligen Lebens, vergaß Goethe die Familie Vulpius und den jungen Schriftſteller, der ihr Haupt war, und ein Bittgeſuch, das Chriſtiane ihm im Park überreichte, ſollte ihn erſt wieder an Vulpius mahnen. Die Lebensenge in Weimar, der wohl geweckte aber nicht durchgebildete Schönheitsſinn, die amtlichen Pflichten und nicht zum wenigſten die Liebe zu einer viel älteren, viel reiferen Frau, die ihm bei allem Verſtändnis doch nicht über ihre Natur hinaus zu geben und anzugehören vermochte, die gebunden war durch tauſend Rückſichten auf ihre Stellung, ihre Familie, und wohl auch auf ſich ſelbſt, hatten Goethe fortgetrieben. Er fühlte ſich verkümmern und war heimlich geflohen, weil er ſich nicht die Kraft zu einem bewußten Abſchied, zu einer wenn auch nur vorübergehenden Trennung zutrauen mochte, und weil er doch unter dem Zwang jenes höheren Egoismus ſtand, ſein Genie zu retten und tatkräftig zu erhalten.

Als er wiederkam, war er ein anderer geworden. Innerlich ruhiger und gefeſtigter, beſtimmter in ſeiner Richtung und in ſeinem künſtleriſchen Streben, war ihm das genialiſche Spiel der andern, die er bei ſeiner erſten Ankunft in Weimar ſelbſt dazu erweckt, fremd und gleichgültig. Man empfand ihn deshalb als

ſteif und kalt. Er ſelbſt mochte die Ungerechtigkeit begehen, die Menſchen mit reichem innerem Erleben nach einer einſchneidenden Entwicklungsperiode zu begehen verſucht ſind: er erwartete, daß die Umgebung, vielleicht beeinflußt durch ſeine Mitteilungen, denſelben Weg zurückgelegt hätte, und mußte erleben, daß ſie noch ziemlich auf dem Punkte ſtand, wo er ſie verlaſſen, — ja vermutlich, daß ſie zurückgeſunken war in ihr früheres Sein, weil ſein treibender Einfluß längere Zeit gefehlt hatte. Und wieder die Weimarer mochten ihm nicht gleich verzeihen, was Menſchen einem andern überhaupt am ſchwerſten und ungernſten vergeben: daß er ihnen überlegen war und daß ſie ſeine Überlegenheit empfinden mußten, auch wenn er ſelbſt durchaus nicht den verletzenden Willen hatte, ſie mit ſeiner Perſönlichkeit hinunterzudrücken. Er hatte ſich nicht nur in den Jahren ſeiner Abweſenheit entfernt, er war bei ſeiner Rückkehr erſt recht fremd geworden.

In dieſem Augenblick trat ihm Chriſtiane entgegen, die ihn um Hilfe bat für einen andern, die nichts für ſich begehrte und doch bereit war, alles zu geben, was ſie beſaß. War es ein Wunder, daß er ſich zu ihr hinneigte, daß er den Empfindungsreichtum an ſie verſchenkte, der ihm von allen Seiten zurückgewieſen wurde? Urſprünglich gab er ihr nichts als ſeine ſinnliche Liebe, auf die kein Menſch Anſpruch erhob. Er ſchrieb es an Charlotte von Stein, um deren Freundſchaft er rang, und die er ſich gerne in all der inneren Wirrnis bewahrt hätte, welche aus ſeiner Rückkehr nach Weimar entſtand und ihn umgab. Am 1. Juni 1789 heißt es in dem bekannten Brief:

„Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich andere nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herdern, die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demſelben Augenblick hartnäckig wiederholen laſ-

ſen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menſchen, u. ſ. w., und das alles, eh von einem Verhältnis die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint. Und welch ein Verhältnis iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? — Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher iſt, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Geſellſchaft erſt recht angehöre? Und es müßte durch ein Wunder geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte innigſte Verhältnis verloren haben ſollte."

Vielleicht verſtand Frau von Stein mit dem feinen weiblichen Empfinden der Eiferſucht früher als Goethe ſelbſt, daß ſeine Liebe zu Chriſtiane mehr bedeuten ſollte als nur jenes ſinnliche Hinneigen, auf das niemand Anſpruch erhob, — vielleicht war es der alternden Frau uneingeſtandenermaßen bitter zu empfinden, daß ihre reizausübende Macht aufgehört hatte, auf den jüngeren Mann zu wirken, und möglicherweiſe war ihr gerade das am verletzendſten, was Goethe ihr in der Meinung ſchreiben mochte, daß es ihr am willkommenſten ſein werde, — daß die ſinnlichen Leidenſchaften, die ſie immer auf das rein Geiſtige überzuleiten beſtrebt geweſen, völlig aufgehört hatten zu exiſtieren. Wir können es heute nach mehr als einem Jahrhundert nicht mehr entſcheiden, — nur begreifen können wir, daß die Lage für Frau von Stein nicht erfreulich war, und wir können es ihr verzeihen, wenn ſie ſelbſt nicht zu verzeihen vermochte. Aber ſie ging über die Unverſöhnlichkeit hinaus, ſie wurde zur heimlichen und erbittertſten Feindin. Sie verbreitete, was ſie nur irgend Böſes über Chriſtiane und Goethe erfahren konnte. Und wir wiſſen, wie bereit die Menſchen in ſolchem Falle ſind, dem Haß immer neue Nahrung anzubieten.

Goethes Verſöhnungsverſuche halfen da nichts. Wohl ſchrieb er ihr noch einmal am 8. Juni 1789, alſo ehe ſein Sohn

geboren war und dem Klatsch und der Bitterkeit neuen Stoff gab: „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibt, wie es steht. — Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen."

Seine Hoffnung trog ihn. Auf Schritt und Tritt in Weimar empfand er den feindlichen Einfluß der Frau, die er einst über alles geliebt, in der er die Verkörperung eines Engels gesehen hatte. —

Schon vorher, schon im November 1788, hatte er an Fritz von Stein geschrieben: „Das Fegefeuer von der andern Seite wird auch immer gräulicher." Denn in Weimar hatte man nach Goethes Rückkehr den bequemen Ausweg gefunden, alles was an Goethe neu, freier, weitsichtiger während seines Aufenthaltes in Italien geworden war, mit dem Achselzucken sittlicher Empörung als „römische Freiheit und Sittenlosigkeit" abzutun und ihm eine wahre Hölle der Sittenrichterei zu bereiten. Mit einem gewissen Humor verstand er es, sich darüber hinweg zu setzen, denn in demselben Brief an Fritz schreibt er weiter: „Sage Deiner Mutter, daß ich viel lerne und viel denke. Mit Knebel wird viel geschwätzt und er muntert mich auf, Manches niederzuschreiben. Was meine Tugend betrifft, so kann ich mich nur italienisch ausdrücken: ‚Crescono le mie virtù, ma la mia virtù cala'." — Das würde also bedeuten, daß er seine Tugenden wachsen fühlte, während seine Tugend verfiel.

Denn der Mensch besitzt eine doppelte Tugend, die innere, deren er sich selbst bewußt ist, und jene äußere, die von dem Urteil der Menschen bestimmt wird. Was diese äußere betrifft, so war Goethe damals schlecht angeschrieben, und selbst Caroline Herder, die er wegen seiner Beziehungen zu Christiane ins Vertrauen gezogen, schrieb am 15. August 1788 an ihren Gatten:

mehrers dafür zu geben gemeynet, sich binnen gewöhnlicher Frist beym Rathe gehörig melden, ihr licitum angeben und darauf weiterer resolution gewarten können.

Signatum Weimar, den 30sten May 1747.

(L. S.) Der Rath daselbst.

Gebohrne.

Am 21ten dieses Monaths hat der Herr AmtsCopist, Vulpius, sein Töchterlein, Johanna Christiana Sophia, in Fürstl. Hofkirche taufen lassen.

Fremde, so angekommen sind.

Den 31sten May, Herr Obristlieutenant, von Hönning, aus Apolda.
Den 1sten Jun. Herr Postmeister, Wirsing, aus Auerstädt. Herr CammerRath v. Mannobach, aus Wolframsdorf. Herr Hofjunker v. Thangel, aus Thangelstädt. Herr HofRath, Wehler, aus Jena. Herr Sprachmeister, *Boulet*, aus Jena.
Den 4ten Herr lieutenant, von Hahn, in Churfächsischen Diensten.
Den 7ten Herr CanzleyDirector, Schmidt, aus Eißleben. Herr Superintendent [illegible], aus Ilmenau.

Marktpreis in dieser Woche.

Getraide. Fleisch.

Die Geburtsanzeige Christianens

„Eben war Goethe da; er hat viel Luſtiges — ich möchte ſagen Betäubendes — über ſeine häusliche menſchliche Situation geſagt; es war aber in allem ſo viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht ſtatt hat. Er hat nun alles Glück und Wohlſein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm ſei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Eſſen und Trinken hätte und dergleichen. Alles, was Du in Deinen drei Bänden der Philoſophie der Menſchheit geſchrieben hätteſt, käme alles darauf hinaus, daß ein Menſch ein Hausweſen beſitze — und ſetzte ich hinzu, ſich mit Vernunft regiere. . . . Goethe beſucht mich fleißig, er war geſtern da . . . Im ganzen will's mir nicht wohl mit ihm werden. Er lebt jetzt, ohne ſeinem Herzen Nahrung zu geben. Die Stein meint, er ſei ſinnlich geworden, und ſie hat nicht ganz unrecht . . ." Da iſt dieſe Wirkung der zweierlei Tugend in den beiden zitierten Briefſtellen deutlich zu erkennen. Denn wenn zuerſt Goethes Perſönlichkeit unmittelbar und poſitiv auf Caroline einwirkt, ſo iſt ſie bald darauf das Sprachrohr für Frau von Steins negierende Kritik. —

So hatte dieſes Bittgeſuch weitere und tiefergreifende Folgen, als irgend jemand anfangs denken konnte. Es hat für Goethe ſelbſt eines der wichtigſten und in ſeine ganze Exiſtenz einſchneidendſten Erlebniſſe hervorgerufen, ein Erlebnis, das von ſo langer Dauer war, daß man es richtiger ein Leben nennen könnte.

Vor allem war Goethe bemüht, für den jungen Vulpius zu ſorgen, der 1788 Privatſekretär beim Freiherrn v. Soden in Nürnberg war, und ſpäter eine ähnliche Stellung beim Grafen v. Egloffſtein auf Egloffſtein übernahm. Goethe ſchrieb ſeinetwegen an ſeinen Jugendfreund F. H. Jacobi: „Du verlangſt einen jungen Mann zum Sekretär und zum Unterricht Deiner Kinder und ich habe eben einen, den ich gar zu gerne unterbringen möchte, ich wünſchte nur, daß er auch Dir recht wäre. Sonderbar iſt's, daß ich neulich ihn Dir empfehlen

wollte, auch etwa der Fürſtin (Gallitzin), weil Euch doch manches vorkommt, und daß eben mit Deinem Brief einer von ihm ankommt, worin er mir ſeine Not klagt und meine Interzeſſion anruft. Er hat von Jugend auf Dispoſition zu den Wiſſenſchaften gezeigt und hat früh aus Neigung und Not geſchrieben und drucken laſſen. Er heißt Vulpius, Du haſt ſeinen Namen irgendwo geleſen. Das iſt nun nicht eben die beſte Rekommendation. Wir erſchrecken über unſere eigenen Sünden, wenn wir ſie an andern erblicken. Es ward ihm ſauer genug, auf eine ſolche Weiſe ſich und einige Geſchwiſter zu unterhalten, er kam nicht zeitig genug hier in ein gewiſſe Karriere, ſehnte ſich nach einem Poſten und ward Sekretär bei einem Kreisgeſandten v. Soden in Nürnberg, der ihn als ein echter Geizhals behandelte und ihm nun den Abſchied gibt, weil ein anderer für noch weniger Geld noch mehr Arbeit im Hauſe übernehmen will. Er ſchreibt eine Hand, die nicht ſchön aber gemütlich iſt. Von ſeinem Franzöſiſch kann ich nicht ſagen, wie weit er es verſtehet, ſoviel weiß ich, daß er artig Italieniſch kann. Er hat eine gute Bildung und aus ſeinen Handlungen und Äußerungen ſchließe ich, ein gutes Gemüt. Ich habe mich ſeiner vor einigen Jahren angenommen, in meiner Abweſenheit verlor er jede Unterſtützung und ging, wie ſchon geſagt, nach Nürnberg. Freilich kann ich nicht ſagen, daß ich ihn genau kenne, ich habe mich für ihn intereſſiert, ohne ihn zu beobachten, ich habe ihm einige Unterſtützung verſchafft, ohne ihn zu prüfen. Seit mehr als zwei Jahren habe ich ihn nicht geſehen und kann Dir ihn alſo nur bedingt empfehlen. So viel kann ich ſagen, daß ich ihn, wenn ich einen ſolchen Menſchen brauchte, zum Verſuch ſelbſt nehmen würde, das iſt aber noch nicht genug für Dich. Bedenke nun, was ich da geſagt habe, ich will ihm ſchreiben, Dich nicht nennen, ihn über ſein Latein, Franzöſiſch uſw. zu befragen. Für ihn wäre es ein großes Glück, wenn Du ihn nähmeſt, aber es iſt die Frage, ob Du auch bedient wäreſt . . . Eigentlich hat der junge Vul-

pius, den ich Dir empfehle, Jura ſtudiert, ſich auch auf Geſchichte und Numismatik gelegt."

Was Goethe an Vulpius vor allem hervorzuheben wußte, iſt ſeine gute Bildung, und zwar tat er das zu einem Zeitpunkt, wo er noch nicht wiſſen konnte, welche Bedeutung Vulpius' Schweſter für ihn gewinnen, und wie man ihm und Chriſtiane ihre „niedrige und ungebildete" Abſtammung zum Vorwurf machen würde. Es iſt intereſſant zu verfolgen, wie hier gleich im Keim eine der Legenden um Chriſtiane durch ein einziges gültiges Dokument zu widerlegen iſt.

Aber nicht nur dem Jugendfreund, mit dem Goethe damals noch recht herzlich verbunden war, auch dem Profeſſor der Theologie in Erlangen, Hufnagel, empfiehlt Goethe ſeinen zukünftigen Schwager. Und wir wiſſen und können es auch aus der Art der Empfehlungen ſehen, die uns von Goethes Hand überliefert ſind, wie vorſichtig er gerade mit ſolchen Schriftſtücken umzugehen pflegte, wir wiſſen auch, daß er Empfehlungen mehr als einmal verweigerte, wenn er ſie nicht mit vollem Herzen geben zu dürfen glaubte.

In dem Schreiben an Hufnagel heißt es: „Ew. Wohlgeboren mir bekannte menſchenfreundliche Geſinnungen flößen mir das Vertrauen ein, Ihnen dieſen jungen Mann (Vulpius) zu empfehlen. Er iſt beſcheiden genug, um nicht überläſtig zu ſein, könnten Sie aber bei Ihren mannigfachen Konnexionen irgend etwas für ihn wirken, das ihm auf eine Zeitlang oder gar auf ſein ganzes künftiges Leben Vorteil brächte, ſo würden Sie gewiß keinen Undankbaren verbinden und mich zu angenehmen Gegendienſten dadurch auffordern. Gönnen Sie ihm indeſſen einigen Zutritt, ſtehen Sie ihm indeſſen mit gutem Rat bei und laſſen mich von ſeiner Aufführung einige Nachricht hören."

Und wieder ein halbes Jahr ſpäter, am 23. April 1789, empfiehlt ihn Goethe an ſeinen Verleger Göſchen, indem er ſchreibt: „In einiger Zeit wird ſich ein junger Mann bei Ihnen

melden, der Vulpius heißt und dem ich den einliegenden Brief einzuhändigen bitte. Er iſt von guter Art und nicht ohne Talente, können Sie ihm, da er ſich in Leipzig aufzuhalten gedenkt, Arbeit verſchaffen, ihm durch Empfehlung oder ſonſt nützlich ſein, ſo werden Sie mich verbinden.

Da ich mich ſeit langer Zeit für ihn intereſſiere, ihn aber in einigen Jahren nicht geſehen habe, ſo wünſchte ich: Sie ſchrieben mir ein Wort, wie Sie ihn finden. Aus ſeinen Briefen muß ich vermuten, daß ſein Gemüt durch verdrießliche Schickſale gelitten hat."

Es dauerte nicht lange, da fand Goethe ſelbſt Verwendung für ſeinen Schützling. Vulpius kam nach Weimar und wurde ſowohl beim Theater wie an der Bibliothek angeſtellt und betätigte ſich vielfach, wie Goethe in den „Annalen" hervorhebt. Es iſt anzunehmen, daß er auch ſpäter nie „überläſtig" geworden, denn das gute Einvernehmen zwiſchen den Familien Vulpius und Goethe dauerte fort und befeſtigte ſich immer mehr.

Als Vulpius nach Weimar zurück kam, fand er die Situation ſehr verändert: ſeine Schweſter Chriſtiane und mit ihr die jüngere Schweſter Erneſtine, ſowie eine Tante der Vulpius' namens Juliane lebten im Hauſe Goethes. Chriſtiane hatte einen Sohn von Goethe, den am 25. Dezember 1789 geborenen Julius Auguſt Walther, der ein Pathenkind des Herzogs Karl Auguſt war. Es ſcheint nicht, daß er oder ſonſt ein Mitglied der Familie Vulpius Anſtoß an dieſem Verhältnis genommen hat, auf das ſich wahrſcheinlich eine Stelle in einem Briefe Goethes an den Herzog bezieht, die lautet: „Ich ſchäme mich vor Ihnen dieſer ſtudentiſchen Ader nicht!" Sicher bedeutete Chriſtiane damals nicht viel für Goethe, ſie war ihm die liebe kleine Freundin, das Dirnchen, das er in vielen venetianiſchen Epigrammen pries, und das Hausmütterchen, das ſich ſeiner Wirtſchaft annahm und ihm das Behagen verſchaffte, das gerade eine Natur wie die Goethes am ſchwerſten entbehren konnte.

War indeſſen Goethes Neigung zu Chriſtiane zweifellos anfänglich nur ſinnlich, ſo wurde ſie bald mehr, — es kam die Wirkung „holder Gewöhnung“ hinzu. Und ſchon am 2. März 1789 kann er an Herder ſchreiben: „Ich habe mich ſchon wieder eingehamſtert und bin wohl auch nach meiner Art recht vergnügt. Trutz Schnee und Himmelgrau laß ich mir das Beſte von Kunſt und Natur fürtrefflich ſchmecken und habe meine ganze Einrichtung ‚ad intus‘ gemacht!“ Dazu gehörte nun auch, daß Goethe hausväterlich wurde, daß er für geregelte Einnahmen zu ſorgen beſtrebt war und ſchon anfangs September 1788 an Wieland ſchreibt: „Nun wünſcht ich zu wiſſen, ob Dir der Vorſchlag (einer Arbeit für den Merkur) annehmlich ſei, ob Du monatlich etwas magſt? Wieviel etwa an Bogen und Blätterzahl Dir recht wäre? Und damit unſer Kontrakt ganz rein werde, was Du mir dagegen an Gold und Silber geben willſt? Ob ich gleich keine Kinder zu ernähren habe, ſo muß ich doch darauf denken, etwas in den Beutel zu leiten, da ſo viel hinausgeleitet wird!“ Ein Kind hatte er damals freilich noch nicht, aber ein „Erotion“, deſſen Wirkung er immer ſtärker verſpürte, das ihn immer inniger mit Haus und Hof verband, ſo daß er am 10. Auguſt 1789 an Herder aus Ilmenau ſchrieb: „Hier ſind wir in dem Lande der berühmten Bergnymphen und doch kann ich Dir verſichern, daß ich mich herzlich nach Hauſe ſehne, meine Freunde und ein gewiſſes kleines Erotikon wiederzufinden, deſſen Exiſtenz die Frau Dir wohl wird vertraut haben.“

Als ſich ihm dann 1790 die Gelegenheit bietet, die Reiſe nach Italien zu wiederholen, wie er es früher ſo heiß erſehnt hatte, iſt er jetzt weniger erfreut, als er ſelbſt und als die Freunde es erwarten mochten. Der Abſchied ward ihm zu ſchwer. Das „zurückgelaſſene Erotion und das kleine Geſchöpf in den Windeln“ hielten ihn innerlich in Weimar feſt, als er ſchon längſt davon entfernt war und beide in ſeinem Brief vom 3. April dem Wohlwollen des Herzogs empfahl. Am 10. März in Jena

ſchrieb er Herdern, er wäre „von einem andern Abſchied ganz mürbe“ geweſen. Und am 12. ſchreibt er wieder: „Habt Dank für Eure Liebe und Euer Andenken. Ich gehe diesmal ungern vom Hauſe und dieſer Stillſtand in der Nähe (Jena) macht mir die Sehnſucht rückwärts noch mehr rege. Ich will ſuchen, morgen fortzukommen. — Da man gegen das Ende weich und ſorglich zu werden anfängt, ſo fiel mir erſt ein, daß nach meiner Abreiſe mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlaſſen ſind, wenn ihnen irgend etwas zuſtieße, worin ſie ſich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr geſagt, ſich in ſolch einem äußerſten Fall an Dich zu wenden. Verzeih!“ — Dieſes „Verzeih“ ſcheint mir charakteriſtiſch. Wie wenig verwöhnt durch Teilnahme muß Goethe geweſen ſein, wenn er einen ſeiner nächſten Freunde um Verzeihung bittet, weil er ihm einen uns ſelbſtverſtändlichen Vertrauensbeweis gibt.

Während der Abweſenheit in Italien wird ſich Goethe immer mehr der Intenſität ſeiner Neigung bewußt. Am 28. Mai ſchreibt er wieder an Herders: „Ich hoffe Euch wohl zu finden. Für die Geſinnungen gegen meine Zurückgelaſſenen danke ich Euch von Herzen; ſie liegen mir ſehr nahe und ich geſtehe gern, daß ich das Mädchen leidenſchaftlich liebe. Wie ſehr ich an ſie geknüpft bin, habe ich erſt auf dieſer Reiſe gefühlt. — Sehnlich verlange ich nach Hauſe, ich bin ganz aus dem Kreiſe des italieniſchen Lebens gerückt.“ So weit war er ſchon entfernt von den Junibriefen des vorigen Jahres an Frau von Stein.

Im Herbſt 1790 begleitete er den Herzog nach Schleſien und am 11. September ſchrieb er aus Breslau an Herder: „Auch bei mir hat ſich die ‚vis centripeta‘ mehr als die ‚vis centrifuga‘ vermehrt. Es iſt all und überall Lumperei und Lauferei und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegeſſen und bei meinem Mädchen geſchlafen habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen mir treu iſt, mein Kind lebt, mein großer

Ofen gut heizt, ſo hab ich weiter nichts zu wünſchen!“ Es ſind dies aber wirklich nicht nur Bedingungen des äußeren Behagens, die Goethe hier ausſpricht, es ſind die tiefſten Bedingungen ſeines Seins, ſeines Arbeitsvermögens, die ſich unter dieſer oberflächlich ſinnlichen Maske verbergen.

So hatten ſich in den kurzen zwei Jahren, die ſeit Goethes erſter Rückkehr aus Italien vergangen waren, oder richtiger, ſeit dem Beginn ſeiner vertrauten Beziehungen zu Chriſtiane, die er in einem Brief an Schiller vom 15. Juli 1788 herdatierte, dieſe ſelbſt und ihr Charakter völlig verändert. Die Liebelei, die „Augelchen“, um einen Goetheſchen Ausdruck zu gebrauchen, waren zur Liebe, zur Ehe geworden.

Aber dieſer erfreuliche Zuſtand, der nur von den Reiſen Goethes unterbrochen wurde, und dem die böſen Zungen von Weimar nicht viel anhaben konnten, dauerte nicht in ungetrübtem Glücke fort. Schon 1791 traf Chriſtiane die erſte ſchwere Prüfung, ein totgeborenes Söhnlein iſt am 15. Oktober in den Totenbüchern der Stadtkirche verzeichnet. Chriſtiane hat dieſen Verluſt ſchnell überwunden, ſie lebte ſtill mit den Ihrigen und mit dem geliebten Manne zuſammen, ſie hatte nie zur Geſellſchaft gehört, die Achtung der Geſellſchaft tat ihr darum auch nicht weh. Doch wenn es auch klar war, daß Goethe damals unmöglich eine kirchliche Ehe mit der bürgerlichen Chriſtiane ſchließen konnte, ohne dem Weimarer Hof und der ganzen Geſellſchaft den Fehdehandſchuh zuzuwerfen, ſo hatte er zweifellos nicht gedacht, daß die Feindſchaft und der Haß gegen ſeine „freie Ehe“ ſo hartnäckig feſtgehalten und fortgeſetzt werden ſollten. Das hat ihn gewiß weit mehr bedrückt, als Chriſtiane damals darunter litt. Ihr tat es viel weher, daß Goethe 1792 den Herzog bei der Campagne in Frankreich begleiten mußte. Als Schutz Chriſtianens und des kleinen Auguſt war damals Prof. Meyer, der „Kunſchtmeyer“, in Goethes Haus auf dem Frauenplan gezogen, das, erſt ſeit kurzem bezogen, nun ſeine architektoniſche Ausgeſtal-

tung erhielt. Wenn Goethe an ihn ſchrieb, ſo ſprach er von Chriſtianen nie anders als von Profeſſor Meyers „kleiner Hauswirtin und Nachbarin“, gab ihr alſo vollſtändig das Hausfrauenrecht und die Hausfrauenſtellung dem Freund gegenüber. Oder er nannte ſie kurz die „Kleine“, aber niemals konnte ein Zweifel darüber entſtehen, daß ſie durchaus die Stellung der Herrin im Hauſe einnahm.

Aus dieſer Zeit haben wir Goethes erſte Briefe an Chriſtiane. Sie ſind ein wenig lehrhaft, ein wenig väterlich; wenngleich er ſich ſeiner leidenſchaftlichen Liebe für ſie ſchon voll bewußt war, ſo war ihm ihre Bedeutung für ihn, die Stelle, die ſie ſpäter in ſeinem Leben ausfüllen ſollte, noch nicht klar geworden. Und ſelbſtverſtändlich war Chriſtiane damals auch noch nicht, was ſie ſpäter wurde. Wenngleich ſie nicht mehr ganz jung war, als Goethe ſich ihr genähert hatte, — 23 Jahre bedeuteten in jener Zeit für ein Mädchen ein ſchon recht reſpektables Alter — ſo war ſie natürlich noch unentwickelt in vieler Beziehung. Sie ſtammte aus engen, von Not bedrängten Verhältniſſen, ſie hatte eine mangelhafte Schulbildung erhalten, wie es damals für Frauen ſelbſtverſtändlich war, ſie mußte erſt hineinwachſen in die neue Stellung, die ihr da eingeräumt wurde. Sie mußte den Entwicklungsgang von der Geliebten zur Gattin durchmachen.

Goethe wurde ſich klar, daß ſie ihm mehr bedeute, als nur einen vorübergehenden Rauſch, aber wie viel mehr, das konnte er damals nicht abſchätzen, weil er nicht beurteilen konnte, wie viel in Chriſtiane lag, wie viel in ihr zu erwecken war. Die erſten Briefe vom 17. Auguſt aus Frankfurt und vom 25. aus Trier laſſen den Ton erkennen, den etwa ein Student ſeinem „kleinen Verhältnis“ gegenüber anſchlagen mag, obwohl ſie durchaus zärtlich und innig ſind:

„Heute habe ich deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und ſchreibe dir nun auch, um dir wieder einmal zu ſagen, daß

ich dich recht lieb habe und daß du mir an allen Ecken und Enden fehlst.

Meine Mutter habe ich wohl angetroffen und vergnügt und meine Freunde haben mich alle gar freundlich empfangen. Es gibt hier mancherley zu sehen und ich bin diese Tage immer auf den Beinen geblieben. Meine erste Sorge war das Judenkrämchen, das morgen eingepackt und die nächste Woche abgeschickt wird. Wenn es ankommt, wirst du einen großen Festtag feyern, denn so etwas hast du noch nicht erlebt. Hebe nur alles auf, denn einen solchen Schaz findet man nicht alle Tage.

Lebe wohl. Grüße Herrn Meyer und küsse den Kleinen. Sag ihm, der Vater komme bald wieder. Gedencke mein. Bringe das Hauß hübsch in Ordnung und schreibe mir von Zeit zu Zeit."

„Wo das Trier in der Welt liegt, kannst du weder wissen noch dir vorstellen, das schlimmste ist daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von dir entfernt bin. Es geht mir ganz gut. Ich habe meine Mutter, meine alten Freunde wiedergesehen, bin durch schöne Gegenden gereist aber auch durch sehr garstige und habe böße Wege und starcke Donnerwetter ausgestanden. Ich bin hier, ohngefähr noch eine Tagreise von der Armee, in einem alten Pfaffennest, das in einer angenehmen Gegend liegt. Morgen gehe ich hier ab und werde wohl übermorgen im Lager seyn. Sobald es möglich ist, schreibe ich dir wieder. Du kannst um mich ganz unbesorgt seyn. Ich hoffe bald meinen Rückweg anzutreten. Mein einziger Wunsch ist dich und den Kleinen wiederzusehen, man weiß gar nicht was man hat, wenn man zusammen ist. Ich vermisse dich sehr und liebe dich von Herzen. Das Judenkrämchen ist wohl angekommen und hat dir Freude gemacht. Wenn ich wiederkomme bringe ich dir noch manches mit, ich wünsche recht bald. Lebe wohl. Grüße Meyern und sey mir ein rechter Haußschatz.

Adieu, lieber Engel, ich bin ganz dein."

Die Sehnsucht ward immer größer und leidenschaftlicher, auch eine gewisse angstvolle Eifersucht mischte sich in Goethes

Empfindungen. Und dabei blieb doch ein Grundton ſicherer vertrauender Liebe, der ſeinen Briefen einen eigentümlichen Charakter verleiht. Es iſt ſchade, daß der Raum nur geſtattet, ſeeliſch bedeutende Briefe abzudrucken und nicht auch jene ſachlichen Berichterſtattungen, die ein liebenswürdig-humorvolles Bild des Kriegslebens geben und ſich ſichtlich bemühen, dem „Kleinen Hausſchatz“ die Sorgen um den fernen Geliebten zu mildern. Als nächſt bedeutungsvolle Schreiben kommen da die vom 8. September und vom 10. in Betracht. Ihre raſche Aufeinanderfolge ſagt auch vereint mit dem Inhalt, wie ſorglich Goethes Liebe ſich mit den in Weimar Zurückgebliebenen beſchäftigt.

„Wir ſtehen noch bey Verdün, werden aber bald vorwärts gehen, ich befinde mich recht wohl und habe keine Zeit hypochondriſch zu ſeyn. Wäre es möglich, daß ich dich um mich hätte; ſo wollte ich mirs nicht beſſer wünſchen. Ich dencke immer an dich und an den Kleinen und beſuche dich im Hauße und im Garten und dencke mir ſchon wie hübſch alles ſeyn wird, wenn ich wieder komme. Du mußt mich aber nur lieb behalten und nicht mit den Aeugelchen zu verſchwenderiſch umgehen.

Eh wir hier abreiſen wird ein Körbchen abgehen mit Liqueur und Zuckerwerck, davon genieße was mit Herrn Meyer, das übrige heb auf, ich ſchicke dir noch allerley in die Haußhaltung. Wenn dieſer Brief ankommt biſt du vielleicht ſchon im vordern Quartier. Richte nur alles wohl ein und bereite dich eine liebe kleine Köchin zu werden. Es iſt doch nichts beſſer als wenn man ſich liebt und zuſammen iſt. Lebe recht wohl und bleibe mein. Ich habe dich recht herzlich lieb.“

„Ich habe dir ſchon viele Briefchen geſchrieben und weiß nicht wenn ſie nach und nach bey dir ankommen werden. Ich habe verſäumt die Blätter zu numeriren und fange jetzt damit an. Du erfährſt wieder, daß ich mich wohl befinde, du weißt, daß ich dich herzlich lieb habe. Wärſt du nur jetzt bey mir! Es

ſind überall große breite Betten und du ſollteſt dich nicht beklagen wie es manchmal zu Hauße geſchieht. Ach! mein Liebchen! Es iſt nichts beſſer als beyſammen zu ſein. Wir wollen es uns immer ſagen wenn wir uns wieder haben. Dencke nur! Wir ſind ſo nah an Champagne und finden kein gut Glas Wein. Auf dem Frauenplan ſolls beſſer werden, wenn nur erſt mein Liebchen Küche und Keller beſorgt.

Sey ja ein guter Hausſchatz und bereite mir eine hübſche Wohnung. Sorge für das Bübchen und behalte mich lieb.

Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedancken eiferſüchtig und ſtelle mir vor: daß dir ein andrer beſſer gefallen könnte, weil ich viele Männer hübſcher und angenehmer finde als mich ſelbſt. Das mußt du aber nicht ſehen, ſondern du mußt mich für den beſten halten, weil ich dich ganz entſetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir, allerley konfuſes Zeug, doch immer, daß wir uns lieb haben. Und dabey mag es bleiben.

Bey meiner Mutter hab ich zwey Unterbetten und Küſſen von Federn beſtellt und noch allerley gute Sachen. Mache nur, daß unſer Häuschen recht ordentlich wird, für das andre ſoll ſchon geſorgt werden. In Paris wirds allerley geben, in Franckfurt giebts noch ein zweytes Judenkrämchen. Heute iſt ein Körbchen mit Liqueur abgegangen und ein Päcktchen mit Zuckerwerck. Es ſoll immer was in die Haußhaltung kommen. Behalte mich nur lieb und ſey ein treues Kind, das andre gibt ſich. Solange ich dein Herz nicht hatte, was half mir da das übrige, jetzt da ichs habe, möcht ichs gern behalten. Dafür bin ich auch dein. Küſſe das Kind, Grüße Meyern und liebe mich. G."

Wir können uns zwar kaum vorſtellen, wie in einem Mann wie Goethe der Gedanke erwachen konnte, daß andere Männer angenehmer ſein könnten als er, beſonders wenn wir an die Idealerſcheinung der Trippelſchen Büſte denken, die vor nur wenigen Jahren in Rom gemacht worden war, aber wir empfinden die liebende und zart ausgedrückte Sorge des ſo viel

älteren Mannes um die an ihn durch kein äußeres Band geknüpfte Geliebte. Und wir verſtehen es, wenn Chriſtiane ſich durch ſolche Zweifel gekränkt fühlte, da ſie ohnedies ſchon ſo viel ausſtand an Sorge und Kummer, während ſie den Geliebten im Krieg wußte.

Goethe ſucht ſie auf alle Weiſe zu beruhigen, ſowohl über die Kriegsgefahr wie auch wegen der inneren Nöte. Am 10. Oktober ſchreibt er ihr:

„Du wirſt nun wohl ſchon wiſſen, daß es nicht nach Paris geht, daß wir auf dem Rückzuge ſind. Vielleicht bin ich, wenn du dieſen Brief erhältſt, ſchon wieder in Deutſchland. Der Krieg geht nicht nach Wunſch, aber dein Wunſch wird erfüllt, mich bald wieder nahe zu wiſſen.

Ich habe viel ausgeſtanden, aber meine Geſundheit iſt ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das mindeſte und an Hypochondrie iſt gar nicht zu dencken. Du wirſt einen recht muntern Freund wieder kriegen.

Du haſt wohl getan, mir nichts vom Uebel des kleinen zu ſchreiben, biß es vorbey war. Ich wünſche euch beyde bald wieder zu ſehen und euch an mein Herz zu drücken.

Wenn ich dir etwas ſchrieb, das dich betrüben konnte, ſo mußt du mir verzeihen. Deine Liebe iſt mir ſo koſtbar, daß ich ſehr unglücklich ſeyn würde, ſie zu verlieren, du mußt mir wohl ein Bißchen Eiferſucht und Sorge vergeben."

In demſelben Brief fordert er ſie auf, wieder in die Komödie zu gehen, damit ſie die Abende wenigſtens eine „kleine Luſt" habe. Und er freut ſich auf die gute Zeit ſeiner Zurückkunft. Am 15. Oktober klingt der Brief noch viel glücklicher, denn Goethe iſt ſchon in Luxemburg und kann hoffen, bald zurückzukommen.

„Wir mußten eilig aus Verdun und nun ſind wir ſeit vorgeſtern in Luxemburg, in wenig Tagen gehe ich nach Trier und bin wahrſcheinlich vor Ende dieſes Monats in Franckfurt. Sobald ich dort ankomme, ſchreib ich dir.

Wie froh ich bin zurückzukehren, kann ich dir nicht ausdrücken, das Elend, das wir ausgeſtanden haben, läßt ſich nicht beſchreiben. Die Armee iſt noch zurück, die Wege ſind ſo ruinirt, das Wetter iſt ſo entſetzlich, daß ich nicht weiß, wie Menſchen und Wagen aus Franckreich kommen wollen.

Wir wollen es uns recht wohl ſeyn laſſen, wenn wir nur erſt wieder zuſammen ſind. Lebe recht wohl, liebe mich und küſſe den Kleinen.

Schreibe mir nun nicht eher, biß du einen Brief aus Franckfurt erhältſt. Es iſt gar ſchön, daß ich hoffen kann, dir bald näher zu kommen."

Mitte Dezember kam Goethe heim und bis Mitte Mai blieb er in Weimar — freilich nicht in ungetrübtem Beiſammenſein mit den Seinen, da Chriſtiane mit dem an Blattern erkrankten Auguſt nach Jena reiſte, um dem Arzt Dr. Stark näher zu ſein. Vom 13. Mai 1793 aus Jena iſt der erſte Brief datiert, der von Chriſtiane erhalten blieb. Er lautet:

„Lieber, ich wünſche Dir, daß Du glücklich angekommen biſt, mit dem Auguſt geht es ſehr gut. Der Herr Hofrath hat geſagt, daß wir den 17. Mai wieder nach Weimar zurückkehren könnten. Du wirſt Dich ſehr freuen, wenn Du wieder zurückkömmſt und ihn gar nicht von Blattern verändert ſiehſt, er hat nicht viel und ſie ſchwären nicht tief und er iſt auch recht wohl. Mir gefällt es auch in Jena, aber auf dem Lande doch noch beſſer. Geſtern ſind wir in Burgau geweſen, da hat mir die Gegend ſehr wohl gefallen, die Saale und die ſchönen Berge und die Dörferchen. Der junge Hage hat uns auch den Waſſerbau an der Saale gewieſen, nun weiß ich dann auch, was es iſt, ich habe immer davon reden hören. Auf den Mittwoch wollen wir nach Lobeda und wollen den Auguſt mitnehmen, der wird ſich recht freuen. Es iſt ſehr gut, daß Du mich nicht in Weimar gelaſſen, ich ſehe hier immer viel Neues, aber ich wünſche mir nur immer, daß ich das alles mit Dir ſehen könnte, und wir könnten ſo ein paar

Schlenderſtündchen (Schlambensſtüngen) halten, da wär ich recht glücklich. Ich will aber recht artig ſein und mir immer denken, daß die ſchönen Stunden auch wiederkommen, und wir wollen ſie recht genießen. Es iſt mir aber ſehr lieb, daß wir dieſe Woche wieder nach Weimar gehen, denn man iſt hier doch nicht recht in ſeiner Ruhe. Schreibe mir nur bald und denke an das Judenkramichen.

In unſerem Hauſe muß man ſich ein bißchen ſtille halten, denn es geht gar zu loſe zu, der Jule dauert alle Nacht bis um 12 Uhr.

Sobald ich wieder in Weimar bin, ſchreibe ich. Behalt mich lieb und denk an mich.

Leb wohl, Du Süßer. Deine Dich ewig liebende Chriſtel."

Indeſſen reiſte Goethe nach Frankfurt zu ſeiner Mutter, um von dort aus den Herzog bei der Belagerung von Mainz aufzuſuchen. Damals machte er der Frau Rat Mitteilung von ſeiner Liebe, ſeinem Verhältnis zu Chriſtiane und ſie ſchrieb am 20. Mai 1793 den bekannten erſten Brief an die Geliebte ihres Sohnes, den ſie mit einem Geſchenk begleitet und in dem ſie ſich als „Ihre Freundin Goethe" unterzeichnet.

Wie dieſer Brief auf Chriſtiane wirkte, das zeigt ihr Schreiben vom 7. Juni, in dem es heißt: „Lieber, ich habe das ſchöne Tuch und alles erhalten und mich herzlich gefreut, aber der Gruß der lieben Mutter ging mir über alles — ich habe vor Freuden darüber geweint. Ich habe was ohne Dein Wiſſen getan, ich habe an die liebe Mutter geſchrieben und mich bei ihr bedankt, mein Herz ließ es nicht anders zu, ich mußte ſchreiben, Du wirſt doch nicht böſe darüber? Der Brief wird nun freilich nicht recht ſein, aber bitte die liebe Mutter, daß ſie nicht böſe auf mich wird, und ſage ihr, daß ich es nicht beſſer kann. Ach, Lieber, wenn Du nur hier wäreſt und ſäheſt, wie ich mich über das alles freue, aber am meiſten freue ich mich, daß die liebe Mutter nicht böſe auf mich iſt, das macht mich ſehr glücklich, denn das hat mich doch mannichmal betrübt.

Im Stillen habe ich darüber nachgedacht. Itzo fehlt mir nichts als Du, mein Lieber, daß ich mich mit Dir freuen könnte und Dir ſagen könnte, wie ich Dich immer herzlicher liebe und Du mein einziger Gedanke biſt, denn jede Freude iſt nur halb, wenn Du nicht dabei biſt."

So beglückt war Chriſtiane über die guten Worte der Frau Rat, daß ſie öfters darauf zurückkam in ihren Briefen aus dieſer Zeit, die ganz beſonders ſchwer für ſie war. Zu der Sorge um den geliebten Mann, den ſie, wenn auch nicht im aktiven Kriegsdienſt, ſo doch in ſteter Nähe der Gefahr wußte, kam ihre dritte Schwangerſchaft, ihre Einſamkeit in Weimar, und nur die Fürſorge für Haus und Garten und für den kleinen Auguſt waren ihr eine Ablenkung.

Darum ſchreibt ihr Goethe am 3. Juli etwas ſorgenvoll aus Marienborn:

„Du biſt ein recht liebes Kind, daß du mir ſoviel ſchreibſt, dagegen ſollſt du auch gleich wieder von mir einen Brief haben. Das Wetter war 14 Tage hier eben ſo ſchlimm, als es bey euch nur ſeyn konnte. Erſt verfror der Weinſtock und dann hatten wir Kälte, Regen, Sturm und mußten unter unſern Zelten viel erdulden. Jetzt iſt es deſto ſchöner, nicht gar zu heiß. Beſonders ſind die Nächte gar angenehm. Wenn wir nur nicht das traurige Schauſpiel anſehen müßten, daß alle Nacht die Stadt bombardiert wird und nun ſo nach und nach vor unſern Augen verbrennt.

Die Kirchen, die Türme, die ganzen Gaſſen und Quartiere eins nach dem andern im Feuer aufgeht. Wenn ich dir einmal davon erzähle, wirſt du kaum glauben, daß ſo etwas geſchehen könne. Tröſte dich ja über deine Gurken und ſorge recht ſchön für alles, du machſt mir recht viel Freude dadurch. Wir wollen ja aneinander feſthalten, denn wir fänden es doch nicht beſſer. Behalte mich ja lieb wie ich dich. Meine Mutter hat dir geantwortet, es wird dich gefreut haben. Sie denckt gar gut gegen dich. Wenn kein Zwirn bey den Sachen lag, ſo muß

ich ihn vergeſſen haben einzupacken, vielleicht liegt er noch zu Hauße bey dem Bügeleiſen und andern Sachen.

Wegen des Häußchens habe ich dem Herrn Geh. Aſſ. Rath Voigt geſchrieben. Den Wein kann ich nicht ſchicken, biß die Hitze nachläßt. Grüße aber indeſſen den Bauverwalter und ſage ihm, daß er ein Fäßchen haben ſoll. Er mag doch auch mit dem Gärtner ein vernünftig Wort reden, daß nichts ſtockt.

Nimm dich auch hübſch in Acht, daß du dir und dem Ankommenden nicht ſchadeſt, küſſe den Kleinen und behalte mich recht lieb."

Am 22. Auguſt kam Goethe nach Weimar zurück und ging nur noch für einige Tage wieder nach Jena, wohin Chriſtiane ihm ſchrieb:

„Ich hoffe recht darauf, Dich wiederzuſehen, denn mir iſt es ein bißchen ‚kurigos' zu Muthe. Wenn Du aber hier biſt, iſt es doch beſſer." Und ein wenig ſpäter bittet ſie ihn, ihr nur zu ſchreiben, „wie die Krabskrälligkeit heißen ſoll, denn einen Taufnamen muß es doch haben." Dieſes offenbar von Goethe herrührende Wort ſcheint die Seelenverfaſſung während der Schwangerſchaft zu charakteriſieren und wurde dann auf dieſe und auf ihre Frucht übertragen. Der erwählte Name, Caroline, wurde nicht lange gebraucht, denn das kleine Mädchen lebte nur vom 21. November bis zum 4. Dezember 1793.

Das Jahr 94 verging faſt ganz in ſtillem Zuſammenleben, von einer kurzen Reiſe Goethes im Sommer unterbrochen. Im Herbſt 94 war Schiller zum erſtenmal als Gaſt in Goethes Haus. Vor ſeiner Hinkunft mußte er mit Rückſicht auf ſeine ſchwache Geſundheit allerlei Bedingungen ſtellen, — er warnte den neuerworbenen Freund, daß er ſich an keine Regeln des häuslichen Lebens, an keine beſtimmten Stunden zur Mahlzeit binden könne und kam erſt, nachdem Goethe ihm völlige Bewegungsfreiheit im Haushalt zugeſichert hatte — da ſchrieb er bei ſeiner Rückkehr am 29.: „Ich ſehe mich wieder hier, aber

Das Bertuch'sche Haus in Weimar (die frühere Blumenfabrik)

mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit koſten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben, aber keine einzige, hoffe ich, ſoll verloren ſein ...“ Und in dieſem ganzen Dankbrief ſteht kein Wort, kein Gruß an Chriſtiane, die durch ihre Fürſorge es einzig möglich gemacht hat, daß Schiller in Goethes Haus das ihm gemäße Leben führen konnte. Man würde das für einen Zufall halten müſſen, wenn es nicht eine Erſcheinung wäre, die ſich in der ganzen Korreſpondenz zwiſchen Schiller und Goethe wiederholt. Wir werden noch ausführlicher darauf zurückzukommen haben.

Einen Einfluß auf Goethes Beziehungen zu Chriſtiane hatte das nicht. Wenngleich beide ſicher ſehr darunter gelitten haben, ſo kamen ſie doch immer nur zu demſelben Schluß. Goethe wiederholt ihn in faſt jedem Brief; ſo auch in dem vom 15. Juli 1795: „Lebe wohl und grüße und küſſe Guſteln. Adieu, liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nichts beſſeres ſehe, als Dich zu lieben und mit Dir zu leben.“

Dieſer Brief — aus Karlsbad — enthält auch manches über die „Augelchen“, das Goethe'ſche Wort für Liebeleien, und findet für alles den gleichen Schluß: „Von Oſten nach Weſten, zu Hauſe am Beſten!“ Denn zu Hauſe ſind Frau und Kind, die immer inniger mit ihm und untereinander verwachſen. Darüber ſchrieb Chriſtiane ſchon am 11. April desſelben Jahres nach Jena: „Das Kind hat ſein Väterchen ſehr lieb, aber das Mütterchen auch!“ Und ein kindlicher Stolz drückt ſich immer wieder in ihrem Mutterglück aus — ſie war ja auch ein Kind und iſt es bis an ihr Ende geblieben, ein lebensſprühendes Naturkind. — In dieſem Jahr, 1795, erwartete Chriſtiane ihr viertes Kind, das von Frau Aja in ihrem Brief vom 24. September im voraus begrüßt wurde:

Lieber Sohn!

Hier kommt der Judenkram — wünſche damit viel Vergnügen! Auch gratulire zum künftigen neuen Weltbürger — nur

ärgert mich daß ich mein Enckelein nicht darf ins Anzeigblättgen ſetzen laſſen — und ein öffentlich Freudenfeſt anſtellen — doch da unter dieſem Mond nichts Vollkommnes an zutreffen iſt, ſo tröſte ich mich damit, daß mein Häſchelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe iſt — Küſſe mir deinen Bettſchatz und den kleinen Augſt — und ſage letzterem — daß das Chriſtkindlein Ihm ſchöne Sachen bringen ſoll.

. . . . . .

Lebe wohl! grüße alles was dir lieb iſt
von deiner treuen Mutter
Goethe.

Am 30. Oktober wurde das Kind geboren, es war ein Knabe, der den Namen Karl führen ſollte, und über deſſen Geburt und Taufe wir drei Briefe Goethes an Voigt erhalten haben, die vermutlich in den erſten Tagen des November geſchrieben wurden: Sie lauten: „Vielleicht wäre es gefällig, heute Abend gegen ſiebene mit mir ein wenig ſpazieren zu gehen und über die im Kaſten befindlichen Exhibita zu ſprechen. — Ich würde dabei einer kleinen Verlegenheit erwähnen, in der ich mich befinde, und mir Ihren freundlichen Rat erbitten."

Der Rat muß nach Wunſch ausgefallen ſein, Goethes Bitte wurde erfüllt, denn im zweiten Billet ſteht: „Um 3 uhr werde ich mich alſo, ohngefähr in der Geſtalt, wie man zu Hofe geht, zur heiligen Handlung tragen laſſen, wo ich Sie vergnügt und wohl anzutreffen hoffe. Was die Geſchenke betrifft, ſo werde ich der von Ihnen angezeigten Gradation folgen:

Der Lieberinn einen Laubtaler (Die Hebamme)
Dem Kirchner einen Konventionstaler
Dem Andres einen Gulden
Der Wartfrau einen halben Laubtaler

geben. Weil ich es ſonſt nicht mit ganzen Stücken zu machen weiß. Leben Sie recht wohl."

Und nach vollendeter Taufe, die Goethe ſeiner ganzen Ge-

ſinnung und der beſonderen Situation nach nicht wenig unbequem geweſen ſein muß, ſchreibt er zum drittenmal in dieſer Angelegenheit: „Noch danke ich Ihnen herzlich für Ihren Anteil an meinem geſtrigen Tag und für alles Liebe und Gute, das Sie mir ſo ununterbrochen erzeigen. Da ich heute nicht ausgehe, ſehe ich Sie wohl gegen Abend bei mir, um einiges zu beſprechen."

Auch dieſes Söhnlein blieb nicht am Leben.

Wie ſchwer Goethe und Chriſtiane dieſen Verluſt empfunden haben, dafür geben Chriſtianens Briefe an Goethe, dafür gibt Goethes Korreſpondenz mit Schiller das Zeugnis.

Goethe ſchrieb an Schiller am 25. Oktober 1795: „Heute komme ich nicht, mein Lieber, aber ich hoffe bald. Jeden Tag erwarte ich einen neuen Weltbürger in meinem Hauſe, den ich doch gern freundlich empfangen mochte." — Es iſt bekannt, daß Goethe in ſeiner Studentenzeit ſelbſt einen Geburtshelfer-Kurſus durchgemacht hatte. — Schiller antwortet: „Zu dem neuen Hausgenoſſen gratuliere ich im voraus. Laſſen Sie ihn immer ein Mädchen ſein, ſo können wir uns noch am Ende mit einander verſchwägern." Goethe geht auf den Scherz ein. „Das Schwiegertöchterchen ſäumt noch" am 28. Oktober. Am 1. November fragt Schiller an: „Ich bin ungeduldig, wieder ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Das Evenement im Hauſe iſt, wie ich hoffe, glücklich vorbeigegangen." Aber bei alldem wird Chriſtiane nicht erwähnt, Schiller fragt nicht nach ihr und Goethe ſpricht mit der für ihn charakteriſtiſchen Zurückhaltung nicht ungefragt. Am ſelben Tage teilt er Schiller mit: „Statt eines artigen Mädchen iſt endlich ein zarter Knabe angekommen und ſo läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerſchaft und zu Vermehrung der dichteriſchen Familie für ein Mädchen zu ſorgen." Als das Kind geſtorben war, ſchickt Schiller am 20. November folgenden immerhin befremdlich

wirkenden Kondolenzbrief, der doppelt befremdet, wenn man ihn mit dem Brief vergleicht, den Goethes Mutter aus dem gleichen Anlaß am 2. Februar 1796 an ihren Sohn schrieb. „Den Verluſt, den Sie erlitten, haben wir herzlich beklagt. Sie können ſich aber damit tröſten, daß er ſo früh erfolgt iſt und mehr Ihre Hoffnung trifft. Ich könnte mich ſchwer darein finden, wenn mir mit meinem Kleinen jetzt noch ein Unglück begegnete." Kein Wort, keine Frage nach der Mutter, nach der man ſonſt bei dergleichen Anläſſen zuerſt zu fragen pflegt. Wieder könnte man annehmen, daß es ein Zufall, ein abſichtsloſes Verſehen ſei, wenn nicht dieſer Zufall in dem ganzen Briefwechſel zur Methode würde.

Der Brief von Goethes Mutter lautete: „Daß dem lieben kleinen Söhnchen ſeine Rolle hienieden ſo kurtz ausgetheilt war, thut mir ſehr leid — freylich bleiben nicht alle Blüthen um Früchte zu werden — es thut weh — aber wenn die Saat gereift iſt und kommt dann ein Hagelwetter und ſchlägts zu Boden was in die Scheuern eingeführt werden ſoll, das thut noch vil weher — Wenn aber nur der Baum ſteben bleibt; ſo iſt die Hoffnung nicht verlohren. Gott erhalte dich — und den lieben Auguſt und deine Gefährtin — dies iſt mein innigſter und herzlichſter Wunſch."

Gewiß kann man von einem Freund nicht die Teilnahme einer Mutter erwarten und Goethe hat offenbar nie von Schiller verlangt, daß er freundſchaftlich an ſeinem Leben teilnehme, er hat ſich vollkommen mit dem geiſtigen Austauſch begnügt, obgleich er ſelbſt Schiller in jeder Weiſe entgegenkam und auch von ihm menſchlich und freundſchaftlich geſucht wurde. Er hat von Schiller nichts verlangt, wo dieſer verſagen mußte. Und daß er verſagte, das können wir aus vielen Dokumenten erſehen, mehr natürlich aus dem, was fehlt, als aus dem, was daſteht.

Schon im Winter 1795 hat Goethe das Ehepaar Schiller zu ſich eingeladen, am 18. Februar ſchreibt er: „Sie könnten

beide bei mir einkehren, oder wenn auch das Frauchen ſich lieber wo anders einquartierte, ſo wünſchte ich doch, daß Sie wieder das alte Quartier bezögen. Machen Sie es ganz nach Ihrem Sinne, Sie ſind mir beide herzlich willkommen." Schiller antwortet: „Das elende Wetter hat wieder allen meinen Mut mit fortgenommen und meine Türſchwelle iſt wieder die alte Grenze meiner Wünſche und meiner Wanderſchaft. Wie gerne will ich von Ihrer Einladung Gebrauch machen, ſobald ich meiner Geſundheit ein wenig trauen kann, ſollte ich Sie auch nur auf etliche Stunden ſehen. Mich verlangt herzlich danach, und meine Frau, die ſich ſehr auf dieſen Beſuch bei Ihnen freut, wird mir keine Ruhe laſſen, ihn auszuführen." Chriſtiane wurde nicht erwähnt, und Charlotte Schiller ſtieg natürlich nicht in Goethes Haus ab. Hat ſie doch auch ſpäterhin, noch 1812, als Chriſtiane längſt Goethes rechtmäßig angetraute Gattin war, dieſe nie anders als die „dicke Hälfte" genannt, auch in den Briefen an die Prinzeſſin Caroline, an die ſpätere Herzogin von Mecklenburg-Schwerin, offenbar ohne ſich klar zu machen, wie takt- und geſchmacklos eine derartige Äußerung ſei.

Wohl kann man ſagen, daß wir nicht wiſſen, was Chriſtiane getan hat, um eine ſolche Abneigung zu erregen. Aber wir wiſſen eben gar nichts darüber, haben keine Zeugniſſe für irgendwelche Übeltaten ihrerſeits überliefert erhalten, und finden, daß unter allen Umſtänden ein gewiſſer Mangel an innerer Höflichkeit, an menſchlicher Teilnahme ſich darin ausſpricht, wenn man in ſolchem Moment kein gutes Wort zu finden vermag. Ein derartiges Verhältnis iſt ein Prüfſtein, und Schiller hat nicht Probe gehalten. Derſelbe Schiller, der im Juli 1796 alle Details über die Niederkunft ſeiner Frau, über ſeine Sorgen vorher, ſeine Freude nach der glücklich erfolgten Geburt eines Söhnchens berichtet, in der ſelbſtverſtändlichen Sicherheit, bei Goethe warme Teilnahme zu finden. Goethe hat ſchon vor dieſer Geburt Schillers Söhnchen Karl zu ſich nach Weimar

eingeladen, um die Freunde zu entlaſten, es lag nicht an ihm, daß für den kleinen Schiller anderweitig geſorgt war. Am 13. Juli zur Taufe des zweiten Sohnes ſchreibt er: „Viel Glück zum guten Fortgang alles deſſen, was ſich aufs neue Lebendige bezieht. Grüßen Sie die liebe Frau und Frau Gevatterin (Charlotte von Kalb). Zur Taufe hätte ich mich ohngebeten eingeſtellt, wenn mich dieſe Zeremonien nicht gar zu ſehr verſtimmten. Ich komme dafür Sonnabend und wir wollen ein paar frohe Tage genießen. Leben Sie wohl. Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche, mein Eheſtand iſt eben acht Jahre alt und die franzöſiſche Revolution ſieben Jahre alt.“ Schiller antwortet darauf nicht, Goethes „Ehe“ ignoriert er, dafür berichtet er aber, daß ſeine Frau nicht ſtillen kann. Am 30. Sept. oder 1. Okt. 1796 ſchreibt Chriſtiane dagegen an Goethe in bezug auf die Erkrankung von Schillers Söhnchen Ernſt: „Daß Du bei ſolchen Umſtänden wenig Freude haſt, kann ich mir wohl denken und wenn man weiß, wie wehe es thut, ein Kind zu verlieren, ſo empfindet man den Verluſt mit jedermann. Iſt es denn das kleine oder das große? Mir iſt es auch gar nicht vergnüglich zu Muthe. Ich dachte mir gewiß, daß Du heute kommen wirſt, die kalten Tage und die langen Abende wollen mir gar nicht gefallen. Das Bübchen ſagt heute: ‚Ach, du lieber Gott, kommt denn mein Vater wieder nicht?‘“ —

So bringen für den Freund, der Chriſtianens Exiſtenz ſo beharrlich ignoriert, beide, Goethe und Chriſtiane, immer wieder Opfer. Auch am 26. März 1797 ſchreibt Goethe: „Hier ſchicke ich Dir, mein liebes Kind etwas Geld, damit Du dieſe Woche verſorgt ſeiſt. Wie gern käm ich gleich heute zu Dir, denn ich habe hier eigentlich nichts mehr zu tun. Nur möchte ich abwarten, bis Schiller mit einem Stück ſeiner Arbeit fertig iſt, das er mir vorleſen will. Alles andre könnte ich recht wohl in der Nachbarſchaft meiner lieben Kinder tun. Ich ſehne mich recht, Euch wieder zu ſehen und komme vergnügt

zurück, da mir alles nach Wunsch gelungen ist. Lebe recht wohl und behalte mich lieb!"

Das war von jenem Jenaer Aufenthalt im Frühling 1797, als Christiane und August Goethe bis Kötschau begleitet hatten und sie ihm nachher schrieb (am 21. Februar 1797): „Stell Dir vor, wie lieb Dich Deine beiden Hasen haben: Wie Du in Kötschau von uns weg warst, gingen wir raus und sahen auf dem Berg Deine Kutsche fahren, da fingen wir alle beide eins an zu heulen und sagten alle beide, es wär uns so wunderlich."

Und Goethe antwortet ihr: „Es war mir neulich auch gar nicht recht, Euch zu verlassen, wir waren, obgleich nicht gesprächig, doch gar wohlbehäglich beisammen ..."

Solche Äußerungen sind typisch und sie widersprechen der Auffassung, Christiane habe nichts anderes vermocht, als für Goethes leibliches Wohl und durch ihr munteres Geplauder für seine Zerstreuung zu sorgen. Mit Menschen, die nur munter plaudern können, ist man nicht „wohlbehäglich" und stille zusammen.

Während dieses Aufenthalts in Jena war in den ersten Tagen des März ein großer Brand in Weimar, über den Christiane an Goethe berichtet und dann sagt: „Du kannst Dir aber auch denken, ich war beinahe todt, und in 2 Minuten war auch schon unsere ganze Stube voll gute Freunde, die mir beistehen wollten. Und in Gedanken wünschte ich nur Dich." Goethe antwortet darauf: „Ich kann denken, wie Du über das Feuer erschrocken bist und bedaure Dich herzlich; doch kann es bei unsern guten Anstalten nicht schaden, wenn manchmal ein kleines Unglück begegnet, damit nur die Aufmerksamkeit nicht einschläft. Ich will aber doch, sobald ich hinüberkomme, die Treppe an Deiner Seite hinaufwärts machen lassen und Hornyen, auf einen solchen Fall, die Sorge für das Museum übertragen; dadurch wärest Du schon einer großen Sorge überhoben."

In diesem Frühling suchte Christiane auch ihren Einfluß zu Gunsten ihres Bruders geltend zu machen. Am 26. Mai schreibt sie: „Nun aber komme ich mit einer Wehklage: Der unglückselige Theaterdichter ist in der größten Noth und Betrübnis. Er bittet sehr, daß Du, Lieber, seinen bestimmten Gehalt von Ostern angehen lassen möchtest, weil er schon Vorschuß bekommen hat. Und wenn daher nichts auf (unleserlich) hat, daß er dann nur etwas auf Johanni herausbekäm, weil er von dem Gelde von der Bibliothek noch sein Jährchen bei den Juden zu bezahlen hat. Auch bitte er sehr, daß Du ihm etwas bestimmen solltest, denn der Hofkammerrat wäre zwar gut gegen ihn, wenn es aber Geld beträfe, so wär er keines Menschen Freund. Er hat mir im Vertrauen gesagt, daß er schon an ihm gemerket hat, daß er ihm auch den Opernhandel, wenn er seine Besoldung bekäm. Er hat gewiß auch schon welche verhandelt, worunter Kranz, der von meinem Bruder die Hälfte kriegt, auch sehr ärgerlich ist. Kurz, der arme Mann (Narr?) ist sehr betrübt. Ich bitte Dich recht sehr, daß Du Dich seiner ein bißchen annimmst, er verspricht auch, fleißig zu sein. Du wirst Deinen Hasen nicht unerhört lassen. Leb wohl."

Am nächsten Morgen meldet sie ihm: „Ich bin heute noch sehr hasig, aber gestern war ich gar ausgelassen. Spargel schick ich Dir heut nicht, die Frau von Stein hat sich erkundigen lassen, weil Du nicht da warst, ob sie nicht etwas Spargel kriegen könnte. Da habe ich heute 2 Pfund hingeschickt durch das Bübchen. Er wird immer größer und schmeckt gar vortrefflich."

Und Goethe antwortet: „Der Frau von Stein schicke ja von Zeit zu Zeit etwas Spargel und schicke das Kind überhaupt manchmal hin.

Die Angelegenheit, von der Du mir schreibst, will ich besorgen, ich kann wohl einsehen, warum man damit zu langsam ist." ——

So war denn Chriſtiane nicht mehr das „Erotion“ für Goethe, nicht mehr das „Dirnchen“, ſie war ihm die „Gattin“ geworden, die Liebe war Ehe geworden — trotzdem weder Schiller noch Frau von Stein ſie als ſolche anerkannten. Aber Goethe, dem das zeremonielle Anerkennen zuwider war, dem die Verhältniſſe der Weimarer Geſellſchaft und ſeine beſonders ſchwierige Stellung zum Hofe — Freund eines Fürſten ſein, auch wenn es ein Karl Auguſt iſt, bedeutet ſelten einen Freibrief, viel öfter ein Joch! — es auch damals nicht geſtatteten, fand doch einen Weg, der Frau ſeiner Wahl die Stellung zu geben, die ihr zukam. Und ſo nahm er ſie mit bis Frankfurt und ſtellte ſie und das Kind ſeiner Mutter vor, ehe er ſeine Fahrt nach Schwaben und der Schweiz antrat.

Vorher war er beſtrebt, Chriſtianen und das Kind ſicherzuſtellen, indem er ſein Teſtament aufſetzte. Er machte darin Auguſt zu ſeinem Univerſalerben und gewährte deſſen Mutter, die er als ſeine „Freundin und vieljährige Hausgenoſſin“ bezeichnete, Zeit ihres Lebens den Nießbrauch alles deſſen, was der Teſtator zur Zeit ſeines Todes in weimariſchen Landen beſitzen würde. Zum Teſtaments-Exekutor und Vormund war C. G. Voigt beſtellt, der auch beſonders bei etwaigen Veräußerungen mitzuwirken hatte. Voigt ſollte auch nach erfolgtem Tode der Mutter Goethes das von Frankfurt her zufallende Erbe in Obſorge nehmen und von deſſen Einkünften drei Viertel zum Beſten Auguſts verwenden, ein Viertel zur freien Dispoſition von Auguſts Mutter ſtellen. Um dieſes Teſtament aufſetzen zu können, wie Goethe es wollte, brauchte er die Einwilligung der Frau Rat, die denn auch im Brief vom 5. Juni 1797 eintraf.

Nach all dieſen Vorbereitungen wurde endlich die Reiſe angetreten, die Goethe urſprünglich bis Italien führen ſollte, die dann teils um der kriegeriſch-gefährlichen Zeitläufte willen, teils wohl in Rückſicht auf Chriſtianens Angſt und Einſamkeit auf die deutſch-ſprechenden Lande beſchränkt wurde.

Bis kurz vor Frankfurt reiſte die Familie zuſammen, dort trennte ſie ſich, Goethe eilte voraus, wohl um die Mutter auf den Beſuch ſeiner Angehörigen vorzubereiten. Sein Tagebuch verzeichnet: „3. Auguſt: Morgens 8 uhr in Frankfurt, abends 8 uhr kamen die Meinigen an. 4. Auguſt: Mittags mit meiner Mutter und den Meinigen in dem Schwanen gegeſſen. 7. Auguſt: Mittags im Schwanen. Fuhren die Meinigen um 3 uhr fort.“ An ſeinen Freund Heinrich Meyer, den „Kunſchtmeyer“, berichtet er am 5. Auguſt: „Ich will Ihnen, mein Lieber Freund, nur geſchwind vermelden, daß ich in Frankfurt glücklich mit den Meinigen angekommen bin. In dieſen erſten Tagen bin ich nur beſchäftigt, dieſen Fremdlingen alles zu zeigen, da ſie Montag den 7. ſchon wieder abreiſen ... Für heute nichts weiter, denn ich bringe keine Ideen zuſammen. Sobald meine kleinen Hausgenoſſen weg ſind, und ich mich nun von allem rückwärts noch mehr abgelöſt fühle, ſo ſchreibe ich weiter.“

Für dieſe Rückreiſe, die Chriſtiane allein bewerkſtelligen mußte, hatte Goethe inſoferne vorgeſorgt, als er einen Paß beſchafft hatte, der auf Frau Vulpius und Sohn lautete. Und ohne beſonderes Abenteuer oder Gefahr, wie ihre eigenen zum Teil recht launigen Berichte an Goethe mitteilen, kam Chriſtiane glücklich mit ihrem Auguſt nach Weimar zurück. Dieſe große Reiſe war nach mehreren Richtungen bedeutungsvoll. Erſtens iſt eine erſte weitere Reiſe für jeden empfänglichen Menſchen von großem Gewicht, beſonders wenn ſie in reiferen Jahren unternommen wird, dann aber gewann Chriſtiane bei ihrem Frankfurter Aufenthalt ſich recht das Herz der alten Frau Rat, das beweiſt deren Brief vom 24. Auguſt, in dem es heißt:

„Liebe Freundin!

Das Vergnügen ſo ich in Ihrem Lieben traulichen Umgang genoſſen macht mich noch immer froh — und ich bin meinem Sohn vielen Danck ſchuldig daß Er mir ſolches zu verſchaffen die Güte hat haben wollen. So kurtz unſere Zuſammenkunft war, ſo vergnügt und hertzlich war ſie doch — und die Hoff-

nung Ihnen meine Liebe einſt auf längre Zeit bey mir hir zu ſehen erfreut mich zum voraus — Da wir nun einander kennen; ſo wird die Zukunft immer vergnügter und beſſer vor uns werden — behalten Sie mich in liebevollem Andencken — und von meiner Seite glauben Sie das nehmliche." Und den Frau Rat mit den Worten ſchließt: „Leben Sie wohl! Dero treue Freundin und Mutter Goethe."

Das beweiſt auch der Brief von Goethe vom 25. Auguſt aus Frankfurt, in dem er ſchreibt: „Künftig, meine Beſte, wollen wir noch manchen Weg zuſammen machen. Meine Mutter hat Dich recht lieb und lobt Dich und freut ſich des Kleinen!"

Aber wichtiger iſt die Stellung, die Chriſtiane bei Goethe gewann, und deren er ſich wohl in dieſer Zeit noch klarer bewußt wurde als zuvor. Am 9. Auguſt ſchreibt er ihr ſchon aus Frankfurt: „Ich bin euch immer in Gedanken nachgefolgt und geſtern Abend in der Müllerin, die mir nur teilweiſe Vergnügen gemacht hat, dachte ich oft, daß Ihr nun ruhig in Schlüchtern ſitzen würdet. Ich verlange recht ſehr zu hören, wie Ihr Eure Reiſe zurücklegt, und hoffe das Beſte. Eure Briefe von Hanau haben mir viel Freude gemacht, ſage dem Kleinen, daß ich ſeine Briefe aufhebe und ſehen will, wie er nun immer beſſer ſchreibt. Ich habe angefangen, einiges zu überlegen und zu diktieren, aber es wird ganz unmöglich ſein, in dieſer Wohnung etwas zu arbeiten, ich will noch etwa 8 Tage zuſehen und dann irgend einen Entſchluß faſſen. Wenn Du wieder ſtille zu Hauſe biſt, ſo wirſt Du erſt recht gewahr werden, was für eine Menge Gegenſtände Du geſehen haſt."

Wir können es begreifen, daß Chriſtiane, die eben eine ihr ungeheuer erſcheinende Reiſe zurückgelegt hatte, — denn es war ihre erſte, und ihre erſte große Verantwortlichkeit für ſich und ihr Kind — davor ſchauderte, den Geliebten auf einer gefahrvollen Fahrt nach Italien zu denken, überhaupt nur daran zu denken, daß er ſich noch weiter von ihr entfernen könnte.

Sie ſchreibt am 18. Auguſt: „Wenn ich mir es gleich ſchon lange vorgeſtellt habe, daß Du reiſen würdeſt, ſo iſt es mir doch heut, als ich Deinen Brief erhalte, ſehr ſchwer aufgefallen. Ich und das Kind haben beide ſehr geweint. Es ſoll nach der Schweiz auch wegen des Krieges übel ausſehen. Ich bitte Dich ſehr, ſchreibt mir nur bald. Und wenn Du in der Schweiz biſt, laß mich auch immer etwas von Dir hören, und ich bitte Dich um alles in der Welt, gehe itzo nicht nach Italien! — Du haſt mich ſo lieb, Du läßt mich gewiß keine Fehlbitte thun. Was mich die Menſchen ängſtigen, daß Du nach Italien gingeſt, das glaubſt Du gar nicht; dem einen hat es der Herzog ſelbſt geſagt, das andere weiß es von Dir gewiß, ich will gar keinen Menſchen mehr ſehen und hören. Lieber, Beſter, nimm mir es nicht übel, daß ich ſo gramſele, aber es wird mir diesmal ſchwerer als jemals, Dich ſo lange zu entbehren; wir waren ſo aneinander gewöhnt.“

Goethe iſt bemüht, ſie zu beruhigen. Am 24. Auguſt ſchreibt er ihr:

„Vor allen Dingen muß ich dich bitten, mein liebes Kind, daß du dich über meine weitere Reiſe nicht ängſtigſt und dir nicht die guten Tage verdirbſt, die du haben kannſt. Du haſt dich mit deinen eigenen Augen überzeugt, daß ich in meiner hieſigen Lage nicht würde arbeiten können, und was ſollte ich ſonſt hier thun? da das allgemeine der Stadt bald beobachtet iſt und ich kein beſonderes Verhältnis weder habe noch haben mag. Die Jahreszeit iſt ſo ſchön, daß man ſchon den täglich beneidet, den man zum Thor hinaus fahren ſieht.

Du weißt überhaupt und haſt auf der letzten Reiſe geſehen, daß ich bey ſolchen Unternehmungen ſorgfältig und vorſichtig bin, du kannſt leicht denken, daß ich mich nicht mit heiler Haut in Gefahr begeben werde, und ich kann dir wohl gewiß verſichern, daß ich diesmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für dich und laß die Menſchen reden was ſie wollen, du weißt ja die Art des ganzen Geſchlechts, daß es lieber beunruhigt

und hetzt, als tröſtet und aufrichtet. Halte gut Haus und richte dich ſo ein, daß du mich entweder empfangen, oder auch vielleicht wieder zu mir kommen kannſt. Du haſt bey deiner kurzen Abweſenheit geſehen wie ſich deine Leute betragen haben und was du allenfalls für Einrichtungen machen müßteſt, wenn du länger wegbleiben ſollteſt. Sorge ja für das Kind und rede mit dem Doktor ab, was man allenfalls künftig auf der Reiſe thut, wenn das Übel wiederkommen ſollte.

Ich bin recht wohl zufrieden, daß du dir die goldenen Schnuren anſchaffſt und dich recht hübſch herausputzeſt, auch liegt ein Blättchen an Herrn Zapf bey, laß es von deinem Bruder ordentlich ſiegeln und überſchreiben.

Auch für einen Eimer Markobrunner 81er für den Bauverwalter iſt geſorgt, wovon du Nachricht geben kannſt, es iſt ein excellenter Wein, ich habe ihn geſtern ausgeſucht. Ich werde ihn unter meiner Adreſſe und um mehrerer Sicherheit willen unfrankiert ſchicken, du übergibſt dem Bauverwalter gleich den Wein und bezahlſt die Fracht, Accis und Trankſteuer.

Hierbey liegt auch eine Anweiſung auf 200 Thaler, die du bey Herrn Geheimde Rath Voigt auf Michael erheben kannſt.

Ich lege dir auch Preiſe von verſchiedenen Victualien bey, wie ſie hier gegenwärtig bezahlt werden, du wirſt dich freuen, daß du in deiner Küche nicht ſo theure Waaren brauchſt.

Die gute Mama ſchickt dir eine ſehr ſchöne Taſſe und noch einiges Zuckerwerk für's Kind und dich, laß dagegen ſogleich durch deinen Bruder wenn du es ſelbſt nicht finden kannſt, Hufelands Buch über das lange Leben, in 2 Bänden in meiner Bibliothek ſuchen und ſchicke es ihr mit einem dankbaren heiteren Briefe. Laß auch den Kleinen ſchreiben, denn ſie iſt gar zu gut gegen euch geſinnt." Man kann aus dem Brief erſehen, wie wohl es ihm tut, die Geliebte von der Mutter anerkannt zu wiſſen, und wie er bemüht iſt, Angſt und Sorge zu zerſtreuen.

Aus eben dieſem Gefühl inniger Vereinigung und Für-

ſorge iſt auch der Brief entſprungen, den Goethe am 11. September aus Tübingen an Chriſtiane ſchreibt. Es liegt eine tiefe, warme Anerkennung und Zuneigung in jedem Wort:

„Ob ich mich gleich langſam von dir nur immer entferne, ſo will ich dir doch um deſto geſchwinder wieder ſchreiben, damit du niemals an meinen Nachrichten Mangel haſt, denn der Brief, wenn er nur einmal abgeſchickt iſt, geht doch immer ſeinen Gang und kommt zur rechten Zeit an, dir zu ſagen, daß ich immerfort an dich denke. Je mehr ich neue Gegenſtände ſehe, deſto mehr wünſche ich ſie dir zu zeigen, du würdeſt finden, daß überall grader Verſtand, gute Wirtſchaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuſtänden ausmacht, und du würdeſt noch einmal ſo gern mit mir und in dem meinigen leben, wenn du die Art zu ſeyn ſo vieler Menſchen geſehen hätteſt. Beſonders wünſchte ich, daß du die große Fruchtbarkeit, Feld, Wein und Gartenbau, die mich bisher immer begleitet haben, hätteſt mit anſehen können.

Ich bin nun jetzt wieder in einem höheren Lande, wo alles weniger gedeiht, und auf meinem Wege nach der Schweiz werde ich nicht wieder in ſolche fruchtbare Gegenden kommen als ich verlaſſen habe, aber bey allem dieſem werde ich deiner gedenken und werde dir um ſo lieber etwas davon ſagen, als du auf deiner Reiſe nach Frankfurt ſchon einige Idee von dem ſonderbaren Wechſel erworben haſt, dem Berge und Flächen unterworfen ſind, und wie die Höhen, ſowohl wegen ihrer rauheren Luft als ihrem weniger guten Boden nicht zu der Fruchtbarkeit als glücklich gelegene Thäler gelangen können.

Von Menſchen habe ich manche kennen lernen, deren Umgang ich auch dir wünſchte, und von den übrigen angenehmen Zuſtänden als künſtlichen Gärten, Theatern uſw. habe ich manches geſehen, wobey du eben wie bey dem Frankfurter Theater dich verwundern würdeſt, weil du ſchon eben was beſſeres wenn gleich nicht ſo großes und weitläufiges kennſt.

Mein einziger Wunſch bleibt immer, daß ich mit dir und

dem Kinde, wenn seine Natur ein bißchen mehr befestigt ist, und mit Meyern noch einmal eine schöne Reise thun möchte, damit wir uns zusammen auch auf diese Weise des Lebens erfreuen mögen.

Hier bin ich bey Herrn Cotta sehr gut aufgehoben, die Stadt selbst ist abscheulich, allein man darf nur wenige Schritte thun um die schönste Gegend zu sehen. Die Stadt liegt auf einem Bergrücken zwischen zwey Thälern, und hat um sich herum viel Fruchtbarkeit, wenn diese auch gleich dem untern Lande nachsteht.

d. 12. Sept.

Ich höre durch Herrn Geheimde Rath Voigt daß du in den letzten Tagen des August eine doppelte Sorge und Angst gehabt hast, indem der Kleine krank war und das Feuer die Scheunen vorm Erfurter Thor verzehrte. Ich kann mir vorstellen, wie sehr du in beyden Fällen gelitten hast, und weiß daß du mich in diesen Augenblicken hundertmal zu dir gewünscht hast. Ich höre zu meiner Beruhigung daß der Kleine wieder auf gutem Wege ist, grüße ihn herzlich und halte ihn aufs beste. Herr Eisert mag auch in Absicht aufs Lernen mit ihm nur spielen und die Zeit hinzubringen suchen, damit er bald wieder zu Kräften komme.

Ich sehe der Zeit mit Sehnsucht entgegen, da ich euch wieder antreffe und durch meine Gegenwart vollkommen beruhigen werde. . . . (Adresse, usw.) . . .

Nun muß ich dir zum Schlusse auch noch mit eigener Hand sagen: wie sehr ich dich liebe, und wie sehr ich wünsche bald wieder an deiner Seite zu seyn. Behalte mich lieb, wie ich dich, damit wir uns herzlich mit Freuden wieder umarmen werden. Küsse den Kleinen tausendmal."

Der Natur der Dinge gemäß konnten diese Gefühle inniger Zuversicht und Liebe nur wachsen, selbst wenn Goethes entzündbares Gemüt zeitweilig sich anderen Frauengestalten zuwandte. Diese Entwicklung wurde noch unterstützt durch die

immer ſtärker erprobte Zuverläſſigkeit und Brauchbarkeit von Chriſtianens Bruder. Im letzten Sinne Freund, wie es Heinrich Meyer, wie Schiller und ſpäter Zelter, jeder in anderer Weiſe, für Goethe war, wurde Chriſtian Auguſt Vulpius natürlich nie für Goethe, aber er war ihm ein zuverläſſiger brauchbarer Beamter, den zu fördern er ſich angelegen ſein ließ, für den er manchen Beweis der Anerkennung und des Vertrauens hatte und den er auch als Theaterdichter beſchäftigte. Als Beleg hierfür erwähne ich die „Annalen", die oben angeführten Stellen aus dem Briefwechſel zwiſchen Goethe und Chriſtiane, und einen Brief Goethes an Voigt, der vom 18. April 1798 datiert iſt und beweiſt, wie Goethe bei aller Wahrung der Diſtanz ſeinen Einfluß für den Bruder Chriſtianens geltend machte.

Dann vergingen wieder Jahre ohne bedeutende äußere Ereigniſſe für Chriſtiane, in denen ſie oft auf die Anweſenheit des Geliebten verzichten mußte, wenn ihn amtliche und eigene private Arbeiten in die Nachbarſchaft Jena oder auf andere Reiſen führten.

Um ſo reicher waren ſolche Zeiten an inneren Erlebniſſen, die Goethe und Chriſtiane einander immer näher führten; immer mehr fühlte er ſich als ihr Gatte. Schon 1796 wird berichtet, daß die Stein von Lottchen Schiller vernommen habe, Goethe habe einmal dem eben abgereiſten Grafen Geßler zum Heiraten zugeredet, und auf die Frage von Körners Schwägerin, warum er ſelbſt nicht heirate, geantwortet: „Ich bin verheiratet, nur nicht mit Zeremonie!" Aber das half nicht viel nach außen hin. Es iſt übrigens für Weimar und Weimarer Art charakteriſtiſch: was Goethe zum Grafen Geßler und zur Schwägerin Körners ſprach, das berichtet Schillers Gattin ſchleunigſt weiter an Frau von Stein, und dieſe erzählt es wieder weiter und ſo entſtehen die Weimarer Romane aus Weimars klaſſiſcher und nachklaſſiſcher Zeit. Das echte typiſche Kleinſtadtleben, noch

Goethe: Die ſchlafende Chriſtiane

verſchärft durch den kleinen Hof, der Mittelpunkt und Probierſtein für alles Geklätſch und Geträtſch und für ſeine Wirkung war. Zu jener Zeit hätte Goethe, ſelbſt wenn er die „Jeremonie nicht verabſcheut“ hätte, nicht heiraten können, wollte er ſich nicht ſelbſt vom Hofe verbannen. Und er hatte es nicht nötig. Chriſtiane verlangte es nicht von ihm, ſie ſuchte die Geſellſchaft nicht, und wußte ſich ihrer zu erwehren, wenn ſie ihr zu nahe kam. Und das Verhältnis hatte ſich ſo allmählich gewandelt und vertieft, war immer inniger, zärtlicher und ehelicher geworden, daß es unmöglich iſt — wie bei jeder geſunden Entwicklung — Markſteine dafür anzugeben. Man kann kaum einzelne Briefe als charakteriſtiſche Merkmale erwähnen. So etwa den von der Schweizer Reiſe vom 23. Sept. 1797 aus Zürich:

„Ich habe nun endlich glücklich dieſen Ort erreicht und bin mit Meyern ſehr vergnügt und zufrieden bey den Seinigen, in einem ſehr reinlichen und artigen Hauſe umgeben von einer ganz herrlichen Gegend. Wie es mir ſeit Tübingen ergangen iſt, erfährſt du in der Beylage. Ich wünſche nichts ſoſehr als daß ich dir dereinſt und dem Kleinen die ſchönen und herrlichen Gegenſtände auch zeigen könnte.

Von dir habe ich ſeit langer Zeit nichts gehört, wahrſcheinlich ſtocken deine Briefe, weil ſie bisher über Frankfurt gegangen ſind, irgendwo, deſto regelmäßiger wirſt du die meinigen empfangen haben.

Durch Herrn Geheimderath Voigt habe ich vernommen daß der Kleine krank und auf der Beſſerung war, heute ſchreibt mir Herr Hofrath Schiller daß das Kind wieder völlig hergeſtellt ſey, ſein Brief iſt vom 7. Sept. ich bin alſo hierüber beruhigt, da ich vermuten kann daß das Außenbleiben deiner Briefe nur etwas Zufälliges iſt ...

Wenn alles geht wie ſich jetzo vermuten läßt, ſo ſind wir vielleicht ſchon Ende Okt. wieder in Frankfurt, worüber du wohl ganz zufrieden ſeyn wirſt. Halte daher alles aufs beſte

zurecht, es ſoll dagegen auch, da wir einmal im Lande der Mousline ſind, an einem hübſchen Kleide von dieſer Art nicht fehlen. Das beſte wird aber doch ſeyn, daß wir wieder zuſammen kommen und einander in Freude und Leid beyſtehen können.

Nun muß ich dir noch mit eigner Hand einiges hinzufügen und dir ſagen: das ich dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe und daß ich nichts ſehnlicher wünſche als daß deine Liebe zu mir ſich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reiſen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt ſchon möchte ich lieber bey dir zurück ſeyn, dir im grünen Alcoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühſtück aus deiner Hand empfangen. Auch iſt unſer Plan gemacht bald zurückzukehren und wonicht Ende Octbr. doch Anfang Nov. in Franckfurt zu ſeyn. Dieſe Nachricht wird dich gewiß erfreuen und noch mehr wirſt du dich vergnügen, wenn du uns wieder bey der guten Mutter weißt, von da aus wir in wenigen Tagen bey dir ſeyn können. Sage aber niemandem noch davon und laſſe die Leute im ungewiſſen ob und wann ich komme. Dencke meiner und mache nicht zuviele Aeugelchen, am beſten wäre es du machteſt gar keine, denn es iſt auch mir auf der ganzen Reiſe noch kein einziges vorgekommen. Dagegen wird nur an dich gedacht und ein ſchönes Muſſelin Kleid iſt im Handel. Lebe wohl. Küſſe den Kleinen den ich wieder recht wohl anzutreffen hoffe. Grüße Erneſtinen und die Tante. Behalte mich lieb und bereite alles ſchönſtens zu unſerm Empfang ...

Heute erhalte ich einen Brief von G. R. Voigt vom 11ten der mir ſchreibt daß Guſtel ihn wieder beſucht hat und wohl und artig iſt. Ich bin dadurch recht getröſtet und erfreut ob ich gleich noch keinen Brief von dir habe."

Oder am 30. Oktober aus Tübingen ſchreibt er ihr und fühlt ſich dabei ganz als gebender Hausvater: „... Wenn ich nun noch einigen Aufenthalt hie und da dazu rechne, ſo können wir

in der Mitte November wohl bei Dir ſein. Das iſt Dir ja wohl ganz recht, Deinen Freund ſobald wieder zu ſehen. Ich kann aber auch wohl ſagen, daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurückgehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich ſo lieb, wie ich Dich. Ich freue mich unausſprechlich, Dich wiederzuſehen."

Das ſind Antworten auf Briefe Chriſtianens, wie etwa folgender vom 2. Oktober 1797: „Kurz, wenn Du nicht da biſt, iſt es alles nichts. Und wenn Du nach Italien oder ſonſt eine lange Reiſe machſt und willſt mich nicht mitnehmen, ſo ſetze ich mich mit dem Guſtel hinten darauf, denn ich will lieber Wind und Wetter und alles Unangenehme auf der Reiſe ausſtehen, als wieder ſo lange ohne Dich ſein. Es iſt als wär es gar nicht möglich. Im Hauſe iſt alles in Ordnung, Du magſt kommen des Tages oder die Nacht. Und der gute Meyer ſoll auch alles auf das beſte finden. Komm nur bald und habe mich ſo lieb, wie ich Dich haben will."

Die Sicherheit ihrer Liebe nahm immer mehr zu. Faſt übermütig in ſeiner Zärtlichkeit wird ihr Ton, wenn ſie am 22. Mai 1798 nach Jena ſchreibt: „Nun, mein allerbeſter, ſuperber, geliebter Schatz, muß mich ein bißchen mit Dir unterhalten, ſonſten will es gar nicht gehen. Erſtens muß ich Dir ſagen, daß ich Dich ganz hölliſch lieb habe und heute ſehr haſig bin; zweitens, daß ich am Montag meine Wäſche aufgeſchoben habe wegen des üblen Wetter und erſt heute Nacht gewaſchen wird und ich ſehe zu meinem großen Vergnügen, daß das Wetterglas ſteiget ..." So berichtet ſie weiter, allerlei bunten Kleinkram, und ſchließt dann: „Nun hoffe ich aber auch, daß mein Allerſuperbeſter auch ein Laubtalerchen an mich wenden wird, weil ich ſo ein großer, tugendhafter Schatz bin. Für heute Abend leb wohl, morgen ein Mehres!"

Und mußte ſie nicht ſicher ſein? Erhielt ſie nicht die Beweiſe dafür, daß Goethe zu den ſeltenen Männern gehörte,

die auch in der Ehe Liebhaber blieben? Immer noch, nach zehn Jahren hat das Heimlichtun, das Verborgenhalten ſeiner Liebe, nicht den Reiz für ihn verloren. Am 21. Juni 1798 ſchreibt er ihr von ihrem Gute in Roßla: „Da ich keine Reitpferde bekommen konnte, ſo mußte ich von Jena herüberfahren, der Weg iſt aber ſo abſcheulich, daß ich ihn nicht zurückmeſſen mag, deswegen will ich Sonnabends von hier auf Weimar fahren und dich heimlich beſuchen, Du mußt aber gegen niemand nichts merken laſſen, ich werde eher ſpät als frühe kommen. Die jenaiſchen Pferde holen mich ab, der jenaiſche Wagen iſt hier ſtehen geblieben, Du haſt alſo für weiter nichts zu ſorgen, Sonntag früh fahre ich wieder nach Jena und Du fährſt nach Roßla, wir können indes doch alles Vorgefallne beſprechen, welches zu mancherlei nütze iſt.“ Und am 22. ſchreibt er noch: „Doch bleibt es dabei, daß ich morgen abend komme, laß nur den Garten auf, ich laſſe Geiſten durch die Stadt fahren.“

Warum alſo die freie Ehe, die ein ſo ſtarkes inneres Band war, in eine andere verwandeln? Was wäre dadurch erreicht geweſen? Der Weimarer Hof hätte Chriſtiane damals nicht anerkannt, die Herzogin Luiſe dachte zu ſtreng in den Fragen des Anſtands und der Sitte, um dieſe höhere Sitte begreifen zu können. Die Weimarer Damen konnten nicht verzeihen, daß Goethe das einfache Bürgermädchen einem gebildeten und vornehmen Stern aus ihrer Mitte vorzog, — und der Herzog verlangte keine Legitimierung ſeines Patenkindes. Der betrachtete die Dinge vom natürlich-menſchlichen Standpunkt und hatte nichts für und nichts wider die Verbindung, die ſein Freund und Miniſter eingegangen war. Der Herzog war ſelbſt ein zu freier, zu ſelbſtändiger Menſch, um anderen in ihr Privatleben dreinreden zu wollen. Charakteriſtiſch hierfür ſind ſeine Briefe an Knebel, der ja auch nicht immer den vorgeſchriebenen Weg des Hofmannes wandelte, und der bei gewiß völlig anderen Vorausſetzungen dieſelben Widerſtände der Weimarer Geſellſchaft zu beſiegen hatte, die auch Goethe entgegenſtanden. Als

er Anfang 1798 ſich mit Frl. Rudorff, der Hofſängerin der Herzogin Anna Amalia, verheiraten wollte und die ganze Angelegenheit mit der ihm eigenen ein wenig ſonderbaren Rückſichtsloſigkeit anpackte, da ſkandaliſierte ſich ganz Weimar nicht weniger, als es bei Goethes Verhältnis der Fall war, obgleich es ſich um eine legitime Ehe handeln ſollte. Knebels Brief an den Freund iſt charakteriſtiſch genug, um aufgenommen zu werden:

„Indeß befeſtigt ſich mein Schickſal; denn da meine Schweſter gegen alle meine Vorſtellungen, Gründe, Zurechtlegungen, taub und unerbittlich geworden iſt, und mit unnatürlicher Härte alles von ſich ſtößt, ſo bin ich hinfort meiner Sorge um ſie quitt, und genötigt mein Leben auf meine eigene Art zu ſuchen. Es iſt unglaublich, was der Partheygeiſt, der doch hier offenbar im Spiele iſt, zu wirken vermag, denn eine Schweſter, die ich von ihrer Wiege an getragen, gehoben und geleitet, die ich nie durch meine Schuld in eine Verlegenheit geſetzt, mit der ich nicht nur was ich hatte und vermochte theilte, ſondern ihr alles freywillig und gefällig zuerſt darbrachte, dieſe kann nun nach dem Verlauf von vierzigjähriger unabläſſiger Sorgfalt für ſie, an dem Orte ſelbſt, wohin ihr meine zärtliche Sorgfalt folgte, um ſolcher Urſache willen mich zugrunde zu richten und mein übriges Leben zu vergiften drohen. Es ſey; denn es wird hoffentlich nicht gelingen: aber ſchrecklich iſt das Betragen der Weiber und Närrinnen in Weimar, die bei der Nachgiebigkeit und der ſchwachen Repräſentation unſeres Geſchlechts, zumalen bey Hofe, in W. in den närriſchen Dünkel verfallen, wodurch ſie die Tage eines rechtſchaffenen Mannes betrüben können. Dieſe lächerlichen gebieteriſchen Hageſtolzinnen ſcheinen es zum Geſetz machen zu wollen, daß man ohne ſie nicht leben dürfe, ob ſie gleich nichts zum eigentlichen Glück des Lebens beytragen, und wie die alten Tanten im Tom Jones verdammen ſie jedes junge gefällige Mädchen mit einer abſcheulichen Richterſprache und möchten in ihrer Wuth den Keim alles Lebens vernichten. Der ſchwache und zweydeutige Charakter der

meiſten Herren in Weimar unterſtützt noch ihre Bosheit. Sogar Herder und ſeine Frau haben ſich bey dieſer Sache ſchwach, heuchleriſch und zweydeutig bezeigt."

So erbittert wurde Knebel, daß er ſelbſt das Verhalten ſeiner ſonſt ſo geliebten Schweſter Henriette, die durch Goethes Vermittlung Hofdame der Herzogin Anna Amalia geworden war, mit dieſen ſcharfen Worten rügte. Goethe antwortet ihm hierauf am 12. Januar 1798:

„Ich wünſche dir Glück zu deinem Entſchluß, denn in ſolchen Fällen bleibt doch zuletzt nichts übrig als ſich zu einer oder der andern Aufopferung zu entſchließen, und zu einer ſolchen Wahl kann ſich der, den es trifft, doch immer nur zuletzt ſelbſt beſtimmen. Nimm es daher mit denen nicht zu genau die als bloße Zuſchauer dir theils zu heftig widerſtrebten theils zweifelhaft waren was und wie ſie mitwirken ſollten; bey noch ſo verſchiedener Ueberzeugung hat doch jeder nur dein Beſtes, freylich auf ſeine Art und Weiſe gewünſcht, und nichts kann deinen Entſchluß beſſer rechtfertigen als dein künftiges Glück."

Wie ruhig, wie abgeklärt und reſigniert iſt Goethes Antwort; ſelbſt in dieſem Fall, wo er doch gewiß in eigner Sache hätte mitreden und mitſchelten können, vermag er auch die Berechtigung der anderen Seite anzuerkennen und läßt ſich zu keiner ſcharfen Äußerung hinreißen. Am 31. Januar ſchreibt er über die Angelegenheit an Schiller: „Dieſer Freund (Knebel) iſt nun wieder in Ilmenau angelangt, ſeine Schöne wird in wenig Tagen abreiſen, um ihm das Joch der Ehe auf den alten ſteifen Nacken zu legen. Da ich ihm herzlich gut bin, ſo wünſche ich ihm zu dieſem Unternehmen das möglichſte Glück." Und Schiller wird durch ſeine Antwort wieder völlig charakteriſiert: „Nach allem, was von der unparteiiſchen Welt geurteilt wird, dauert mich unſer Freund Knebel ſehr, und ich fürchte, das Joch wird ſeinem Nacken nicht ſanft aufliegen." Wieder richtet ſich Schiller nach dem Urteil der „unparteiiſchen Welt", die von den Weimarer Damen gebildet wird, und ſcheint es ſich nicht

klar machen zu können oder klar machen zu wollen, daß dieſe in zweifelhaften Fällen lieber verdammt als prüft.

Knebel ſelbſt war ſich klar über das, was er tat, er ſchreibt Goethe am 17. Februar 1798:

„Den 9. dieſes habe ich mich bei Bergrat Voigt mit Louiſen trauen laſſen, die tags zuvor ſpät in der Nacht hier ankam, da ſie den Wagen im Walde zerbrochen hatten. Ich nahm dieſes als letztes Zeichen des böſen Geiſtes, der uns bisher ſo tückiſch verfolgt hatte. Seitdem bin ich glücklich, froh und heiter, und ſie iſt es auch. Mehr will ich nicht ſagen; aber ich hoffe, es ſoll ſich fernerhin beſtätigen. Ich habe immer ein zartes gutes Gefühl und einen geſunden Sinn bei einem Weibe für das angeſehen, was zum Glück eines Mannes durch ſie hinlänglich ſei. Für die andern hohen Naturen habe ich keinen rechten Sinn mehr, und ich bin neuerer Zeit immer mehr abgekommen, das eigentlich Moraliſche, das aus einer höheren Anſicht der Dinge und einer Vergleichung und Ähnlichſtellung unſerer Natur mit derſelben ſich herleitet, auf die weibliche Natur zu paſſen . . . Was nicht durch einen natürlichen guten Inſtinkt bei ihnen gewirkt wird, hat für mich keinen Wert mehr — es ſei denn Fleiß und Lebensgeſchäfte . . .“

Und darauf antwortet Goethe wieder am 26. Februar aus der Erkenntnis heraus, die ihm ſein eigenes Leben gebracht hat:

„Zu der Beſtätigung deines häuslichen Glücks durch die geſetzlichen Formen empfange hier abermals meine beſten Wünſche. Es iſt freylich ſo um vieles ſicherer als wenn man erſt ſeine Zufriedenheit von den Formen erwarten ſoll.“

Er ſelbſt war auch um ſoviel ſicherer geworden, weil er die Zufriedenheit ohne Geſetzesformen gefunden hatte. Am 16. Juli desſelben Jahres kam er nochmals auf das Thema zurück, er ſchrieb an Knebel: „Was Dein Häusliches betrifft, ſo wünſche ich Dir das Beſte. Was wir nicht meiſtern können, in der Stille abzuwarten und ſich ums Publikum ſo wenig als möglich zu bekümmern, iſt, was ich am probateſten gefunden habe.“

Die ſelbſtbeſtandenen Prüfungen mögen es denn auch geweſen ſein, die Knebel die Freiheit des Geiſtes gaben, Goethes Verhältnis zu Chriſtiane mit gerechten Augen anzuſehen. Darum konnte er auch nach Chriſtianens Tod an Goethe ſchreiben: „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die Du, Beſter, in dieſen letzten Tagen haſt ausdulden müſſen, will ich nicht durch meine Tröſtungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gattin wirklich geſchätzt haben und daß uns ihr Verhältnis zu Dir jederzeit ſehr achtungswürdig ſchien. Was ſoll man ſagen, wenn das Schickſal, daß uns allen bevorſteht, losreißt und teilt? Der Schmerz iſt groß, aber wir ſind nach den Geſetzen der Natur unſere Erhaltung ſchuldig. Bedenke dies jetzt und ſuche Dich von dem Uebel ſoviel möglich zu trennen . . . Lebe wohl, mein Lieber, und laſſe Dich Dein Gemüt erheitern! Meine Frau, die die Deinige in Wahrheit geliebt und geſchätzt hat, iſt ſehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel teilnehmendes ſagen.“

Und ſeine Frau iſt faſt die einzige Dame der Weimarer Geſellſchaft, die Chriſtianen herzlich nahe ſtand und deren liebevolles Urteil über dieſe uns überliefert iſt. Wenigſtens berichtet Frau Both vom 20. Auguſt 1820, alſo vier Jahre nach Chriſtianens Tod, von einem Nachmittag, den ſie und ihr Mann im Hauſe Knebels mit Goethe zuſammen verleben durften. Und ſie erzählt, was Frau von Knebel vor Goethes Erſcheinen über dieſen geäußert, um Frau von Boths Schüchternheit Goethe gegenüber ein wenig zu zerſtreuen: „Er iſt außerordentlich liebenswürdig, wenn er in guter Laune iſt,“ ſagte Frau von Knebel, „doch iſt er auch zuweilen verſtimmt und dann ſehr einſilbig, wo man dann etwas unbehaglich mit ihm iſt; doch iſt das nicht grade oft der Fall.“ Sie kam dann auf Goethes verſtorbene Frau (erzählt Frau Both), die ſie ſehr lobte. „Ich (Frau Both) ſagte ihr, daß ich früher kein ſo günſtiges Urteil über ſie gehört hätte.“ „Die Frau iſt ſehr beneidet worden,“ antwortete ſie (Frau von Knebel), „und deshalb viel

angefeindet und verläumdet." „Sie ſagte mir nun, daß dieſe Frau einen vortrefflichen Charakter, das beſte Herz gehabt habe, daß ſie alle der Überzeugung wären, daß Goethe nach ſeiner Eigentümlichkeit nie eine paſſendere Frau für ſich hätte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht geweſen ſei, wie ſie ihm gegenüber nie an ſich ſelbſt gedacht habe, ſondern immer nur bemüht geweſen ſei, es ihm angenehm und behaglich zu machen." „Dabei hatte ſie," ſagte Frau von Knebel, „eine ſehr heitere Laune, verſtand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn ſo genau, daß ſie immer wußte, welchen Ton ſie anſchlagen mußte, um wohltuend auf ihn zu wirken. Sie war keine ſehr ausgebildete Frau," fügte ſie hinzu, „aber ſie hatte ſehr vielen natürlichen hellen Verſtand. Goethe hat uns oft geſagt, daß, wenn er mit einer Sache in ſeinem Geiſte beſchäftigt wäre und die Ideen zu ſtark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und ſich ſelbſt nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erſtaunen müſſe, wie ſie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wiſſe und er ihr in dieſer Beziehung ſchon manches verdanke." Frau von Knebel ſagte mir auch, wie tief er ihren Tod empfunden hätte, und wie er auch jetzt noch immer ihren Verluſt nicht verſchmerzen könne."

So glücklich die Ehe zwiſchen Goethe und ſeinem „kleinen Hausſchatz" auch war, ganz ohne Zwiſtigkeiten iſt es dabei doch nicht abgegangen. Vermutlich ſind ſie durch Klatſch und böswilliges Gerede hinzugetragen worden, denn anders wäre eine Briefſtelle, wie die in Chriſtianens Brief vom 16. Juli 1798 aus Roßla nicht zu erklären: „Lieber, allerbeſter, einziggeliebter Schatz, ich habe hier alles ſauber und in der beſten Ordnung gefunden und die Schätzchen ſind ſehr vergnügt. Nur mit mir will es nicht recht gehen; zumal wenn ich ſo vor mich allein bin, da mache ich mir noch allerlei Gedanken. Ich bitte Dich nur, Lieber, nicht anders als ſonſt von mir zu

denken und mich nur lieb zu haben. Das iſt mein einziger Wunſch!"

Und auf Ähnliches mag ſich Goethes Brief vom 5. Auguſt 1798 zu Chriſtianens vermeintlichem Geburtstag beziehen, in dem es heißt: „Mache Deine Sachen in Ordnung und gehe ſodann nach Roßla (das Gut, das Goethe gekauft hatte, das bald wieder verpachtet wurde) und erfreue Dich an den ländlichen Beſchäftigungen. Es iſt recht gut, wenn Du alles näher kennen lernſt. Betrübe Dich nicht über das, was außer Dir vorgeht! Die Menſchen ſind nicht anders gegeneinander, im Großen, wie im Kleinen. Denke, daß ich Dich liebe und daß ich keine andere Sorge habe, als Dir eine unabhängige Exiſtenz zu verſchaffen, es wird mir ja das auch, wie ſo manches andre gelingen. Tue nur jeden Tag das Nötige, weiter bleibt uns in guten und böſen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, ſolange wir beiſammen ſind. Ich will mit allem Fleiße ſorgen, daß ich das Nötigſte wegarbeite, dann ſehen wir uns wieder. Lebe recht wohl, grüße den lieben Guſtel und behalte mich lieb."

Man hat ihr aber oft übel mitgeſpielt, und wenn ſie ſich auch ihrer Haut zu wehren wußte, ſo litt ſie doch nicht weniger darunter. Dafür iſt ein Brief vom 22. November 1798 bezeichnend, in dem es heißt, in Chriſtianens charakteriſtiſcher Schreibweiſe, die ſo ſehr an die der Frau Rat erinnert:

„Izo gehen bey uns die winder Freuden am und ich will ſie mir durch nichts laſſen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne aber ich achte auf nichts ich habe dich lieb und gans allein lieb ſorge für mein Pübgen und halte mein Haußweßen in ornug und mache mich luſtig. Aber ſie könn ein gar nicht im Ruhe laſſen vor geſtern in Commedi komd Meißel und fracht mich onne Umſtände ob es wahr wahr daß du heuerahts du ſchafftes dir ja ſchon Kuſſe und Pehrde am ich wurde dem

auchenblick ſo böße daß ich ihm ein recht Maliſieſes Amword gab und ich bin über zeug der fracht mich nicht wieder weil aber immer daran dencke ſo habe ich heude nacht da von geträumt daß wahrt ein ſchlimmer traum dem muß ich dir wen du kommſt erzeälen ich habe dabei ſo geweind und laut geſchrien daß mich Ernesdien auf geweck hat und da ward mein ganze Kopfküſſen naß ich bin ſehr froh daß es nur ein Traum wahrt. und dein lieber Brief macht mich wieder froh und zufrieden. Es giebt Recht Gudes Eis und ich will wieder Schridſchu fahren und morgen wollen wir mit auf den Schliden nach Redſchau faren ich Ernesdien die Madſick (die Schauſpielerin Matiegzeck, bei der auch Richter — Jean Paul gemietet hatte) und die Pufellin. Und hernacht faren die Freunde nach Jena und wir nach Weimar: auf die Redude freuen wir uns ſer wen du hier währs währe es freilich noch lieber aber da ich höre daß es dir mit deinen Arbeiden gud gehet daß iſt beſſer als Reduden Freude weil ich weis wen es dir mit deiner Arbeit gud geht du auch Recht fergnücht wieder kömſt und den wollen wir ſehr vergnügt zuſam ſeyn ..."

Dann ſchickt ihr Goethe am 25. einen Gruß nach Kötſchau und ſchreibt ihr:

„Da du mir ſchreibſt daß du heute nach Kötſchau fährſt, ſo will ich dir, da eben ein Bote geht, dahin einen Grus ſenden. Es freut mich daß ihr ſchön Wetter habt und wünſche daß dir dieſes Vergnügen, ſo wie alle andren Freuden dieſer Woche wohl anſchlagen und alle Grillen und Träume verjagen mögen. Mit meinen Arbeiten geht es ſehr gut und wenn es noch eine Zeitlang dauert, ſo werden wir uns Oſtern einer guten Einnahme zu erfreuen haben. Lebe recht wohl und grüße deine Geſellſchaft."

Und wieder iſt alles gut.

Das Jahr 1799 verlief ruhig — im Frühling war Chriſtiane erſt zuſammen mit Goethe, dann ſpäter allein in Jena. Damals wurde der Verkehr zwiſchen Goethes Familie und

der Schillers angebahnt; wenigſtens notiert Goethe in ſeinem Tagebuch am 19. Mai: „Mit den Meinigen Nachmittag zu Schiller, wo ſich Frau von Stein befand . . . .“ Das mag ein ſchwieriges Zuſammentreffen geweſen ſein! — Immerhin müſſen Schiller und ſeine Frau inniges Zutrauen zu Chriſtiane gewonnen haben, denn im Herbſt 1799, als Charlotte von Schiller nach der Geburt ihres Töchterchens Caroline ſchwer erkrankte, war der kleine Karl Schiller im Goetheſchen Hauſe untergebracht, und Chriſtianens Briefe an Goethe vom November 1799 berichten ausführlich über ſein Wohlergehen und über ihre pädagogiſchen Erfahrungen mit ihm. Charakteriſtiſch für das Verhältnis von Schiller zu Goethe ſind deſſen Briefe aus dieſer Zeit, die erfüllt ſind von ausführlichen Berichten über jede kleine Schwankung im Befinden der Gattin. Aber ſie enthalten kein Wort, keinen Gruß oder Dank für Chriſtiane, deren Pflege doch Schillers Knabe anvertraut war. In dieſer Zeit war Chriſtiane an einem Ruhranfall erkrankt, darüber berichtet ſie, ſobald die Krankheit vorüber war, und Goethe antwortet am 24. November: „Ich danke Dir, mein liebes Herz, daß Du mir von Deinem Übel nichts geſagt haſt, bis es vorbei war, Du weißt, welchen herzlichen Anteil ich an Dir nehme. Es iſt mir tröſtlich, das gute Kind bei Dir zu wiſſen.“ Wie oft hatte Goethe für ſolche Schonung und Rückſichtnahme zu danken!

Damals war Chriſtiane noch eine neue und größere Aufgabe zugedacht: ſie ſollte alle 3 Kinder Schillers, die beiden Knaben und das kleine Mädchen mit ſeiner Amme ins Haus nehmen. Aber dagegen wehrte ſie ſich; ſie ſchreibt am 29. November: „Lieber, die Redoute iſt glücklich und vergnügt abgelaufen. Die beiden Kinder, den Karl und Ernſt, will ich ſehr gern nehmen, denn Du weißt, daß ich gerne alles thu, was Du wünſcheſt. Aber mit der Amme und kleinen Kinde geht es ohnmöglich an; ich will Dir es mündlich auch ſagen, warum, und Du wirſt mir recht geben.“ Goethe gab ihr wohl

auch recht, denn es blieb „bei unſerm guten Willen bewenden", und am 8. Dezember kam Goethe mit dem kleinen Auguſt, der eine eigenmächtige Reiſe zu ſeinem Vater unternommen hatte, aus Jena zurück.

Der Winter 1799 bis 1800 brachte Chriſtiane übrigens einen der wenigen Freunde, die ſie gewinnen durfte, den jungen Nikolaus Meyer, Sohn des Senators Heinrich Hermann Meyer aus Bremen, der 1775 geboren, damals in Jena ſtudierte, wo er 1800 zum Doktor der Medizin promovierte. Er war mit der Abfaſſung ſeiner Diſſertation zur vergleichenden Anatomie beſchäftigt und ſchrieb den „Prodromus anatomiae murium" faſt ganz im Hauſe Goethes, wobei er deſſen naturwiſſenſchaftliche Sammlungen benutzte, und auf dem Kochherd des Hauſes zum Entſetzen der „kleinen Freundin Vulpia" ſeine Präparate von Mäuſen machte, deren zierliche Skelette dann auf dem Dache gebleicht wurden.

Der Frühling 1800 brachte eine Reiſe zur Leipziger Meſſe, über die vorher viel zwiſchen dem vorausgereiſten Goethe und den ſpäterkommenden Seinen korreſpondiert wurde.

Bei dieſer Gelegenheit ſchreibt Schiller auch an Goethe: „Ich erfahre in dieſem Augenblick, daß jemand aus Ihrem Hauſe nach Leipzig abgeht und benutze dieſe Gelegenheit, Ihnen nur ein paar Worte zum Gruße zu ſchreiben." Da nennt er Chriſtiane nicht einmal, obgleich er ihrer Liebenswürdigkeit einen Brief anvertraut.

Und in all der Zeit wird das Verhältnis zwiſchen den beiden Gatten immer inniger und zugleich von Chriſtianens Seite immer freier. Dafür iſt ein Brief von ihr vom 16. Dezember 1800 bezeichnend: „Heute, mein Lieber, iſt das Kiſtchen von Frankfurt angekommen, ich habe mich ſehr gefreut! Es waren 20 Ellen ſeidenes Zeug darin vor mich und auch ein paar ſchöne Schuh und ein paar ſeidene Strümpfe, ſchöne Spitzen und vor Auguſt ſehr ſchönes Tuch 3 und ½ Elle und Knöpfe auch zu einer Weſte. Die gute Mutter! Es koſtet ihr

gewiß viel, denn es iſt alles ſehr ſchön. Aber auf die Redoute kann ich es nicht anziehen, es iſt mehr zu einem Staatskleide, aber ſehr ſchön. Wenn Du nur ſchon da wäreſt, daß ich es Dir alles zeigen könnte! Ich habe eine ſehr große Freude darüber. Nun wünſchte ich nur, der heilige Chriſt verlöre in Jena 10 Ellen weißen Halbatlas, die Elle zu 12 Groſchen, das wären 5 Thaler; das wäre dem heiligen Chriſt ein Leichtes. Oder nur 5 und ½ Elle Calico-Halb-Atlas, das wäre nur 2 Thaler 18 Groſchen, die Elle zu zwölf Groſchen. Das müßte der heilige Chriſt aber bald verlieren; ſollteſt Du ihm etwa unverhofft begegnen, ſo kannſt Du mit ihm darüber ſprechen. Du mußt aber ja nicht böſe werden, daß ich Dich mit einem ſolchen Auftrag beſchwere; ich werde auch nicht böſe, wenn es mir abgeſchlagen wird. Wenn er nichts verliert, ſo ziehe ich mich wieder wie das vorige Mal an und bin auch zufrieden."

Man kann kaum eine Bitte mit mehr liebenswürdiger Schelmerei und zugleich mit größerer Liebesſicherheit ſchreiben. Das iſt ja eben Ehe, ihr tiefſtes Weſen und ihr höchſter Wert, daß ſie dieſe wundervolle Sicherheit des Glückes in allen großen wie kleinen Angelegenheiten bietet. Und darum wirkt es um ſo verblüffender und erſchreckender durch ſeine Verſtändnisloſigkeit, wenn man mit ſolchen und ähnlichen Briefen und Briefſtellen das Schreiben Schillers an Körner zuſammenbringt, das um dieſe Zeit abgefaßt wurde und in dem es heißt: „Goethe iſt von ſeiner Exkurſion nach Jena, wo er etwas zu arbeiten hoffte, längſt zurück, hat aber nur etwas weniges am Fauſt gearbeitet, welches aber vortrefflich iſt. Im ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, ſo reich er noch immer an Erfindung und Ausführung iſt. Sein Gemüt iſt nicht ruhig genug, weil ihm ſeine elenden häuslichen Verhältniſſe, die er zu ſchwach iſt zu ändern, viel Verdruß erregen."

Freilich konnte Schiller nicht wiſſen, welche ſchwere Krankheit ſich damals in Goethe vorbereitete, aber ſein hartes Urteil über Chriſtiane war zweifellos ungerecht und da ſich immer gute Freunde fanden, die ſolche Dinge gerne weiter und an die richtige Stelle trugen, mußte Chriſtiane bitter darunter leiden.

Gleich zu Anfang des Jahres 1801 war Goethe ſchwer erkrankt, ſo ſchwer, daß man faſt an ſeinem Leben verzagte. Chriſtiane pflegte ihn mit all der ihr eigenen aufopfernden Treue, und am 19. Januar ſchreibt ihr Frau Rat Goethe:

„Liebe Tochter!

Preiß — Dank und Anbethung ſey dem Gott! der vom Tod erretten kan, und der Hilfe geſendet hat, damit unſer Glaube an Jhn auf neue geſtärcket — und wir mit neuem Muth immer auf Jhn hoffen und Jhm allein vertrauen! Er ſtärcke meinem geliebten theuren Sohn! Schencke Jhm die verlohrne Kräffte, und ſetze Jhn ferner zum Seegen zur Freude uns und allen die Jhn lieb und werth haben Amen. Aber meine Liebe Liebe Tochter! wie ſoll ich Jhnen dancken vor alle Liebe und Sorgfalt die Sie meinem Sohn erwießen haben — Gott ſey Jhr Vergelter — Er hat Jhn Jhnen jetzt aufs neue geſchenckt — Sie werden jetzt ein neues Leben mit Jhm leben — und wird Jhr beyder Wohlſeyn zu meinem größten Troſt biß in die ſpäteſten Zeiten erhalten Amen. Nun meine Liebe Tochter! Jetzt eine Bitte — ich muß nun (will ich ruhig und meine Tage nicht in Sorge und Angſt hinleben) eheſtens wieder Nachricht haben, wie es ausſieht — ob die Beſſerung anhält — und was es denn eigendlich vor ein Uebel war — das uns ſo ſchrecklich unglücklich hätte machen können — Sie ſollen nicht ſchreiben, erholen ſtärcken von der großen Mühe und von der noch größeren Angſt das ſollen Sie, nicht Schreiben auch mein Sohn nicht der ſoll ſich pflegen und erholen — Aber entweder dictiren Sie Geiſten — oder Augſt oder laſſen Sie Jhren Herrn Bruder die

Mühe übernehmen — nur ein paar Zeilen mit der erſten Poſt!!! Die Kranckheit, muß doch erſt nach neujahr gekommen ſeyn, denn die Chriſttage habe ich Briefe die gut lauten von Ihnen und von Ihm — Nochmahls tauſend Danck vor alle Liebe — treue und Beſorgung — auch vor den Brief an mich — wie leicht hätte ich es von Frembten auf die ſchreckhafteſte art erfahren können — Leben Sie wohl! Grüßen meinen mir von Gott auf neue geſchenckten Sohn — auch den Lieben Augſt von Eurer aller treuen Mutter und Großmutter Goethe."

Am 1. Februar ſchrieb Goethe dann an ſeine Mutter: „Wie gut, ſorgfältig und liebevoll ſich meine liebe Kleine bei dieſer Gelegenheit erwieſen, werden Sie ſich denken, ich kann ihre unermüdete Tätigkeit nicht genug rühmen. Auguſt hat ſich ebenfalls ſehr brav gehalten und beyde machen mir bei meiner Wiederkehr in das Leben viel Freude. Auch war mir der Antheil ſehr tröſtlich, den Durchlaucht der Herzog, die fürſtliche Familie, Stadt und Nachbarſchaft bei meinem Unfalle bezeigten. Wenigſtens darf ich mir ſchmeicheln, daß man mir einige Neigung gönnt und meiner Exiſtenz einige Bedeutung zuſchreibt." Es iſt eine ſonderbare Vorſtellung: Chriſtiane, die von der ganzen Geſellſchaft mit Acht und Bann belegte, an der Seite des Herzogs am Krankenbett des geliebten Mannes — und doch iſt die Vorſtellung richtig.

Unter dem gleichen Datum mit dieſem Brief an die Mutter Goethes berichtet Frau von Stein an ihren Sohn Fritz, daß ſogar der kleine Auguſt von Goethe ſchon gelernt habe, ſich täglich zu betrinken, um das häusliche Elend zu vergeſſen. Auch eines der ebenſo gerechten wie liebevollen Urteile!

Goethe erholte ſich nur langſam von ſeiner ſchweren Krankheit und ging im Sommer zur völligen Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nach Pyrmont. Im Auguſt kam ihm Chriſtiane nach Caſſel entgegen. Goethes Mutter freute ſich ſchon im voraus für ihre Kinder auf dieſe Zuſammenkunft. Sie ſchreibt in einem Brief vom 10. Juli 1801 an Chriſtiane:

Die Sakristei der Weimarer Hofkirche

„Sie meine Liebe Tochter haben ſehr wohl gethan das Gut zu verpachten — legen Sie ſich ja nicht mehr Laſt auf als Sie tragen können — Ihre Geſundheit könte drunter leiden — wo doch ſo viel ſowohl für meinen Sohn als vor uns alle darann gelegen iſt — Es iſt recht ſchön daß Sie meine Liebe ſo eine Brave Haußmutter ſind — aber mann kan auch dem guten zu viel thun. Schonen Sie alſo ich bitte Ihnen Ihre unſallen ſo theure Geſundheit! Ich hoffe Sie befolgen meinen Mütterlichen rath — Daß Sie meinen Sohn abholen und Ihm biß Caſſel entgegenkommen iſt ein vortreflicher Gedancke — ich freue mich mit Ihnen — das wird ein Jubel ſeyn!!! daß ich den hertzlichſten Antheil daran nehme — mich im Geiſt mit Euch Ihr Lieben freue — das glaubt Ihr mir doch aufs wort, und ohne Schwur. Grüßen Sie meinen Lieben Sohn Tauſendmahl wie auch den Lieben Augſt — weiter habe ich nichts zu beſtellen — Gott! Bringe Euch alle wieder glücklich zuſammen Amen."

Die Vorfreude realiſierte ſich am 15. Auguſt. Da ſteht in Goethes Tagebuch: „Nachmittags 2 uhr nach Kaſſel. Logis auf dem Königsplatze im Poſthauſe, wo ich die Meinigen antraf." Nun war er bemüht, der „Kleinen" durch allerlei erfreuliche Eindrücke die Liebe und Sorgfalt während ſeiner langen Leidenszeit zu lohnen, ſie die ſchlimmen Wintertage vergeſſen zu machen. Am 16. verzeichnet das Tagebuch: „Fuhr ich mit den Meinigen nach Wilhelmshöhe, wo die Waſſer ſprangen." Dann wurde die Rückreiſe bewerkſtelligt und am Dienstag, den 25., „Gingen die Meinigen (von Gotha) nach Weimar ab."

Das Jahr 1802 war reich und bunt. Es fing innerlich und äußerlich fröhlich an. Am 20. Januar berichtet Chriſtiane von Schlittenfahrten und ſchließt dann ihren Bericht mit den Worten: „Wenn Du wieder kömmſt, ſo wollen wir recht vergnügt zuſammen ſein, denn wenn Du nicht da biſt, iſt alles Vergnügen nur halb. Man ſollte, wenn man zuſammen iſt, nur

immer recht vergnügt ſein, denn wenn man einen guten Schatz hat, der einen liebt, ſo iſt es doch recht hübſch auf der Welt."

So ſah ſie das Leben an, ſo genoß ſie es. Jede Freude war ihr recht. Nicht umſonſt ſchrieb ihr Goethes Mutter am 18. Januar dieſes Jahres:

„... Jetzt ein paar Worte mit meiner Lieben Tochter!... Tantzen Sie immer liebes Weibgen Tantzen Sie — frölige Menſchen die mag ich gar gern — und wenn ſie zu meiner Famile gehören habe ich ſie doppelt und dreyfach lieb — Wäre ich eine Regirende Fürſtin, ſo machte ich es wie Julius Cäſar lauter fröliche Geſichter müßten an meinem Hof zu ſehen ſeyn denn das ſind der Regel nach gute Menſchen, die ihr Bewußtſein froh macht — aber die Duchmäußer die immer unterſich ſehen — haben etwas vom Cain an ſich die fürchte ich — Luther hat Gott zu Cain ſagen laſſen warum verſtelts du deine Geberde, aber es heißt eigendlich im Grundtext — warum läßt du den Kopf hängen. Leben Sie wohl — vergnügt und Tantzen wo Sie Gelegenheit dazu finden — darüber wird ſich hertzlich freuen die ſich nent Ihre treue Mutter Goethe."

Dieſe Fröhlichkeit, dieſe Heiterkeit war es ja, durch die ſie allen ſo anziehend wurde, die näher mit ihr zu tun hatten, und die vor allem für den geliebten Mann immer wach war und ihm in ſchweren und trüben Zeiten ſo wohl tat, daß er ihr dafür beſonders dankte. Sie verließ ſie auch nicht, wenn ſchwerere Zeiten eintraten und ihr Aufgaben ſtellten. Das ſollte ſie beweiſen, als erſt der langjährige Hausgenoſſe, der Prof. Heinrich Meyer erkrankte, und ſie humorvoll und halb ärgerlich berichtet, daß er nicht folgen will, auf ſeinen Kopf beſteht, und es nicht eher beſſer werden wird, als bis Goethe aus Jena wieder kommt und er mit Gewalt folgen muß. Und einige Tage ſpäter erzählt ſie: „Den Profeſſor haben wir wieder auf einem recht leidlichen Fuß durch unſere Kuren, wo ich mich bald hinter Huſchken, bald hinter unſeren Haus-Doktor (Nikolaus Meyer) ſtecke. Und wenn ich Dir alle meine

kleinen Liſten erzähle, ſo wird es Dir gewiß Spaß machen. Denn er muß immer bei ſeinem Eigenſinn denken, daß alles nach ſeinem Kopfe gehe; und ich gebe ihm in allem recht und habe mich recht bei ihm in Gravität geſetzt."

Aber dann wurde der Doktor Meyer auch krank, als es dem Profeſſor eben wieder beſſer geht, und Goethe rät ihr am 19. Februar: „Sorge für ihn, ſo gut Du kannſt, und beſuche ihn manchmal. Du kannſt ja Erneſtinen mitnehmen, daß es nicht etwa falſch gedeutet wird." Chriſtiane berichtet darauf, daß es mit dem Doktor gar nicht ſo ſchlimm ſtehe, wie er ſelbſt das denke. Er war offenbar Hypochonder, wie die meiſten jungen Mediziner. Nur klagt ſie, daß ſie mit beiden Patienten rechte Not wegen des Eſſens habe und ihre Geduld ſehr beweiſen müſſe.

Damals beginnen auch ihre Theaterberichte immer eingehender und kritiſcher zu werden und die Aufträge an ſie werden auch immer bunter und vielgeſtalter. Indeſſen machte ſich bei Chriſtiane eine neue Schwangerſchaft geltend und ließ ſie viel leiden. Sie ſchreibt darüber am 20. Mai an Nikolaus Meyer: „Seit 4 Wochen befinde ich mich ſo übel, daß mir alle Luſt zum Leben vergeht . . . Der Geheimde Rath war in Jena und jetzo iſt er wieder in Lauchſtädt. Der gute Mann betrübt ſich wegen meiner Geſundheit, ich gebrauche immer Dr. Stark, entweder wird es beſſer, oder man geht ſachte zur Ruh, was das Beſte iſt."

Am 13. Juni wurde Auguſt konfirmiert und bald darauf reiſte die Familie mit Heinrich Meyer zuſammen nach Lauchſtädt zur Einweihung des neuen Theaters, die zugleich zu einer Ovation für Goethe wurde, über die Chriſtiane an den Freund Nikolaus Meyer berichtet. Sie tanzt auch wieder viel, macht mit Goethe einen kurzen Beſuch in Halle und kehrt dann bald mit den Ihren von Lauchſtädt nach Weimar zurück. Goethe verweilte dann wieder einige Wochen in Jena und kehrte Ende Auguſt zu den Seinen heim, — vielleicht um in

Chriſtianens Nähe zu ſein, die dieſe letzte Schwangerſchaft nur ſchlecht ertragen hat.

Am 16. Dezember wurde ſie von einem kleinen Mädchen entbunden. Schiller ſchreibt diesbezüglich an Goethe am gleichen Tage: „Ich erfahre ſoeben zufällig, daß man Ihnen zu einem angenehmen Ereignis im Hauſe Glück zu wünſchen hat. Ich wünſche es von Ihnen beſtätigt zu hören. Empfehlen Sie mich der Kleinen recht freundſchaftlich und verſichern Sie meines beſten Anteils." Goethe antwortet unter gleichem Datum: „Herzlich danke ich für den freundſchaftlichen Anteil. Ein ganz kleines Mädchen iſt angekommen. Bis jetzt geht alles gut. Die Kleine wird ſich Ihres Andenkens recht erfreuen!" Am 19. Dezember ſchreibt er wieder: „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht geſtern in der Oper anmerkten. Der neue Gaſt wird wohl ſchwerlich lange verweilen und die Mutter, ſo gefaßt ſie ſonſt iſt, leidet an Körper und Gemüt. Sie empfiehlt ſich Ihnen beſtens und fühlt den Wert Ihres Anteils." Dieſe Worte ſind bedeutungsvoll, wir mögen es gerne glauben, daß Chriſtiane gelernt hatte, den Wert eines freundſchaftlichen Anteils zu ſchätzen, nachdem ſie ſolange unter ſtiller und lauter Gegnerſchaft gelitten hatte.

So mußte Chriſtiane, die Blühende, Geſunde, Tatkräftige, die Hoffnung auf ein zweites lebendes Kind fahren laſſen. Viermal waren ſie und Goethe enttäuſcht worden. Man hat Chriſtiane für dieſes Unglück verantwortlich machen, ihrer „Trunkſucht" die Schuld daran geben wollen. Obwohl ich es mir vorbehalte, noch näher auf dieſe vielbeſprochene Trunkſucht einzugehen, die ich als eine der ſchlimmſten und gefährlichſten Legenden bezeichnen möchte, welche um Chriſtiane geſponnen wurden, ſo will ich doch auch hier ſchon auf eine der von Goethe unterdrückten römiſchen Elegien hinweiſen, die eher eine Erklärung dieſes traurigen Schickſals enthalten kann und jedenfalls jede Schuld — wenn man da von Schuld reden mag — von der Mutter abwälzt. Der Inhalt dieſer Ele-

gie kann auch als hinreichende Begründung für Auguſt von Goethes ſpätere traurige Entwicklung angeſehen werden, und es iſt nicht nötig zu behaupten, daß Chriſtianens Vergnügungsluſt und Tanzfreude den Grundſtein zu den Ausſchweifungen ihres Sohnes gelegt haben.

Auch bei dieſem traurigen Anlaß, beim Tode von Chriſtianens Töchterchen fehlten Frau Ajas Troſtworte nicht. Sie ſchreibt ihrem Sohn am 31. Dezember 1802:

„Lieber Sohn!

Dein letztes Schreiben hat mich ſehr betrübt — getäuſchte Hoffnungen thun weh — nichts hielft als die Zeit die wohltäig den Schmertz in den hintergrund ſtelt — das tröſten habe ich nie leiden können — den wenig Menſchen ſind im ſtande ſich in die Lage des Traurigen zu ſetzen und werden demnach leidige Tröſter — von mir erwartet keinen Troſt — aber Danckſagung an Gott! der Euch geſund erhalten hat und Bitte. dieſes theure Kleinod wohl zu bewahren — und mich immer gute und frohe Nachrichten hören zu laſſen — das meinem Hertzen jederzeit ſo wohl thut.

Tauſend Seegens wünſche zum Neuen Jahr! Frohen Sinn — Geſundheit — Häußliche Glückſeligkeit — alles was zum Leben und wandel gehört wünſchet von Gott! und erbittet vor Euch

Eure
treue Großmutter und Mutter
Goethe.

N. S. daß du meine Liebe Tochter hertzlich von mir grüßen ſolſt — deßgleichen meinen Lieben Augſt das hoffe ich würdeſt du thun, wenn ich es auch nicht ausdrücklich geſchrieben hatte."

Der Anfang des Jahres 1803 verlief in ruhigem Zuſammenleben in Weimar. Aber auch dieſe Ruhe war gewiß nicht, was wir geruhſam nennen dürften. Denn wie vielgeſtaltig und oft wie ſchwierig Chriſtianens Pflichten waren, das können wir uns in mancher Beziehung kaum mehr

vorſtellen, auch wenn uns das erſchwerte Leben der Kriegszeit in mancher Beziehung ein Bild davon zu geben vermag. Wir müſſen uns klar machen, wie ſchwer die Hausführung in jener Zeit war, beſonders wenn es ſich um ein vornehmes, geſelliges und gaſtfreies Haus handelte, wie das Goetheſche; wie man nicht beim Delikateßhändler und beim Konditor jederzeit die Beigaben zu einem Mahle holen konnte, die es ſchmackhaft und abwechſlungsreich geſtalten, da alle Waren nur zu gewiſſen Zeiten und in den entferntliegenden Marktzentren wie Leipzig und Frankfurt durch perſönliche Vermittlung zu erhalten waren, und welche Berechnung und Überlegung daher damals zur Führung eines großen Haushaltes gehörte. Und iſt es ſchon an ſich nicht leicht und einfach, eine ſolche Arbeitslaſt zu bewältigen, ſo wird ſie erſchwert, wenn der Hausherr zugleich hoher Hofbeamter und freier Dichter iſt. Wir wiſſen alle aus Erfahrung und aus Büchern, daß Künſtler, die immer von ihrem Nervenkapital zehren müſſen, nicht zu den bequemſten und duldſamſten Hausgenoſſen und Hausherrn gehören. Und wenngleich wir von Goethe immer nur vernehmen, daß er ſeine erhabene Ruhe und die Stärke ſeiner Perſönlichkeit in allen Lagen zu wahren verſtand, ſo müſſen wir doch annehmen, daß es der Gattin nicht immer leicht wurde, ihm zu helfen, damit er alle dieſe inneren Gereiztheiten, die wir heute Nervoſitäten nennen, vor den Augen der Welt verbergen konnte. Wir haben ihr Zeugnis darüber in einem Brief vom 21. April 1803 an Nikolaus Meyer nach Bremen:

„Da Sie mich beſchuldigen, ich habe Sie vergeſſen, muß ich, ſo ungern ich auch ſchreibe, Ihm doch einmal ſelbſt ſchreiben; ob ich Sie vergeſſen kann und werde, frage ich Sie ſelbſt — — ich lebe ganz ſtill und ſehe faſt keinen Menſchen. Das Theater iſt noch einzig meine Freude. Ich lebe aber wegen des Geheimraths ſehr in Sorge, er iſt manchmal ganz Hypochonder und ich ſtehe viel aus, weil es aber Krankheit, ſo thue ich alles gern; habe aber ſo gar niemand dem ich mich vertrauen kann

und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieſes nichts, denn man muß ihm ja nicht ſagen, daß er krank iſt, ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank. Neulich als Ihr Brief kam, war er ſehr luſtig und ſagte zu mir: ſehe nur einmal, was dem Dr. ſeine Briefe an Dich ſo klein und unbedeutend werden; erinnerſt Du Dich, ich habe Dir es einmal voraus prophezeiht. Und wirſt Du bald gar keine mehr bekommen. Laſſen Sie das nicht in Erfüllung gehen und ſchreiben Sie mir bald und viel. Denn eine ganze Zeit habe ich ſehr wenig von Ihnen gehört, ich denke mir aber feſt, daß Sie noch der Freund ſind, der Sie waren, ſowie ich auch das bleibe was ich war.

Mit dem Wein haben Sie dem Geheimrath eine große Freude gemacht, er iſt ſehr gut, wir wiſſen gar nicht, mit was wir Ihm nur wieder etwas Gutes erwiedern können. Vielleicht kann es noch in der Folge geſchehen.

Egloffſteins haben wieder ein Paket geſchickt, der Geheimrath will es bezahlen und Ihm alsdann auf Ihre Rechnung ſchicken, auch die Guitarre von Goullon. Wir warten nur auf Haushaltern oder ſonſt einen Fuhrmann. Sie werden auch ein Paket Bücher finden, wovon Sie den Verfaſſer kennen, das Sie aber gewiß Freude machen wird, auch die Sachen von meinem Bruder. Sie werden alles in einer Kiſte erhalten, ſobald es abgegangen iſt, ſollen Sie es wiſſen. Und ſobald das neue Stück vom Geheimrath gedruckt iſt, ſo ſollen Sie es gleich bekommen. Hier folgt einſtweilen nur ein Zettel, aber Sie müſſen ja nicht übel nehmen, daß er ſo ſchmutzig iſt, ich konnte aber keinen beſſeren bekommen; es wurde mit großem Beifall aufgeführt, die Jagemann ſpielte die natürliche Tochter ſehr ſchön, ich habe Sie nur bei der Aufführung gewünſcht, ſowie auch bei der Braut von Meſſina von Schiller.

Leben Sie recht wohl und erinnern Sie ſich noch zuweilen an jemand der ſich immer nennen wird Ihre Freundin C. V."

Nachdem Goethe ſelbſt in Lauchſtädt das Gaſtſpiel des Weimarer Theaters vorbereitet hatte, kam Chriſtiane im Juni da-

hin, einerſeits um die Bäder zu gebrauchen, aber auch, um gleichzeitig Goethe über alle Ereigniſſe beim Theater zu unterrichten. Und ihre Berichte bringen die Kritik über die Aufführungen, über einzelne Schauſpieler wie über den Geſamteindruck, ebenſo wie ſie rein geſchäftsmäßig die Tageseinnahmen mitteilt. Dieſer geſchäftliche Teil ihrer Briefe wechſelt ab mit reichen Liebesverſicherungen, Fragen der Fürſorge und heiteren Geſelligkeitsberichten. Chriſtiane lebte in frohem Verein mit den Schauſpielern, deren Hervorragendſte Goethe jederzeit in ſein Haus zu ziehen liebte, — ſchon um einen gewiſſen pädagogiſchen Einfluß auf ſie auszuüben, wie er im Alter Eckermann erklärte. Darum war ſie ganz beſonders als Vermittlerin geeignet, wenn irgend welche Schwierigkeiten zwiſchen der Direktion und den Mitgliedern entſtanden. Aber ſie war eine ſtrenge Kritikerin, ſo berichtet ſie vom 16. Juni, daß „Nathan der Weiſe“ ſehr gut gegeben wurde, „außer der Maaß, die ſpielte mit einer abſcheulichen Kälte“.

Goethe erwidert ihre ausführlichen Tagebuchbriefe mit kurzen hausväterlich-humorvollen Hausberichten.

Am 21. Juni 1803 ſchreibt er ihr:

„Mit dem ſchlechten Wetter müßt Ihr freylich Geduld haben und ſehen wie ihr euch in Sälen und ſonſt unterhaltet, dagegen kann es bald recht ſchön werden und ich ſehe gern, wenn Du ſolange dort bleibſt als dir's gefällt. Im Hauſe vermiſſen wir dich ſehr und Erneſtine wird für Sorgen ſchon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüß oder ſonſt was zukaufen, weil das Ausgeſetzte nicht reichen will. Das iſt aber eigentlich ein Spas und Auguſt iſt ſehr tätig bey dieſer Gelegenheit. Er wird dir ſelbſt ſchreiben. Wir kommen faſt nicht von einander und er iſt gar unterhaltend und artig. Nach Lauchſtedt möchte er gar zu gern. Vor allem will ich Schillers Reiſe abwarten und dann auch an die meinige denken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke und will ſehen, wie weit ich komme. Fahre nur fort, mir täglich zu ſchreiben, wenn es auch

nur wenig iſt. Mir macht es viel Vergnügen zu vernehmen, wie du deine Zeit hinbringſt. Lebe wohl und gedencke mein. Ich liebe dich herzlich."

Chriſtiane antwortet dann: „Leb wohl, und ſei ja nicht böſe, wenn es auch zu Hauſe nicht ſo geht als ſonſt. Wenn wir wieder beiſammen ſind, wollen wir auch wieder recht vergnügt ſein .... Leb wohl! Gedenke mein, Lieber und Liebſtes auf der Welt!"

Zwiſchendurch macht ſie einen Ausflug nach Naumburg und ſieht ſich die dortige „Komödie" an. Die „Huſſiten" werden aufgeführt und ſie berichtet: „Ein ſchlechtes Stück unter aller Kritik aufgeführt zu ſehen, das iſt ſchrecklich!" Und dann ſchreibt ſie wieder, als ihr Goethe durch Schiller, der auch nach Lauchſtädt kam, Wein überſandte: „Das iſt wieder ein Beweis Deiner großen Liebe, wie ſehr Du an mich denkeſt. Wenn ich Dir nur auch ſo viel Gutes erzeigen könnte! Aber lieben tue ich Dich immer mehr und unausſprechlich."

In dieſem Sommer war ſie öfters mit Schiller beiſammen und berichtet über dieſen geſelligen Verkehr. So ſollte ſie am 3. Juli mit ihm im Salon ſpeiſen, aber es war zu brillant und ſie nicht darauf eingerichtet. Und am 10. Juli ſpeiſte ſie mit ihm an einem kleinen runden Tiſche im Salon, wo es ihr ſehr gefallen hat. Am 11. teilt ſie mit: „Überhaupt, man iſt hier ſehr artig gegen mich; ich kann ſagen, man iſt artiger gegen mich, als gegen andere Leute," und fügt vielleicht im Hinblick auf Schiller hinzu: „Mich hat es ſehr gefreut, daß ſo viel Weimarer hier ſind, die dieſes alles mitanſehen." Am 12. Juli war ſie bei einem Ball und da hat es ſie „von dem Herrn Hofrath ſehr gefreut, daß er ſich bei Tiſch zu uns ſetzte". Da iſt es dann doppelt charakteriſtiſch, daß Schiller am 6. Juli an ſeine Frau berichtet: „Aus Weimar iſt die Oberforſtmeiſter Stein und ihre Mutter hier ... ſonſt iſt außer dem Theater nichts von weiblicher Welt aus Weimar hier."

Das entſprach wohl den Inſtruktionen der Weimarer vor-

nehmen Welt, ſoweit Frau von Stein in ihr den Ton angab, denn 1803 berichtet auch Frau von Steins älteſter Sohn Karl ſeinem Bruder Fritz: „Goethen ſieht man nicht viel. Stein (der Oberforſtmeiſter von Stein-Nordheim) geht wunderbar mit ihm um. Auf einer Redoute ſagt er zu ihm: ‚Schick Dein Menſch nach Hauſe, ich habe ſie beſoffen gemacht!‘ Alſo Goethe geht hin und deutet der armen Vulpius nach Hauſe zu gehen, die ganz nüchtern geweſen iſt ...“ Das war Weimarer Hofton. Kann man ſich da wundern, daß Goethe Chriſtiane nicht heiratete, da er ſie vor Angriffen doch nicht hätte ſicher ſtellen können und ſich nur immer neu in Ungelegenheit gebracht hätte? Immer wieder kam er zu dem Schluß, das Gerede der Menſchen zu ignorieren, wie er auch Chriſtianen anriet, ſich in keiner Weiſe davon berühren zu laſſen.

Chriſtianens Lebensfreude und Genußfähigkeit ließ ſich durch ſolche Dinge, die ſie wohl wußte, aber doch überſah, nie herabſtimmen, ebenſowenig wie ihre Liebesſicherheit. Am 9. Juli ſchreibt ſie: „Wenn ich reich wäre, ſo ging ich alle Jahr hierher; mir iſt es, als finge ich erſt an zu leben. Und im Stillen danke ich Dir immer dafür, Lieber, und bitte Gott, daß er Dir für dieſe Güte wieder allerhand Gutes erzeigen möchte; denn ich weiß es ſehr gut, daß es kein anderer Mann tät. Du ſollſt mich aber auch noch in der Ewigkeit dankbar finden.“ Und ſie erklärt ihm, daß ſie immer von einer Zerſtreuung in die andere müſſe, ſonſt würde ihre Sehnſucht nach ihm zu groß. Und am 12. Juli 1803, am Jahrestag ihrer 15jährigen Ehe, bittet Goethe ſie: „Schicke mir mit nächſter Gelegenheit Deine letzten neuen, ſchon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir ſchreibſt, daß ich nur wieder etwas von Dir habe, und an mein Herz drücken kann.“ So leidenſchaftlich, ſo heiß waren die Empfindungen noch nach ſo langer Zeit des Zuſammenlebens — ſo glückliche Ehen ſind ſelten.

Am 20. Juli bittet er ſie dann:

„Tue mir aber nun die Liebe und übertreib es dieſe letzte Zeit nicht mit Tanzen und ſchließe Deinen Aufenthalt mit einem mäßigen Genuß. Grüße Auguſt. Ich erwarte Dich mit herzlichſter Sehnſucht.“

Da Goethe ihr auch ſchon am 7. Juni ſchrieb: „Mit den Augelchen geht es, merke ich, ein wenig ſtark, nimm Dich nur in Acht, daß keine Augen daraus werden,“ ſo antwortet ſie: „Es iſt mit tanzen und äugeln juſt genug!“ und kehrt einen Tag früher heim, als urſprünglich beſtimmt war. Iſt es da ein Wunder, daß Goethe den Einflüſterungen ſeiner Freunde über Chriſtianens Untreue nicht glauben mochte, daß er in vielen der venezianiſchen Epigramme wieder und wieder erklärt, wenn dieſes Mädchen ihn betrügt, dann will er gern betrogen ſein? Und es iſt ein Wunder, wenn er die von Laube überlieferte Äußerung tatſächlich getan hat, daß er ſeinen Freunden, die ihn mit der Vulpia neckten und bezweifelten, daß ſein Sieg der erſte geweſen, der über die Dame erkämpft worden ſei, geantwortet habe: „Daß ſie auch andern würde gefallen haben, bezweifle ich nicht!“ Auf dieſe Weiſe vermied er einerſeits die lächerliche Rolle eines Ehemanns oder nicht einmal Ehemanns, nach Anſchauung des Weimarer Philiſtertums, der für die Treue ſeiner Gattin eintritt, und wies andererſeits die Spötter zurück.

Als ſie, auch im Sommer 1803, mit ihrem Bruder einen Ausflug nach Jena machte, konnte er ihr aus ſeiner inneren Sicherheit heraus neckend ſchreiben: „Damit Du aber ſiehſt, daß es nicht gut iſt, wenn man immer in der Welt herumfährt und gar nicht zu Hauſe bleiben kann, ſo vermelde ich Dir, daß geſtern das Schwarzköpfchen hier geweſen iſt und ſich eine ganze Hand voll Haare ausgeriſſen hat, als er Dich nicht fand,“ obwohl es ſich dabei vermutlich um ein in ihren Lauchſtädter Briefen viel genanntes „Äugelchen“ handelte.

Chriſtiane ſchreibt ihm am 3. November nach Jena über

die beiden Schauſpieler Gruner und Wolff: „Wolff ſagt mir oft, daß er gar nicht wiſſe, wie er Dir danken ſoll, und hat mir ſeine ganze Geſchichte erzählt. Sie kommen beide alle Tage zu uns, und wir haben ſie alle gerne; aber mir iſt nun ſchon wieder bange vor den Leuten, weil Du nicht hier biſt und die kommen.“ — Wie müſſen ihr da die Weimarer mit Klatſch und Verleumdung zugeſetzt haben! Aber ſie findet Troſt: „Man kann nicht allen recht tun. Ich bin vergnügt, habe meinen Schatz lieb und ganz allein lieb. Wenn Du wieder kommſt, alsdann wollen wir uns recht lieb haben und luſtig ſein!“

Das Ende von 1803 brachte noch einige Ereigniſſe; erſt einen neuen Hausgenoſſen in Friedrich Wilhelm Riemer, der als Auguſt's Hauslehrer bei Goethes einzog, und dann noch den Beſuch der Fr. v. Stael in Weimar, wobei Chriſtiane ihre diplomatiſchen Künſte üben mußte, um von Goethe, der ſich nach Jena zurückgezogen hatte, Störungen fern zu halten.

Von 1804 bis 1809 ſind keine Briefe von Chriſtiane an Goethe erhalten, auch viele Briefe von Goethe fehlen. Aber wir wiſſen, daß ſie im Sommer 1804 wieder in Lauchſtädt war, daß ſie wieder zahlreiche Aufträge für das Theater übernahm und wohl auch zur Zufriedenheit ausführte. Am 24. Juli 1804 ſchreibt er ihr: „Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich daß die freymüthigen und eleganten Misgönner erſt ihren Zweck erreichen, wenn man ſich ärgert. Freylich muß es die Neider verdrießen wenn die Königin Mutter von Preußen überall ſagt und wiederhohlt daß ſie in Berlin ſo eine Vorſtellung nicht zuſammenbringen wie die vom Tell, die ſie in Lauchſtedt ſah. Das macht bös Blut und Galle, die ſie dann in ihren Blättern ausſchütten.“ Und am 28. Juli läßt er ſagen: „Nach Lauchſtedt kann ich nicht. Sage aber der Geſellſchaft, daß wie ſie ankommen, Leſeprobe vom Götz ſein wird. Grüße alles und gedenke mein.“

Unter dem gleichen Datum ſchreibt er auch: „Ich freue mich

ſehr, daß Dir alles nach Wunſch geht und bin recht wohl zufrieden, daß Du den 6. Auguſt, auf Deinen Geburtstag, nach Tiſche bei mir wieder eintreffeſt. Ich will eine Flaſche Champagner bereit halten, um Dich gut und freundlich zu empfangen. Denn mich verlangt ſehr, Dich wieder zu haben."

Da hatte Chriſtiane auch eine Reiſe nach Leipzig gemacht, über die Frau Rat am 10. Auguſt ſchrieb:

„... Meine Liebe Tochter war alſo in Leipſick und hat Madam Unzelmann geſehen und gehört — das hat mich ſehr gefreut, denn meine Liebe Tochter verdindt daß man ſo viel es möglich iſt Ihr Freude und Vergnügen macht — grüße Sie hertzlich von mir — den lieben Augſt des gleichen — ich lobe Ihn, daß er ſo fleißig iſt — lebt wohl! Behaltet lieb und in gutem Andenken Eure treue Mutter Goethe."

So iſt Goethe immer bemüht, ihr Erholung und Freude zu verſchaffen. Er regt ſie zu allerlei Unternehmungen an, und ein lebendiges Bild des Familienlebens gibt die Schilderung von Voß, der 1804 an Abeken ſchreibt, wie eine Tour nach Erfurt zuſtande kommt. „Einmal bei Tiſche wird die Vulpius abgerufen. Sie kommt bald lachend zurück und ruft mich ab. In der Tür begegnet mir die Mamſell Silie (Schauſpielerin, ſpäter Gattin des Schauſpielers Unzelmann); auf der Treppe ſtehen Bode, Hain und der Schauſpieler Oels. Ich kann das ſo wenig begreifen als die Kuh das rote Tor. ‚Was iſt denn?' frag ich. ‚Es gilt eine Reiſe nach Erfurt, biſt Du dabei?' ‚Ja,' ſag ich, ‚nur geſchwind den Wagen beſtellt. Wer iſt ſonſt dabei?' ‚Die Silie und die Vulpius!' ‚Deſto beſſer,' ſag ich und gehe wieder ins Zimmer zurück, aber da war es noch nicht abgetan, denn Goethe mußte erſt die Erlaubnis geben. Die Vulpius ſtand ... fidel in froher Erwartung vor Freude zitternd; die Silie ſaß ſchmeichelnd bei Goethe. Goethe ganz ernſthaft: ‚Liebe Kinder!' ſagte er, ‚bringt mich nur erſt ins klare!' Aber das konnte keiner. Dann: ‚Liebe Kin-

der! Der Weg iſt ſchlecht; was habt ihr für einen Zweck?' ‚Wir haben große Zwecke,' ſagte die Silie. ‚Und welche denn?' ‚Wir wollen ins Schauſpiel!' — ‚Nun, nun! Hm, hm! recht artig! Aber wir haben jetzt alle ein Glas Wein getrunken und das Sprichwort ſagt, daß feurige Entſchlüſſe mit nüchternem Mute müſſen erwogen werden!' — ‚Ja,' ſagte die Silie, ‚wenn wir darauf warten wollen, ſo verfliegt die Zeit; es iſt ſo ſchon zwei uhr!' Und nun ſchmeichelte ſie von neuem und Goethe ließ ſich auch nicht lange bitten, er ſagte ja, und gab der Silie einen Kuß zur Beſtätigung ſeines Wohlgefallens. Die Vulpius juchheite und verſicherte, was ihr jedes glaubte, daß ſie für heute keine größere Freude zu erdenken wiſſe. Sie wurde von Goethe meiner Obhut anvertraut."

Es war eben ein Ehe- und Familienleben, das gegenſeitiges Verſtehen, Lieben und Erfreuen zur Grundlage hatte, und das war eine ſicherere Grundlage als kirchliche Trauungen ſie bieten.

1805 ſtört aufs neue eine ſchwere Krankheit Goethes die Ruhe der Familie. Frau Rat ſchrieb gleich anfangs des Jahres ſorgenvoll an die Schwiegertochter und ſie wurde durch ihre Angſt nicht getäuſcht. Bald gelangten klarere und daher beruhigende Nachrichten zu ihr, und am 12. Februar kann ſie einen Brief an Chriſtiane abgeben laſſen, in dem es heißt:

„Dem Lieben Augſt dancke ich gar ſehr, daß er die Güte hatte mir die Unbähslichkeit meines Sohnes zu berichten — den der Ruf vergrößert und verſchlimmert gemeiniglich das Uebel — Ich hoffe zu Gott daß dieſe Kranckheit bald vorüber ſeyn wird — und ich weiß daß ich Gott vor die Geneßung meines Sohnes von Hertzen werde dancken können. Doch erſuche ich Ihnen meine Liebe Tochter mir ſo wie Sie dieſen Brief erhalten — mir weittere Nachricht von dem Befinden meines Sohnes zu berichten — Ich habe nicht nöthig Ihn Ihrer Vorſorge zu empfehlen — Ich weiß zu gewiß daß Sie alles anwenden werden — um Ihn bald wieder friſch und munter zu

ſehen — Grüßen Sie ihn hertzlich von mir — und erfreuen mich eheſtens mit guten Nachrichten — davor bin und nenne ich mich ewig

Ihre treue Mutter
Goethe.

Und endlich, „1805 den 19ten Februar als die Großmutter 74 Jahre alt war", ſchreibt ſie einen glücklich beruhigten Dankbrief:

„Liebe Tochter!

Tauſen Danck vor Ihren Lieben Brief vom 15ten dieſes! Er war das herrlichſte Angebinde an meinem 74ten Geburthstag — Von meinen Freunden die mich mit mancherley gutem beſchenckten kam keine Gabe der Ihrigen gleich — die machte das Maaß meines glücklich erlebten Geburthstag voll — Gott vergelte es Ihnen! Auch vor Ihre treue Sorge und pflege dancke ich Ihnen von Hertzen — Gott erhalte uns Ihnen meine Liebe Tochter noch lange lange in beſtem Wohlſeyn."

Aber Chriſtiane, die das immer wechſelnde Befinden des geliebten Mannes in nächſter Nähe mit anſah, die unter ſeiner hypochondriſchen Stimmung litt, war nicht ſo beruhigt, wie ſie der alten Frau Rat zu ſein vorgab. Sie ſchreibt am 12. April 1805 an Dr. Nikolaus Meyer in Bremen, an den einzigen Freund, der ihr außer Goethe naheſteht, und bei dem ſie Troſt und Verſtändnis erhofft, obgleich er um zehn Jahre jünger iſt als ſie:

„Lieber Freund!

ich bin feſt überzeugt, daß Sie es gewiß wiſſen, daß es weder leichter Sinn iſt noch daß ich Ihnen vergeſſen hätte, weil ich nicht geſchrieben habe, ſondern die traurige Lage in der ich mich befinde. Der Geheimrath hat nun ſeit einem Vierteljahr keine geſunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er ſtirbt. Denken Sie alſo mich, die ich außer Sie und dem Geheimrath keinen Freund auf dieſer Welt habe, und Sie lieber Freund ſind wegen der Entfernung für mich doch ſo gut wie verloren. Sie können ſich denken, wenn

ſo ein unglücklicher Fall käme und ich ganz allein ſtünde, wie mir zu Muthe iſt, ich bin wahrhaftig ganz auseinander. Und dann kommt noch dazu, daß die Erneſtine ſich abzehrt und auch dem Grabe ſehr nahe iſt, und die Tante iſt auch ſehr ſchwach, es iſt alſo die ganze große Laſt der großen Haushaltung auf mich gewälzet und ich muß faſt unterliegen. Es wollen zwar die Leute behaupten, man ſehe es mir nicht an, aber lange kann es doch nicht ſo fortgehen. Und hier iſt kein Freund, dem ich ſo alles, was mir am Herzen liegt, ſagen könnte, ich könnte Freunde genug haben, aber ich kann mich an keinen Menſchen wieder ſo anſchließen und werde wohl ſo allein für mich meinen Weg wandeln müſſen.

Vor 2 Tagen begleitete ich Auguſt, der mit einer Geſellſchaft nach Frankfurt geht zur Meſſe, bis Erfurt; ich verließ den Geheimrath wohl. Ich war kaum ein Paar Stunden da, als ich einen Boten erhielt, daß er ſich ſehr übel befände; ich reiſte gleich zurück und fand ihn ſehr ſchlecht. Jetzo daß ich ihm das ſchreibe, befindet er ſich durch Hülfe des H. Hofr. Stark beſſer, aber nicht außer Bette und ſtelle mir nichts Gutes vor. Wenn Sie mir auf dieſen Brief antworten, ſo adreſſiren Sie ihn an meinen Bruder oder an die Frau Doctorin Buchholtz, weil ich weiß, der Geheimrath hat es nicht gern, wenn ich was von ſeiner Krankheit ſchreibe. Ach Gott, wenn Sie nur hier wären. Ich glaube, die Aerzte kennen ſeine Krankheit nicht recht, oder es iſt ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiß gar nicht, was ich denken ſoll, der Zufall kommt gewöhnlich alle 4 Wochen mit den größten Schmerzen, wobei er gewiß noch unterliegen muß. Ich glaube es ſind Hämorrhoidalumſtände, denn der Schmerz iſt im Unterleibe, aber Stark will nichts wiſſen; ich bitte Sie aber nochmals, wenn Sie mir auf dieſen Brief antworten, den Brief nicht geradezu an mich zu adreſſieren, weil er ſonſt immer in ſeine Hände kommt. Wenn dieſer Brief nicht ſo geſchrieben iſt, als er ſollte, ſo verzeihen Sie es einer Krankenwärterin, ſoeben als ich dieſes ſchreibe, ſchläft er

J. H. Meyer: Chriſtiane und Auguſt von Goethe

ein Bißchen. Schreiben Sie mir aber ja recht bald einen tröſtlichen Brief und ſchreiben Sie mir, ob es denn wohl noch möglich ſei, Sie noch einmal zu ſehen, und dies iſt nur noch mein einziger Wunſch. Denn ob ich gleich nicht geſchrieben habe, vergeht doch kein Tag, wo nicht von Ihnen geſprochen wird, auch der Geheimrath ſpricht immer von Ihm und alle morgen, ſo wir auf und in mein Zimmer komme, iſt es mir, als müßt ich Ihr Bild grüßen. Leben Sie wohl, ich bin noch immer, wie ich war, ewig Ihre Freundin

C. V."

Anfang Mai kam Auguſt aus Frankfurt zurück. Wenige Tage ſpäter mußte Goethe ein ſchwerer Verluſt mitgeteilt werden. Darüber berichtet Heinrich Voß wieder: „Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller ſei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, ſondern ging weg, ohne Abſchied zu nehmen. Die Einſamkeit, in der ſich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Beſtreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, alles dieſes läßt ihn wenig Tröſtliches erwarten. ‚Ich merk es,' ſagt er endlich, ‚Schiller muß ſehr krank ſein,' und iſt die übrige Zeit des Abends in ſich gekehrt. Die gute Vulpius hat doch ſo viel Faſſung, daß ſie Goethe nichts entdeckt, ſondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er ſich jedoch erholt habe. Goethe läßt ſich täuſchen, aber er ahnt was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen, ſtellt ſich die Vulpius, die die ganze Zeit kein Auge zugetan hat, ſchlafend, um Goethe ſicher zu machen, daß kein beſorgliches Unglück vorgefallen ſei; und Goethe, der die Vulpius ruhig atmen hört, ſchläft auch am Ende ein. Am Morgen ſagt er zur Vulpius: ‚Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank?' Der Nachdruck, den er auf das ‚ſehr' legt, wirkt ſo heftig auf jene, daß ſie ſich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt ſie laut an zu ſchluchzen. ‚Er iſt tot?' fragt Goethe mit Feſtigkeit.

‚Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen!‘ antwortet ſie. ‚Er iſt tot,‘ wiederholt Goethe noch einmal, wendet ſich ſeitwärts, bedeckt ſich die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu ſagen.“

Die Kur in Lauchſtädt, die Goethe und Chriſtiane in dieſem Jahre zuſammen gebrauchten, ſollte ihm Erholung von dem langen Leiden und von der ſchmerzlichen Erregung bringen, in die Schillers Tod ihn verſetzt hatte. Was Chriſtiane ihm in dieſer Zeit geweſen war, das geht am beſten aus dem Brief hervor, den er am 19. Auguſt, nachdem Chriſtiane ſchon nach Weimar zurückgekehrt war, aus Helmſtedt an ſie richtet und der einigermaßen dem unfreundlichen Urteil entgegen ſteht, das Riemer am 5. Auguſt an Frommann ſchrieb: „Der Hausgeiſt wird ihm ſo lange zureden, daß der Tee ihn ſchwäche (die vorgeſchriebene Diät) und er etwas Ordentliches genießen müſſe uſw., wie wir es ſchon erlebt haben.“ Ob Riemer ſpäter ſein Urteil über Chriſtianens Pflege des Gatten wohl geändert hat, als er ſeine Erinnerungen an Goethe abfaßte, und ob er noch damals unter dem Einfluß der Geſellſchaft und ihres Urteils ſtand, können wir nicht wiſſen. Jedenfalls ſagt Goethe ſelbſt:

„Von hier ſchreibe ich Dir einige Worte damit Du erfahreſt wie es uns geht und danke Dir vorher für alle Liebe und Treue die Du mir auch in der letzten Zeit erwieſen haſt, möge es Dir dafür immer recht gut gehen wozu ich alles was an mir liegt zeitlebens beyzutragen hoffe ... Auguſt liegt noch im Bette indem ich früh dieſes ſchreibe. Er iſt luſtig und guter Dinge, ſtreitet ſich mit Wolf und macht uns oft lachen.

Ich befinde mich recht wohl und fühle daß Bewegung und Zerſtreuung mich allein völlig wiederherſtellen könnten, ich will daher ſehen daß ich noch ein wenig herumſchweife.

Du hörſt bald mehr von mir, indeſſen Lebe wohl und fahre fort mich zu lieben.“

Der zweite Brief vom 28. Auguſt aus Lauchſtädt iſt

charakteriſtiſch genug, um ihn hier folgen zu laſſen. Vermutlich ſind ſolche Worte für Chriſtiane der ſchönſte Lohn und der beſte Troſt nach ausgeſtandenen Sorgen geweſen.

„Mit Vergnügen wirſt Du, mein liebes Kind, von Auguſt die näheren Umſtände unſerer vierzehntätigen Reiſe vernehmen, wenn ich Dir im allgemeinen ſage, daß ich mich recht wohl befunden habe. Noch beſſer faſt als die Bewegung wirkt die Zerſtreuung; denn man hat keine Zeit über ſich nachzudencken und über dieſe oder jene Andeutung eines kleinen Uebels beſorglich zu werden. Von Helmſtedt wirſt Du einen Brief von mir erhalten haben. Nun bin ich wieder in Lauchſtedt, wo es ſehr ſtill iſt. Wenn es nur wenigſtens gutes Wetter wäre! Ich habe vorgezogen meinen Geburtstag hier im Stillen zu begehen, um mich bald möglichſt zu einigen Arbeiten zu ſammeln. Am liebſten wäre ich nun wieder zu Hauſe; doch will ich wohl jene Bequemlichkeit noch einige Zeit entbehren und mich hier ans Baden und Waſſertrinken halten. Auguſten ſende ich Dir. Er hat ſich gar gut betragen und die ganze Reiſe erheitert, er wird Dir manches erzählen. Nun iſt's gut daß er wieder in das Schulgleis kommt und eine Weile darinn fortgeht.

Wenn Du mir Donnerstag d. 5. Septemb. die Pferde wiederſchicken wollteſt, würde es wohl die rechte Zeit ſeyn; doch am angenehmſten wäre mir's wenn Du mich ſelbſt abholen wollteſt. Laſſen es Deine häuslichen Geſchäfte zu und haſt Du des Vergnügens am Vogelſchießen genug genoſſen, befindeſt Du Dich auch recht wohl; ſo thue es; doch ſoll es ganz von Dir abhängen. Auch noch etwas Geld müßteſt Du mitbringen. Es ſind mir nur 10 rh. übrig geblieben. Die theure Fourage bey der verlängerten Reiſe hat das meiſte gekoſtet. Bringe etwa 50 rh. Es iſt immer beſſer daß noch etwas übrig bleibe. Könnteſt Du gleich nach Empfang dieſes mir ein paar Worte ſchreiben und auf die Poſt geben; ſo erhalte ich ſie zwar ſpät; aber doch immer eher als der Wagen zurückkommt. Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht freue ich mich

deſſen vorzüglich um Deinetwillen, ſo wie ich an allen Orten wo etwas angenehmes vorkam Dich im Stillen zu mir wünſchte."

Noch im Herbſt 1805 wurde die Sorge um Chriſtianens Schweſter Erneſtine immer drängender. Sie berichtet darüber im November an Nikolaus Meyer: „Mit meiner Schweſter geht es jeden Tag ſchlimmer; aber dennoch äußert ſie immer den Wunſch, wenn Sie hier wären, ſo würde ſie geſund!"

Im Januar 1806 ſtarb Erneſtine dann wirklich, und bald darauf die Tante Juliane.

Frau von Stein ſchreibt über den Todesfall am 15. Januar an ihren Sohn Fritz: „Goethes Vorleſungen gehen alle Mittwoche ihren Weg; ein Viertelſtündchen wird der Politik gewidmet, oder vielmehr den jetzigen Begebenheiten, doch hat er das nicht gern. Vor 8 Tagen war eben ſeine Schwägerin, die jüngere Schweſter ſeiner Demoiſelle geſtorben, und zwar, wie wir eben da waren, aber alle Todesfälle in und außer dem Hauſe läßt er ſich verheimlichen, bis er ſo nach und nach dahinter kommt, doch ſoll er ſie beweint haben, ſie war ſchon lange an der Auszehrung krank." Und gleichzeitig meldet ſie: „Sein Bube kommt mir auch nicht vor, als könnte er lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm ſtirbt. Seine Demoiſelle, ſagt man, betrinkt ſich alle Tage, wird aber dick und fett, der arme Goethe, der lauter edle Umgebungen hätte haben ſollen! Doch hat er auch zwei Naturen ..."

Chriſtian Auguſt Vulpius berichtet an den Familienfreund Nikolaus Meyer nach Bremen: „Wir dürfen dem Geheimen Rat noch nicht ſagen, daß Erneſtine tot iſt, es greift ihn alles zu ſehr an" — und zeigt bei dieſer Auffaſſung und Darſtellung unendlich mehr Feingefühl und Verſtändnis, als Goethes gekränkte Freundin.

Am härteſten traf der Schlag natürlich Chriſtiane, in der alle Lebensſorgen dadurch wachgerüttelt wurden. Sie ſchreibt an Nikolaus Meyer:

„Da ich Sie, lieber Doctor, ſo lange auf einen Brief von mir habe warten laſſen, will ich Ihnen trotz meiner Geſchäfte ſelbſt ſchreiben; meine Arbeiten und Bemühungen häufen ſich alle Tage mehr und ich komme faſt den ganzen Tag nicht zu mir ſelbſt; und wegen der Preußen, die bei uns ſind, haben wir alle Tage etliche Offiziere zu Tiſche und auch welche im Hauſe. Und nun kommt noch dazu, daß ich dieſes alles ganz allein beſorgen muß. Denn die gute Erneſtine hat ausgelitten und ihr Wunſch, Sie, lieber Freund, noch einmal hier zu ſehen, iſt nun für dieſe Arme auf immer dahin. Sie können ſich denken, wie unausſprechlich leid es mir thut, daß für dieſe Jugend keine Hilfe mehr war. Die Tante iſt auch ganz ſtumpf geworden und ich fürchte auch ſehr für ſie. Mit dem Geheimrath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur, daß es Flickwerk iſt. O Gott, wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich ſo ganz allein ſtehen könnte, das verdürbe mir manche frohe Stunde. Außerdem würden Sie aber, wenn wir uns wieder ſehen ſollten, wenig verändert finden, die Tanzluſt und alles iſt noch wie ſonſt, nur das iſt der Unterſchied, daß ich etwas ſtärker geworden bin, und wenn es das Schickſal zuließe, wäre ich noch immer ſo heiter als ſonſt. Dann aber vergeht auch nicht ein Tag wo nicht, lieber Freund, von Ihnen geſprochen wird und meine jungen Freundinnen beim Theater, dieſe möchten alle den Herrn, der in meinem Zimmer hängt, kennen lernen. Doch dieſen Wunſch, Sie noch einmal zu ſehen, habe ich nun beinahe auch aufgegeben, denn da Sie ſo viele Patienten haben, ſo iſt es gar keine Möglichkeit. Doch will ich hoffen. Für die überſchickten Neunaugen bin ich Ihnen ſehr viel Dank ſchuldig, ſie waren ganz vortrefflich. Aus Ihrem Briefe ſehe ich, daß Sie uns noch Butter ſchicken, wo ich für Ihre gütige Beſorgung ſehr danke.

Sollte die nächſt ankommende ſehr gut ſein, ſo haben Sie die Güte, mir nur noch ein Fäßchen zu ſchicken, ſchreiben Sie uns alles auf und dann werden wir uns ſchon berechnen, und

an Egloffſteins ſchicken Sie mir nur ſelbſt eine Anweiſung. Geiſt hat kein Geld von Egloffſteins bekommen, ich will es aber gleich beſorgen. Und ſollten Sie auch einmal etwas von uns wünſchen, ich werde es mit dem größten Vergnügen beſorgen.

Der Geheimrath und Auguſt grüßen herzlich und beide werden bald ſchreiben.

Leben Sie recht wohl und ſchreiben Sie bald

Ihrer Freundin

Chriſtiana Vulpius."

Auch diesmal läßt Goethes Mutter ein herzliches Wort des Troſtes und der Teilnahme hören. Sie ſchreibt („Wen ichs noch packen kan, wirds fortgeſchickt am 21. wo nicht den 25. April 1806"):

„Liebe Tochter!

Ihr Lieber Brief hat mir große Freude gemacht — es iſt mir allezeit große Wonne von dem guten Fortgang der Geſundheit meines Sohnes zu hören — aber jetzt ſind freudige Nachrichten doppelt wichtig — doppelt hertzerquickend!... Die Beyden Todesfälle die Sie gehabt haben ſind mir nahe gegangen — Augſt hat mir ſehr viel gutes von beyden erzählt — es thut freylich weh — gute Freunde zu verliehren — und kein Troſt vermag was über ein betrübtes Hertz nur die Zeit iſt der einzige Tröſter — der wird auch bey Ihnen ſein ampt verrichten — und der Schmerz über den Verluſt, wird je länger je mehr in den Hintergrund geſtelt werden — Gott! erhalte Ihnen noch lange und ihr Wohlbefinden wird mir immer glückliche Tage machen."

Im Sommer 1806 war Chriſtiane wieder in Lauchſtädt, ihre Briefe aus dieſer Zeit fehlen uns; in einem Briefe Goethes erfolgt die erſte Erwähnung von Caroline Ulrich, der langjährigen Geſellſchafterin Chriſtianens und ſpäteren Gattin Riemers. Während Chriſtiane in Lauchſtädt verweilte, war Goethe in Karlsbad. Am 11. Auguſt war

Goethe wieder in Weimar und verweilte dann abwechſelnd dort und in Jena, bis er am 6. Oktober in Knebels Begleitung nach Weimar zurückkam.

Es war nun, als ob das Unglück Deutſchlands dazu dienen ſollte, Goethes Glück nach außen hin zu beſiegeln. Nach der Schlacht bei Jena am 14. Oktober ließ Goethe ſich mit ſeiner langjährigen Gattin kirchlich trauen. Wir beſitzen viele intereſſante Dokumente über dieſen Schritt, am wichtigſten iſt wohl die Darſtellung Riemers. Er ſchreibt:

„Ueber die ſpäter vollzogene geſetzliche Trauung mit dieſer bisherigen Haus- und Lebensgenoſſin, oder ‚kleinen Freundin‘ wie ſie G. zu nennen liebte, zumal in Briefen an Bekannte, nicht aber ‚Wirtſchafterin‘ wie die Geringſchätzung, das ganze Verhältnis entſtellend und herunterſetzend, ſich ausdrückt, ſodaß ein Franzoſe gradezu ‚servante‘ dafür braucht — ſind im Publikum ganz falſche oder nur teilweiſe und in einzelnen Umſtänden wahre Gerüchte im Umlauf, die ich zur Ehre der Wahrheit und G.'s zu berichtigen als nächſter Aug- und Ohrenzeuge ſo berufen als verpflichtet bin.

Das unglückliche Buch von Falk hat auch hier zu jenem Credo durch ſeine banale Phraſeologie von ‚unter dem Donner der Kanonen‘ eine ganz falſche Intonation angegeben, in welche, wie gewöhnlich, liebloſe Schmähſucht oder leichtgläubige Unkritik einſtimmend, zu ſeiner Verbreitung und Wiederholung beigetragen haben...

Dienstag d. 14. Okt. 1806 des Morgens um 7 uhr hörte man in Weimar ganz deutlich die Kanonade der Schlacht bei Jena. In G.'s Hausgarten vernahmen wir dieſen Donner pelotonweiſe, weil die Morgenluft den Schall in grader Richtung brachte, der, wie der Tag zunahm, ſich verminderte und endlich ganz aufzuhören ſchien. Wir ſetzten uns daher ohne weitere Beunruhigung zu Tiſche, wie gewöhnlich um 3 uhr etwa, aber wir hatten kaum angefangen von den Speiſen zu genießen, als wir Kanonenſchüſſe erſt einzeln, darnach mehrere hin-

tereinander ganz in der Nähe vernahmen. Wir ſtanden ſogleich auf, der Tiſch wurde ſchleunig abgeräumt, G. entfernte ſich durch die vorderen Zimmer, ich eilte von der andern Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand ihn bereits darin auf- und abgehend. Während deſſen pfiffen Kanonenkugeln über das Haus hin. Es war von der Altenburg her und eine der Kugeln hatte in das alte Theater eingeſchlagen.

Ich eilte durch den Hof in das Haus zurück, mich in den untern Räumen aufzuhalten. Während deſſen ging die preußiſche Retirade hinter dem Garten dicht an der Ackerwand weg in der gräßlichſten Verwirrung.

Ich ſah ſie nicht, ſondern hörte nur das Geſchrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und ſonſtigen Waffen über der Gartenmauer hinſchwankend.

Unter Angſt und Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegſchaffen von zurückgelaſſenen Effekten der bisherigen preußiſchen Einquartierung war vielleicht eine Stunde vergangen, als eine ehrfurchtsvolle Stille die Straßen und den Platz vor G.'s Hauſe erfüllte.

Da kamen einzelne franzöſiſche Huſaren ans nahe Fraunthor geſprengt, ſpähend, ob Feinde in der Stadt wären. Einer wagte ſich etwas weiter herein; wir eilten, G.'s Sohn und ich, mit Bouteillen Weins und Biers auf ſie zu und reichten ihnen dieſe Erfriſchungen, die ſie aber nicht eher annahmen, als bis wir ihnen verſicherten, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären. Hierauf ritt jener erſte und einige mit ihm weiter in die Stadt herein, bis etwa an die Wohnung des Kaufmann Martini, von wo aus man die ganze Straße, die nach dem Markt führt, abſehen kann, und als er alles leer ſah, gallopierte er und mehrere ihm nach in die Stadt hinein.

Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß G. zu Fuße an der Seite eines Huſarenoffiziers nach dem Markte zu alſo vermutlich auf das Schloß ging. Erſt lange nachher er-

fuhr ich, dieſer Offizier, der mir als Bekannter G.'s bezeichnet wurde, habe ſich ſehr geheimnisvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron Türkheim, Sohn der unter dem Namen Lili als G.'s frühere Geliebte berühmt gewordenen Frau von Türkheim geb. Schönemann.

G. ließ uns vom Schloß ins Haus ſagen, wir würden zur Einquartierung den Marſchall Ney bekommen und außerdem noch einige Kavalleriſten, ſollten aber ſonſt niemand hereinlaſſen.

Es lagerten ſich auch bald 16 derſelben, meiſt Elſäſſer, in das Bedientenzimmer, waren aber ſo ermüdet von dem 16ſtündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht, wie ſie ſagten, daß ſie nach nichts als Streu verlangten und das angebotene Eſſen und Trinken beinahe ablehnten, und ſich raſch nur an einigen Bouteillen Weins und Biers erquickten.

Mittlerweile war Feuer in der Stadt ausgekommen; es brannten mehrere Häuſer in der Nähe des Schloſſes, höchſt wahrſcheinlich, ja gewiß durch die Franzoſen ſelbſt angezündet, welche dadurch Signale ihres Einzugs in Weimar gaben, und daher auch zur Löſchung ſelbſt wieder beitrugen.

Während deſſen herrſchte die größte Verwirrung in der Stadt durch das Hereinſtrömen immer neuer zahlreicher Truppen, die auf Plätzen der Stadt bivuakierten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuſer drangen, um zu plündern und Mißhandlungen zu verüben.

G. war indes zurückgekommen, aber der Marſchall erſchien noch immer nicht, ohngeachtet die Tafel für ihn und ſeine Begleiter ſchon lange bereit war. Die Elſaſſer ſchliefen indeſſen feſt. Das Haus war verriegelt. Ich hielt mich auf der Hausflur hin und wiedergehend auf, um gleich zur Hand zu ſein, wenn der Marſchall komme, indeſſen aber andres Volk, das ſich eindrängen wolle, abzuhalten, und im Notfall die Hülfe der ſchlafenden Reiter anzurufen.

Während ich ſo allein auf der Diele des Hauſes auf und ab-

gehend verweilte, ohne Licht und nur von den hochaufleuchtenden Flammen der in der Ferne brennenden Häuser die nötige Hellung empfangend, waren in einem der Zimmer des Hinterhauses eine Menge Personen aus der Stadt zusammengedrängt, die geflüchtet vor der Wut und den Mißhandlungen der Plünderer hier Schutz und Verborgenheit zu finden hofften. Einige derselben waren der Wirtin in Bereitung der Speisen und der Heraufschaffung des nötigen Kellervorrats für den erwarteten Marschall und sein Gefolge behülflich; Andere jammerten über das wie ein Blitz hereingebrochene noch nie erfahrene Unglück und Elend, und vermehrten so die Bestürzung und Unruhe der Hausgenossen, die den Kopf zusammenzunehmen hatten, um das Nötigste und Geeignetste in dieser Bedrängnis nicht zu verfehlen.

Es war schon tief in der Nacht, der Lärm auf den Straßen dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Posten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenstöße an die Haustür donnerten und auf mein endliches Wer da! Einlaß verlangt wurde. Ich schlug ihn ab mit der Bedeutung, das Quartier sei schon für den Marschall in Beschlag genommen, dessen Ankunft man jeden Augenblick entgegensehe, und außerdem mit 16 Reitern belegt. Mein Einwenden wollte nichts verfangen; ich weckte daher einen der Reiter, einen Elsasser, eben den, der gleich bei seinem Eintritt ins Haus soviel Gutmütigkeit hatte blicken lassen, daß ich mit Vertrauen, er werde über diese Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, seine Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für sie keine Aufnahme zu verlangen noch zu hoffen sei. Er stand auch auf, ohne ungehalten zu sein, öffnete das Fenster, schalt sie aus und verwies sie wieder in ihr Bivouak zurück, wo sie eben herkommen mochten, um sich eine bessere Lagerstatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und brummend gingen sie fort, und ich glaubte mich und das Haus schon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, so pochte es wieder an

die Türe, diesmal höflicher, und verlangte mit sanfter Bitte Einlaß. Es waren die vorigen. Sie wollten sich nur unter Dach befinden und etwas ausruhen, und was sie sonst noch mitleiderweckendes vorbringen mochten. Ich wies sie dennoch ab, zwar mit Bedauern aber doch mit der geschärften Bemerkung, der Marschall sei bereits da und es fände sich nirgend Platz für sie mehr. Nun wurden sie heftiger, drohten die Tür einzuschlagen; und da sie vollends die niedrigen Fenster nebenan gewahrten und durch diese bemerken konnten, daß ich mich in einem beinahe zimmerähnlichen Raum befände, so machten sie Anstalten, das Fenster einzuschlagen und sich mit Gewalt in das verweigerte Asyl zu setzen. Nun hielt ich es nicht für geraten, den Widerstand weiter zu treiben, ich schob daher den Riegel zurück und ließ sie ein. Es waren zwei Kerls, Tirailleurs in voller Bewaffnung. Als sie eintraten, wiederholte ich nochmals meine Vorstellung und öffnete zum Beweis die Tür in das Zimmer, wo die Reiter schliefen. Sie überzeugten sich durch Einblick und schienen gelassener, indem sie nichts weiter verlangten, als hier im Schauer zu verweilen und einiges zu genießen. Ich holte Licht aus der nahen Küche und einiges Getränk und Speise und setzte es auf einem bereitstehenden Tisch ihnen vor. Schemel waren auch zur Hand, und so nahmen sie bald Besitz von dem allen und sprachen der Flasche weidlich zu. Der Wein schien ihnen zu munden, sie wurden heiter und gesprächig, fragten nach diesem und jenem, auch nach dem Hausherrn. Ich entschuldigte seine Abwesenheit und mochte ihnen scheinen, die Wahrheit zu verhehlen. Sie wurden immer dringender ihn zu sehen; ich mußte befürchten, sie möchten sich selber den Weg zu seinem Zimmer suchen und es ihm dann empfindlicher entgelten lassen. Ich eilte also zu G. hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, sich den Leuten zu zeigen und sie mit mehr Gewicht abzuweisen, als ich haben könne.

Er tat es auch, ohne betroffen zu ſein. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutſchen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutſchen käme, und wie er ſich in alles zu finden und zu fügen wußte, ſo auch in dieſes. Obgleich ſchon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock, der ſonſt ſcherzhaft Profetenmantel von ihm genannt wurde, ſchritt er die Treppe herab auf ſie zu, fragte, was ſie von ihm wollten und ob ſie nicht alles erhalten, was ſie billigerweiſe verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marſchall mit Begleitung erwarte. Seine würdige ehrfurchtgebietende Geſtalt, ſeine geiſtvolle Miene ſchienen auch ihnen Reſpekt einzuflößen, ſie waren auf einmal wieder die höflichen Franzoſen, ſchenkten ein Glas ein und erſuchten ihn, mit ihnen anzuſtoßen. Es geſchah auf eine Weiſe, die jeder Unbefangene den Umſtänden gemäß und ſeiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechſelten Reden entfernte er ſich wieder; ſie ſchienen zufrieden und beruhigt und ſprachen den Flaſchen von neuem zu; bald aber ſchienen ſie ſchläfrig ſich nach einer Ruheſtatt umzuſehen, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen mochten, verfolgten ſie die nahe Treppe, auf der ſie den Hausherrn hatten kommen und gehen ſehen. Ich eilte ihnen nach, ſie nahten dem Zimmer, worin die Betten für die Begleitung des Marſchalls ſtanden, und drangen hinein. Widerrede half nichts, Widerſtand war ſo unmöglich wie töricht, ich mußte es geſchehen laſſen in der Hoffnung, daß einer der auf jeden Fall angekündigten Adjutanten wenigſtens und mit erfolgreichern Mitteln ſie vertreiben werde.

Er kam auch, aber als bereits der Tag angebrochen war; mein erſtes Wort bei ſeinem Eintritt ins Haus war die Meldung, daß ſein Zimmer und Bett bereits von 2 Maraudeurs eingenommen ſei, die ſich auf keine Weiſe davon hätten abhalten laſſen. Wütend ſtürzte er die Treppe hinauf und in das Zimmer dringend, fuchtelte er mit flacher Klinge die Kerls aus

den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlaſſen konnten. Ich ſehe ſie noch vorübereilen, und war damals nicht ohne Beſorgnis, ſie möchten noch etwas von Silbergeſchirr und dergleichen haben mitgehen laſſen.

Es war nun völlig Tag geworden, der Marſchall, der die Nacht anderswo geblieben, kam an; augenblicklich trat Sauvegarde vor das Haus, größere Ruhe und Ordnung ſtellte ſich ein und ich erfuhr in der erſten Unterredung mit den übrigen Hausgenoſſen, daß, während ich die beiden Maraudeurs in den Betten glaubte, ſie dem Hausherrn auf das Zimmer gerückt wären und ſein Leben bedroht hätten. Da habe ſeine Frau einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hülfe gerufen, dieſer habe G. von den Wütenden befreit, ſie hinausgejagt, die Türen ſeines Zimmers und Vorgemachs verſchloſſen und verriegelt.

G. ſelbſt ließ ſich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig beſtürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wiſſen und Gedenken geſchwebt.

Indes bewahrte G. von dieſem Tage an eine treue Dankbarkeit ſowohl gegen ſeinen Retter als gegen die Frau, die überhaupt in dieſen Schreckenstagen ſich mit großer Standhaftigkeit und Gewandtheit, ohnerachtet ſie nicht franzöſiſch ſprach, zu nehmen wußte, und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den ſowohl die Soldaten als der Marſchall und ſeine verſchwenderiſchen Köche verurſachten, ihr Hausweſen doch ſo beiſammen hielt, daß ſie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

Dieſes Dankgefühl, dieſes Anerkennen, daß er ihr in dieſem Augenblick das Leben ſchuldig geworden, war das Hauptmotiv, eine Handlung zu beſchleunigen, die er bereits im Sinne habend, nur an den zur Ausführung ſchicklichen Moment knüpfte, wo ſie als natürlich, ſich von ſelbſt verſtehend, weniger befremdend und ohne Aufſehen zu erregen, ſich vornehmen ließ...

In dieſer traurigen Ausſicht, ein ferneres Leben, wenn es noch geſtattet ſein ſollte, als Bettler in der Fremde kümmerlich zu friſten, war ein innigeres Anſchließen an eine erprobte treue Seele ſo natürlich, daß es keines anderen Beweggrundes bedurfte, und im Fall einer günſtigen Wendung des Geſchickes, nicht mehr als eine gerechte Entſchädigung für bisher empfundene Nachteile und Entbehrungen, die aus der öffentlichen Meinung erwachſen mögen. Nun war ſeine Vaterliebe nicht allein ihr ſondern auch ihrem Sohne, bei deſſen Heranwachſen und bevorſtehender Lebensbeſtimmung eine öffentliche Anerkennung ſchuldig.

Dieſe doppelten Beweggründe waren es, die Goethen gleich in den erſten Tagen der ſich verlaufenden Kriegsflut und des erſcheinenden Friedensbogens vermochten, das ſtille Gelübde ſeines Herzens durch eine förmliche öffentliche Trauung zu ſanktionieren.

Alle Freunde und Verehrer G's. billigten und belobten dieſen längſt erwarteten Schritt, und ſo war es denn der 19. Okt., der erſte Sonntag nach der Schlacht vom 14ten, wo G. mit ſeiner Gattin, ſeinem Sohne und mir als Zeugen nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakriſtei den Akt der Trauung vollziehen ließ. Der Ober-Conſiſtorialrat Günther verrichtete die Zeremonie in angemeſſener Weiſe.

So demnach und nicht unter dem Donner der Kanonen der Schlacht bei Jena wie der erklärte Schwätzer (bavard) ausposaunt, nicht auf Anraten franzöſiſcher Einquartierung, gleich viel ob Marſchall oder Komiſſair, nicht auf die von andern gemutmaßten Motive und Veranlaſſungen hin übt G. den Akt der Gerechtigkeit und der Verſöhnung mit den rezipierten Sitten und Gebräuchen ſeiner Zeit aus und beruhigt dadurch auch die minder ſelbſtändigen Seelen, die Frömmler und Scheinheiligen, denen das frühere Verhältnis immer etwas apprehenſiv, mehr aus deutſcher Verlegenheit wegen des zu gebenden Titels als an ſich ſelbſt ſein mochte, obſchon ſie in der Gegen-

wart weniger skrupulös sich auch darüber zu fassen wußten. Denn ich habe nicht gesehen, daß diejenigen, welche in Briefen und Konventikeln darüber glossieren mochten, sich's im Benehmen gegen die Dame hätten merken lassen; noch daß Speisen und Getränke, die sie ihnen vorsetzte, darum weniger schmackhaft und annehmenswert geschienen hätten, als wenn sie von der legitimsten adeligsten Hausfrau wären bereitet gewesen. Ueberhaupt nimmt es die Welt in diesem Punkte nicht so genau, sobald Dejeuners, Diners, Soupers und musikalische Soirées der Sache eine Wendung geben, die sich hören läßt.

Uebrigens ist es merkwürdig, wie grade in der Christenwelt nichts die Frommen so sehr unterhält und mit heimlicher Schadenfreude kitzelt, als ein nicht auf die gewöhnliche Weise eingeleitetes Liebes- und Eheverhältnis. Ist es doch als spräche sich auch darin nur der Neid aus, daß einer sich herausnehme zu tun, was die andern nur zu gern auch tun möchten, wenn nur das qu'en dira-t-on nicht wäre: denn mit Gesetz und Strafe ließe sich schon allenfalls ein Abkommen treffen.

G., der nicht in diesem Wachspuppenzustand lebte, sondern ein eigenes Herz hatte, gab nichts auf dergleichen Gerede, und tat, was er vor Gott und seinem Gewissen verantworten zu können glaubte."

Goethe selbst schildert die Vorgänge des 14. Oktober nach seiner Art knapp und schmucklos, und wie er selten in seinem Tagebuch sich einen Gefühlsausbruch, ja nur eine Stimmungsäußerung gestattete, so ist auch hier mehr zwischen den Zeilen zu lesen, als in Worten ausgedrückt ist: „14. Okt. Früh Kanonade bei Jena, darauf Schlacht bei Rötschau. Deroute der Preußen. Abends um 5 uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um ½6 Einzug der Chasseurs. 7 uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück. Lieutenant Noisin." Und der 15. Oktober verzeichnet: „Marschall Lannes im Quartier und Ge-

neral Victor. Bei Hofe wegen Ankunft des Kaiſers. Nach Hauſe. Beſchäftigt mit Sicherung des Hauſes und der Familie."

Etwas mehr über Goethes Stimmung erfahren wir aus den Berichten von Heinrich Voß, der erzählt: „Goethe war mir in den traurigen Tagen ein Gegenſtand des innigſten Mitleidens. Ich habe ihn Tränen vergießen ſehen. ‚Wer,' rief er aus, ‚nimmt mir Haus und Hof ab, damit ich in die Ferne ziehen kann?'"

Am 17. Oktober ſchrieb Goethe an Wilhelm Chriſtian Günther, den Oberkirchenrat von Weimar:

„Dieſer Tage und Nächte iſt ein alter Vorſatz bey mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die ſo viel an mir gethan und auch dieſe Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine.

Sagen Sie mir würdiger geiſtlicher Herr und Vater wie es anzufangen iſt, daß wir ſobald möglich, Sonntag oder vorher getraut werden. Was ſind deßhalb für Schritte zu thun? Könnten Sie die Handlung nicht ſelbſt verrichten, ich wünſchte daß ſie in der Sakriſtey der Stadtkirche geſchähe.

Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte! Goethe!"

Und Heinrich Voß berichtet am 18. Oktober: „Mir war es rührend, wie Goethe am 2ten Abend nach der Schlacht, als wir um ihn verſammelt waren, der Vulpius für ihre Treue in dieſen unruhigen Tagen dankte und mit den Worten ſchloß: ‚So Gott will, ſind wir morgen Mittag Mann und Frau!'"

Auch ſeine Trauung behandelte Goethe ganz kurſoriſch; am 19. Oktober ſteht verzeichnet im Tagebuch: „Trauung. Denon kam zurück von Erfurt. Abſendung eines Boten nach Jena." Ihm machte ſeine Trauung offenbar keinen beſonderen Eindruck, — ſie war auch wirklich nur die äußere Förmlichkeit, die eine durch 18 Jahre beſtehende Tatſache der Welt gegenüber beſtätigte.

Aufgang zum Goethehaus von der Gartenseite

Am 20. Oktober ſteht im Tagebuch: „Den Tag bei Hofe. Abends bei Madam Schopenhauer.“ Das war das erſtemal, daß Chriſtiane als ſeine rechtmäßige Gattin an ſeiner Seite in der Geſellſchaft erſchien. Nicht als ob Goethe ſie bis dahin verleugnet hätte, er hatte ſich oft mit ihr gezeigt, hatte an ihrer Seite Schlittenfahrten unternommen, wenn die Weimarer Geſellſchaft ihre öffentlichen Schlittenfahrten arrangierte, — aber dieſer Tag war bedeutungsvoll, denn er nahm der Weimarer Geſellſchaft das Recht, Chriſtiane noch fernerhin zu ignorieren. Reinbeck berichtet über dieſen erſten Geſellſchaftsabend: „In der Geſellſchaft im Hauſe der Frau Hofrätin Schopenhauer hatten wir das Vergnügen, Bertuch, Riemer, Falk, Fernow und einige Damen zu finden. Zum 1. Male erſchien die Frau Geheimrätin von Goethe darin, eine Frau von noch vielem materiellem Reiz, an welcher man Gutmütigkeit und einen ſtets gleichen heiteren Sinn rühmte, wie dies mit Temperamenten der Art gewöhnlich verbunden iſt. Später kam der Geheimrat.“

Wie ſtand nun Chriſtiane zu all dieſen Ereigniſſen? Welchen Eindruck machten ſie ihr? Wir wiſſen nichts darüber, leider ſind gerade aus dieſer Zeit keine Briefe Chriſtianens erhalten. Aber ſie wird wohl zuerſt gar nicht Zeit gehabt haben, über die große Veränderung in ihrem Daſein nachzudenken. Denn nach den Berichten Riemers hatte ſie für viel und für viele zu ſorgen, und auch ihr Bruder Chriſtian Vulpius erzählt in ſeinen Briefen von den grauenvollen Ereigniſſen der Oktobertage in Weimar und von der werktätigen Hilfe, die ſeine Schweſter Chriſtiane geleiſtet hat: „Welch ein Unglück hat uns betroffen! Den 14. wurde die unglückliche Schlacht bei Jena verloren, abends 5 uhr ging bei uns die Plünderung an, die 36 Stunden dauerte und mich von allem entblößt hat. Drei Tage waren wir nicht in unſerem Hauſe. Mordgewehre auf uns gezückt, gemißhandelt, beraubt, unendlich unglücklich gemacht. Wir ſprechen jetzt gute Seelen um Geld an, und wer

hat welches? Denn nicht zehn Häuſer, ſelbſt das Schloß nicht, ſind verſchont geblieben. Die fürchterliche Nacht, Geheul, Gewinſel, Brand, — ach Gott! und meine Frau und das Kind, Stunden in kalter Nacht unter freiem Himmel im Park! Etwas Frohes! Geſtern hat der Geheimrat ſich mit meiner Schweſter trauen laſſen. Sein Haus iſt verſchont geblieben, er hatte ſtets Marſchälle darin!" — Mit welcher Diskretion müſſen die Vorfälle der ſchrecklichen Nacht vom 14. in Goethes Hauſe behandelt worden ſein, wenn ſelbſt Chriſtianens Bruder nichts darüber berichtet! — Weiter ſchildert er: „Den 15. bis 17. waren wir im Hauſe des Geheimen Rats Goethe und unſere Wohnung war mit allem, was darin war, denen preisgegeben, die ſie beſetzen wollen. Und das geſchah auch redlich. Gegen 16 Mann hauſten darin, als mich endlich, da Napoleon Bücher von der Bibliothek verlangte (Vulpius war inzwiſchen Bibliothekar geworden), auf Requiſition ſeines Ingenieurs d'Alma, Grenadiere in meine Wohnung einſetzten. Den 18. zog ich ein, aber wie fand ich es? Laſſen Sie mich davon ſchweigen! Dann tägliche Einquartierung, ſo daß wir einmal 10 Mann hatten und kein Geld, keine Lebensmittel! — Meine Schweſter ſtand bei, — aber den geheimen Rat ſelbſt hat es über 2000 Taler gekoſtet!"

Goethe ſelbſt berichtet ſeine Trauung an einige ſeiner Freunde. Dem Dr. Nikolaus Meyer ſchreibt er am 20. Oktober: „Um dieſe traurigen Tage durch eine Feſtlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundin geſtern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entſchluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie erſuche, uns von Butter und ſonſtigen transportablen Victualien manches zukommen zu laſſen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächſtens in ruhigen Stunden eine umſtändlichere Antwort."

Und an Knebel ſchrieb Goethe am 21.: „Daß ich mit meiner guten Kleinen ſeit vorgeſtern verehelicht bin, wird euch freuen. Unſre Trauringe werden vom 14. Oktober datiert.“

Wie dieſe Nachricht von Goethes vollzogener Trauung auf ſeine Mutter wirkte, das erfahren wir aus deren Brief vom 27. Oktober:

„Zu deinem neuen Stand wünſche dir allen Seegen — alles Heil — alles Wohlergehen — da haſt du nach meines Hertzens Wunſch gehandelt — Gott! Erhalte Euch! Meinen Seegen habt Ihr hiemit in vollem Maas — der Mutter Seegen erhält den Kindern die Häußer — wenn ſie ſchon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in dieſen Hochbeinigen erbärmlichen Zeiten thun kann. Aber nur Gedult die Wechſel Briefe die ich von unſerm Gott erhalten habe — werden ſo gewiß bezahlt als jetzt (da ich dieſes ſchreibe) die Sonne ſcheint, darauf verlaßt Euch — Ihr ſolt mit Eurem theil zufrieden ſeyn — das ſchwöre ich Euch. Grüße meine Liebe Tochter hertzlich — ſage Ihr, daß ich Sie Liebe — ſchätze — verehre — daß ich Ihr ſelbſt würde geſchrieben haben, wen wir nicht in einem beſtändigen Wirrwel lebten — Heute werden die Straßen die zum Bockenheimer Thor führen nicht leer von Preuſchiſchen Gefangenen!!!...“

Und ihre Anerkennung für Chriſtianens Tätigkeit in dieſer ſchweren Zeit enthalten einige Zeilen aus einem Brief vom 12. Dezember:

„Einquartierung haben wir freylich noch — aber ſehr wenig — wer über die See gefahren iſt, fürchtet ſich vor dem Main nicht u. ſ. w. Deinem Lieben Weibgen dancke vor den lieben Brief den Sie mir geſchrieben hat — Ihr ſchönes — heroiſches — haushälteriſches Betragen hat mein Hertz erfreut — Gott! Erhalte Ihren frohen Muth — Ein fröliges Hertz, iſt ein täglich Wohlleben, ſagt Sirach...“

Alle Gutmeinenden haben es wohl begriffen, daß Goethe den günſtigen Zeitpunkt der Schreckenstage von 1806

wählte, um möglichſt unauffällig und ſelbſtverſtändlich ſeine Verbindung mit Chriſtiane nach 18 Jahren noch zu legitimieren. Wenn er aber gemeint hatte, man würde nun über alles hinweggleiten und ſich mit Tatſachen abfinden, an denen nichts mehr zu ändern war, ſo täuſchte er ſich. Charlotte von Stein fand ſeine Handlungsweiſe wahnſinnig und ſchrieb am 19. November 1806 an ihren Sohn Fritz: „Goethe läßt Dir Glück wünſchen zum neugeborenen Sohn, es ſchien ihn zu freuen, ſeine Beſuche ſind mir nicht wohltätig, ich kann nicht offen gegen ihn ſein, manchmal iſt er ganz wie verrückt, und nicht allein mir kommt er ſo vor, ſondern mehreren Menſchen.“ Und ſo beſtätigte ihr Verhalten und Urteil nur, wie notwendig dieſes lange Hinausſchieben der „Zeremonie“ war, wenn Goethe ſeine Stellung am Weimarer Hofe nicht völlig einbüßen wollte. Hatte man doch immer neue Verſuche gemacht, ihn bei verſchiedenen Gelegenheiten, wenn Chriſtiane abweſend war, ſtandesgemäß zu vermählen. Auf derartiges bezog ſich wohl auch ein Brief vom 23. Auguſt 1799, in dem es heißt: „Ich danke dir, mein liebes Kind, daß Du mir zweimal geſchrieben und Nachricht von Deinem Wohlbefinden und Deiner Zufriedenheit gegeben haſt, ich wünſche nichts mehr, als daß ſich alles dergeſtalt ſchicke und füge, damit Deine Reiſe auch ſich als eine Luſtreiſe endige. Mir iſt es dieſe Zeit ganz gut gegangen und ob ich gleich nicht ſo viel getan habe, als ich wünſchte, ſo iſt doch meine Zeit nicht unnütz verſtrichen. Ich habe mehr Beſuch und es kommen verſchiedene Perſonen, die der Garten anlockt, die ich lange nicht geſehen habe.“ Goethe iſt viel zu zartfühlend, um zu ſchreiben, daß dieſer Beſuch auch komme, weil Chriſtiane abweſend iſt und weil die Weimarer Damen, die ſeine Ehe nicht ernſt nehmen können und wollen, wieder neue Anſtürme verſuchen, um ihn mit einer aus ihrer Mitte zu verheiraten, — man dachte unter anderm auch an die Dichterin Fräulein von Imhof. —

Nach ſeiner Trauung hatte Goethe Gelegenheit, aufs ſchärfſte für den Bruder ſeiner Frau einzutreten. Chriſtian Auguſt Vulpius war in der Allgemeinen Zeitung als Romanfabrikant verſpottet worden, und zwar hatte ein Weimarer Mitarbeiter dieſer Zeitung die Schlacht von Jena und ihre traurigen Folgen zum Anlaß genommen um zu fragen, was Vulpius und ſeine Frau wohl aus ihren traurigen Erlebniſſen in dieſer Zeit machen und wie er ſie als Litterat verwerten würde. Goethe ſchrieb deshalb ſehr ſcharf an Cotta. Er empfand recht wohl, daß dieſer Stich eigentlich gegen ihn, gegen ſeine Ehe mit Chriſtiane nach dem jahrelang ganz Weimar empörenden Verhältnis mit dieſer gerichtet war, und er fragte Cotta: „Iſt es die Art, einen Geplünderten als Autor anzugreifen? Wollen wir, mein Beſter, die Kritik, die den Rinaldo Rinaldini (Vulpius' Räuberroman, der in einem breiten Publikum ſehr großes Aufſehen erregt hatte) verdammt, aufrufen? Wo bleiben, daß ich's grade heraus ſage, diejenigen Artikel, die dem Buchhändler am beſten fruchten?" Und er ging noch weiter auf die „niederträchtige Art" dieſer Äußerungen ein. So dokumentierte Goethe nach außen die menſchliche Solidarität mit der verarmten Familie Vulpius ſelbſt da, wo von keiner künſtleriſchen Solidarität die Rede ſein kann. Und die verwandtſchaftlichen Beziehungen wurden durch litterariſche Gegenſätze nicht getrübt. Chriſtianens Bruder und deſſen Frau ſind in Goethes Tagebuch als häufige Gäſte verzeichnet, und am 25. Dezember 1807 ſteht darin: „Abends Geſellſchaft zu Auguſts Geburtstag und kleine dramatiſche Unterhaltung von Dr. Vulpius, vorgeſtellt durch Dem. Elſermann, Engels, Häßler und Rinaldo" (Chriſtian Auguſts älteſter Sohn, der ſpäter mit dem Kanzler Müller zuſammen Goethes Teſtament-Exekutor war, den Goethe ſchon als Kind ſehr gerne mochte, ſo daß er ſeiner Frau mehrmals den Auftrag gab, dem guten Kinde eine Artigkeit in ſeinem Namen zu erweiſen).

Im Frühling 1807 reiſte Chriſtiane nun offiziell als Goe-

thes Gattin nach Frankfurt zur Schwiegermutter. Leider fehlen auch aus dieſer Zeit alle ihre Berichte, aber Goethe läßt ſie auch aus der Ferne an den häuslichen und Theater-Angelegenheiten genau teilnehmen, ja ſogar über Toilettefragen der befreundeten Schauſpielerinnen macht er ihr Mitteilung.

Chriſtiane verbrachte eine angenehme und fröhliche Zeit in dem Kreiſe der gewiß nicht günſtig für ſie voreingenommenen Frankfurter Verwandten und gewann vor allem Frau Rats Liebe in ſolchem Maße, daß dieſe am Freitag, den 17. April an ihren Sohn ſchreibt:

„Lieber Sohn!

Dein Brief welcher die glückliche Ankunft meiner Lieben, Lieben Tochter mir verkündigte hat mir Hertz und Angeſicht frölich gemacht — Ja wir waren ſehr vergnügt und glücklich beyeinander! Du kanſt Gott dancken! So ein Liebes — herliches unverdorbenes Gottes Geſchöpf findet mann ſehr ſelten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über alles was dich angeht — und was mir unausſprechlich wohl that, war, daß alle Menſchen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine ſolche Hertzlichkeit unter ihnen — die nach 10Jähriger Bekandtſchaft nicht hätte inniger ſeyn können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedancke Sie mir und allen meinen Freunden zu zeigen — alle vereinigen ſich mit mir dich glücklich zu preihſen — und wünſchen Euch Leben — Geſundheit — und alles gute was Euch vergnügt und froh machen kan Amen...

Grüße meine Liebe Tochter hertzlich, und dancke Jhr nochmals vor das Vergnügen das Sie mir und meinen Freunden gewährt hat — auch den lieben Augſt grüße auf freundlichſte — Lebt wohl! Behaltet lieb

Eure Euch ſambt und ſonders liebende Mutter und Großmutter

Goethe."

Nicht nur bei der Mutter, auch bei Bekannten und

Freunden fand Chriſtiane eine ſolche Aufnahme, daß Goethe ſich veranlaßt ſah, am 17. April folgende Dankesworte an J. Stock zu richten: „Ew. Wohlgeboren haben mit den werten Ihrigen meine kleine Frau ſo gefällig und freundſchaftlich aufgenommen, daß ich nicht genug Dank dafür zu ſagen weiß. Ich habe ihr, da ſie bisher ſo manches Ungemach erleiden müſſen, von Herzen die guten Stunden gegönnt, die ſie in Frankfurt in der Nähe meiner Mutter und meiner älteſten beſten Freunde zubrachte."

Bald nach Chriſtianens Heimkehr aus Frankfurt ging Goethe erſt nach Jena und von dort, in Riemers Begleitung, nach Karlsbad. Auf dieſer Reiſe fühlte er ſich völlig als junger Ehemann, und trotz der vielen „Aeugelchen" mit Marianne von Eybenberg und Silvie von Ziegeſar und Pauline Gotter weiß er ſich nichts beſſeres, als Geſchenke für ſie zu kaufen und ihr ſchöne Einrichtungsſtücke für den Hausſtand zu ſchicken.

Am 1. Juli 1807 ſchreibt er ihr: „Durch Herrn Regierungsrat Voigt ſchicke ich Dir ein Schwänchen zu Deiner Reiſe nach Lauchſtädt. Meine Abſicht iſt dabei, daß Du dieſe Dinge teils zu eigenem Gebrauch verwendeſt, beſonders aber auch daß Du Perſonen, die Dir gefällig ſind, einige Artigkeiten erzeigen mögeſt. Ich habe deshalb der Kleinigkeiten allerlei zuſammengepackt. Das Käſtchen ſelbſt ſollſt Du der Elſermann (eine Schauſpielerin) ſchenken und mit dem Schmuck der falſchen Granaten und des bunten Glaſes die Theaterfreunde ausputzen, auch mit dem übrigen nach Belieben verfahren."

Und am 3. Juli:

„Dabey bleibt mein Hauptſpaß allerley für dich auszudenken. Denn ich muß dir nur verrathen daß ich dir noch eine Kopfkette machen laſſe von künſtlichen Steinen, die ſo ſchön ſind als die natürlichen nicht ſeyn können und welche dir gewiß viel Freude machen wird. Ich habe das Werk auf allerley Weiſe ausſtudiert und zuſammengeſchafft, ſo daß es recht vergnüglich werden muß. Das Glasweſen kommt auch nach und nach herbey."

Am 16. Julius ſchreibt er ihr wieder: „Sei nicht zu karg mit dem Inhalt des Käſtchens, denn ich bringe noch manches ähnliche mit. Grüße die Elſermann, danke ihr für ihren Brief und ſag ihr, ſie ſoll an mich denken, wenn ſie ſich im Spiegel beſieht.“ Und meldet auch noch: „Sehr ſchönes Glaswerk habe ich angeſchafft, das eigentlich auch nicht theuer iſt; womit du Tafel und Theetiſch zum ſchönſten ausputzen kannſt; und ſonſt iſt auch noch allerley Geld vertändelt worden für Sachen, womit ich aber doch dir und andern einige Freude zu machen hoffe.“

Und am 10. Auguſt:

„Ich lege abermals ein Endchen Spitze bey, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich und bereite mir einen geſelligen Winter.“

So wußte ſie, wozu ſie ihn in einem ſpäteren Briefe auffordert, daß er über all die Augelchen ſeinen „älſten Schatz“, das iſt eben ſie, nie vergeſſen kann und daß auch die „Jeremonie“ in keiner Weiſe ſtörend und trennend wirkte.

Bei Chriſtiane ſcheint das neue Lebensverhältnis nicht viel geändert zu haben. Wenigſtens ſpricht dafür ein Brief von Nikolaus Meyer, den ſie nach ihrer Rückkehr aus Lauchſtädt im Sommer 1807 ſchrieb und der ganz den alten, harmlos liebenswürdigen Ton zeigte.

„Lieber Doctor!

Daß es mit dem Schreiben mit mir noch immer ſchlecht beſtellt iſt, wiſſen Sie beſſer als daß ich mich deswegen zu entſchuldigen brauche wegen meines Schreibens, und nie werde ich einen mir ſo theuren Freund als Sie mir ſind vergeſſen; und mit neuen Freundſchaften iſt es der Fall auch nicht. Aber erſt geſtern bin ich von Lauchſtädt zurückgekommen, wo dieſes Jahr ſehr brillant war, es iſt trotz der Stärke doch wieder viel getanzt worden. Bei meiner Ankunft habe ich mich des ſchönen Porzellans gefreut, wovon nichts als 1 Teller entzwei ging. Der Geheimrat, den ich in 14 Tagen erwarte, wird ſich

gewiß auch ſehr darüber freuen und ich will Ihnen von mir einſtweilen den ſchönſten und beſten Dank dafür ſagen, ſo auch für die ſchönen Häringe. Was unſere Rechnung betrifft, werde ich wohl auch nicht viel wiſſen, ich glaube es ein Bißchen aufgeſchrieben zu haben, kann es aber nicht gleich finden, Sie werden gelegentlich auch nachſehen. Wegen der Schriften und Landſchaften ſoll alles, ſobald G. kommt, beſorgt werden und gleich ſollen Sie beides erhalten.

Nun aber auch ein Wort von Ihrer lieben Frau. Ich freue mich ſehr, daß ſie ſich bei dieſen Umſtänden ſo wohl befindet und ich wünſche, daß alles recht gut von Statten gehen, noch auch daß beider Wunſch wegen des kleinen Prinzen in Erfüllung gehen möge. Grüßen Sie ſie herzlich von mir und ſchreiben Sie mir ja gleich wie es ſteht, wenn es ſo weit iſt; und ich bitte, daß Sie mich beide in gutem Andenken behalten möchten. Sobald Riemer wiederkommt ſo ſollen Sie einen ausführlichen Brief haben. Denn mit meinem Schreiben ſieht es immer ſchlechter aus weil ich faſt gar nicht ſchreibe. Mit Auguſt habe ich es beſorgt und hoffe, daß er es auch recht gut beſorgen ſoll."

Auch in ihrer Stellung zum Theater blieb alles ziemlich unverändert, ſie erhielt auch weiterhin allerlei Aufträge für die Mitglieder, ſo auch in dem Brief vom 27. Juli 1807, in dem es heißt: „Daß Du mit der Theaterwelt, der alten und jungen, in Verbindung biſt und bleibſt, iſt mir ſehr angenehm. Ich weiß recht gut, daß alle Händel, die in dieſem Zirkel entſtehen, gar leicht vermieden oder wenigſtens viel ſchneller abtan werden könnten, als gewöhnlich geſchieht. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Sache auf meine alte Weiſe behandeln. Du kannſt alle von mir grüßen und ihnen ſagen, daß ich nur wünſche, meine Geſundheit möge auch dieſen Winter dauerhaft bleiben, damit ich mich wieder einmal recht ernſthaft und anhaltend einer Anſtalt annehmen könne, die ſo

weit gediehen iſt, daß es uns denn doch nicht leicht jemand nachmachen wird."

Nur in einer Beziehung wurde ihre Lebensſtellung ſicher anders und zwar in bezug auf die Geſelligkeit. In dem Brief vom 16. Juli 1807 kündigte er ihr den Beſuch einer Karlsbader Bekanntſchaft an:

„Reſident Reinhard mit ſeiner Familie geht morgen ab über Dresden und kommt wahrſcheinlich in einiger Zeit nach Weimar. Sey freundlich gegen ſie, wenn ſie dich beſuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, Jemand zu ſehen und kennen zu lernen. An ihm wirſt du einen ernſthaften, ſehr verſtändigen und wohlwollenden Mann finden. In wie fern du zu ihr einiges Verhältnis haben kannſt, wird ſich geſchwind zeigen. Sie iſt eine gute Mutter und thätige Gattin, aber beleſen, politiſch und ſchreibſelig: Eigenſchaften, die du dir nicht anmaßeſt. Sie kennt Mme. Schopenhauer und hofft auch mit ihr in Weimar zuſammen zu treffen. Mehr wüßte ich jetzt nicht zu ſagen, als daß ich dich erſuche, die Herrn Wöchner und die übrige Geſellſchaft zu grüßen. Unſerm berliniſchen Kleeblatt gönne ich deine Ankunft in Lauchſtädt. Aus den Relationen Genaſtens und des H. Rochlitz konnte ich ſchon ſehen wie es eigentlich mit ihnen ſtand. Es iſt eben auch eine Prüfung, durch die ſie hindurch mußten. Da ſich Mme. Beck als Gaſt bey der Geſellſchaft aufhält, ſo kannſt du ja wohl einleiten, daß die Hageſtolzen gegeben werden. Lebe übrigens recht wohl und in der Hoffnung eines fröhlichen Wiederſehens."

Das wäre früher in dieſer Weiſe wohl nicht geſchehen. Auch in dem Brief vom 27. Juli kündigt er ihr an:

„Da wir ſo unerwartet Friede haben, der ſich wohl ſo bald nicht erhoffen ließ, ſo wollen wir auf eine zwar ſtille und beſcheidene, aber um deſto gemütlichere Art unſeres Lebens den nächſten Winter genießen. Richte Dich darauf ein, daß wir unſere alte Gaſtfreiheit fortſetzen können."

Übrigens muß Chriſtiane ihre Aufgabe Reinhards gegenüber zufriedenſtellend gelöſt haben, denn Reinhard ſchreibt am 9. Auguſt an Goethe: „Ihrer Frau und Meyern verdanken wir den Anblick Ihrer Kunſtſchätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hof oder im Wolzogenſchen Haus zubrachten.“

Man hat auch durchaus nicht den Eindruck, daß der Vergleich, den Goethe zwiſchen der Frau Reinhard und ſeiner Gattin zog, zu der letzteren Ungunſt ausgefallen iſt. Sie war und blieb ihm eben der liebe kleine „Hausgeiſt“, der „Hausſchatz“, dem er in jeder Beziehung volles Vertrauen ſchenkte und ſchenken konnte.

Im Frühling 1808 verließ Auguſt das Vaterhaus, um in Heidelberg zu ſtudieren, und Chriſtiane hat die Trennung von dem einzigen Sohn ſchmerzlich empfunden, das zeigen ihre Briefe vom 28. April und vom 16. Mai:

„Lieber Auguſt!

Deine uns ſo lieben Briefe als auch Dein gutes Lob von Frankfurt aus hat mir und Deinem Vater ſehr viel Freude gemacht. Sei nur fort brav und gut und lerne was, ſo wirſt Du uns beide ganz glücklich machen.

Wir leben hier ganz ſtille und bei uns iſt nichts merkwürdiges vorgefallen. Der Vater befindet ſich ganz leidlich und iſt itzo in Jena und denket etwa ſo den 11. oder 12. abzureiſen nach Carlsbad. Ich beſchäftige mich mit dem Garten, der ſchon ſehr bepflanzt iſt, und allerlei häuslichen Arbeiten. Vom Theater grüßt alles, beſonders Deny, der ſehr oft an dich denkt und auch die Komödienzetteln geſammelt hat. Schreibe mir recht bald, wie es Dir in Heidelberg gefällt und wie es Dir mit der Koſt geht. Der H. v. Arnim hat dem Vater geſchrieben, daß er ſo wohlfeil und gut ſpeiſt. Schreibe mir ja recht bald. Denn ſo lange als Du noch in Frankfurt warſt, wußten wir, daß Du gut verſorgt warſt, aber nun ſorge ſelbſt gut für Dich und

ſchreibe mir ja recht oft und laß mich weniger ſchreiben; Du weißt, daß mir das Schreiben ſauer wird.

Lebe wohl, denke fleißig an Deine Dich herzlich liebende Mutter C. v. Goethe."

„Lieber guter Auguſt!

Ich dank Dir recht ſehr vor Deine lieben Briefe, ſchreibe mir ja recht oft, denn Deine Briefe, die machen mir in meiner Einſamkeit doch frohe Stunden. Der Vater iſt am Donnerstage nach Carlsbad und ich bin nun ſo ganz allein in dem großen Hauſe. Bei jedem Schritt und Tritt wünſche ich mir, wenn wir beide nur zuſammen wären. Dein liebes Bild grüße ich alle Morgen und unterhalte mich mit ihm und freue mich ſchon voraus, wenn wir uns auf Oſtern in Frankfurt ſehen werden. Deine Briefe ſind gleich den 2. Tag abgeholt worden und da war ſie auch ſchon getröſtet und ſagt, es wäre alles nur dummes Zeug geweſen und es wär recht gut, daß es ſo gekommen wäre. Sie kam auch zu mir und iſt luſtig und guter Dinge. So laß Du es auch gut ſein und gräme Dich ja nicht, denn ſie verdient es gewiß nicht. Voß dank recht ſchön vor ſeinen Brief, ich werde ihm nächſtens ſchreiben. Dein letzter Brief, den Du an Bartholomäi geſchrieben haſt, hat dem Vater ſehr gefallen. Er hat ihn von Niemer abſchreiben laſſen und er iſt allen Damen produziert worden; es war ſo ein hübſcher Styl darin. Deinen Wechſel wirſt Du von Bethmanns erhalten, aber ohne allen Rabatt. Schreibe mir nur recht oft, auch wenn ich in Lauchſtädt bin. Den 18. Juni gehe ich weg, da kannſt Du die Briefe an die Dr. Buchholz addreſſieren. Sie grüßt Dich herzlich und wird bald antworten. Sie iſt krank geweſen, aber wieder beſſer. Vom Theater grüßt Dich alles, beſonders Deny, und wenn Du bald antworteſt, ſo wirſt Du einen rechten langen Brief erhalten. Eh ich weggeh, ſo ſchicke ich Dir auch alle Komödienzettel. Heß empfiehlt ſich Dir noch herzlich, er iſt doch noch abgegangen und Eberwein dirigiert itzo das

ganze Weſen und es geht auch gut. Am ... (?) zu tanzen, iſt hier garnicht zu denken. Nun bitte ich Dich, ſei nur recht fleißig, daß der Vater Freude an Dir hat, und wirſt Dich dann auch ſehr freuen, wie gut er alles mit Dir vorhat. Denn er hat Dich ſehr lieb, das habe ich erſt recht geſehen, wie Du weg warſt. Die erſte Zeit hat er faſt nichts gegeſſen. Sein einziger Wunſch iſt nur, daß Du was lernen möchteſt, und hoffe ich von Dir. Leb wohl mein lieber Sohn.

Deine Dich liebende Mutter Goethe."

Trotz aller Sehnſucht mußte ihre mütterliche Klugheit Auguſts Entfernung aus Weimar und aus dem Kreiſe ſeiner dortigen Gefährten gut heißen, denn er hatte einen kleinen Roman zu erleben begonnen, deſſen weitere Entwicklung Chriſtiane nicht gerne geſehen hätte. Schumann hieß das Mädchen, an das Auguſt ſogar ein Liedchen gerichtet hatte, und das Chriſtiane immer wieder und wieder ihm zu verleiden bemüht war.

Goethe ging im Mai 1808 wieder in Riemers Geſellſchaft nach Karlsbad und wie Trennungen gewöhnlich den Blick klären für die nur zu gewohnten Zuſtände des Alltags, ſo ſcheint es auch hier der Fall geweſen zu ſein. Wenigſtens ſchreibt Goethe in ſeinem Brief vom 29. Mai: „Da habe ich denn Zeit, allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich Deiner und aller Liebe und Treue erinnere, die Du an mir tuſt und mir das Leben ſo bequem machſt, daß ich nach meiner Weiſe leben kann; dafür ich denn auch im Stillen immerfort für Dich und den guten Auguſt ſorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was Du von Heidelberg gehört haſt, mag für den Anfang recht gut ſein; wenn er nur nicht des Guten zu viel tut und zunächſt müde wird. Doch das wird ſich alles geben und eins aus dem andern entwickeln." Und dann folgt wieder ein Theaterauftrag: „Mit den Theaterfreunden mache Du's nur immer auf alte Weiſe, anfangs nicht zu viel getan, damit man nicht zurückzugehen braucht. Haſt Du

dem Herrn Meuſel und andern, denen wir eine Artigkeit ſchuldig ſind, etwas erzeigt? Verſäume es nicht."

Am 15. Juni wird es ihm in finanzieller Beziehung ein wenig bange um den jungen Heidelberger Studenten. Er berechnet ſeinen eigenen Verbrauch und beſchließt dann, dem Sohne nach einer kleinen Zeit der Sorge, die er offenbar für erziehlich hält, in Geldnöten beizuſpringen:

„Unſre Haushaltungsordnung iſt ſich die erſten vier Wochen ſehr gleich geblieben, wir brauchen zur Beſtreitung alles nötigen wöchentlich etwas über 20 rh. Das Papiergeld fällt noch immer, dergeſtalt daß man bei den fixen Ausgaben einigen Vorteil hat; denn Handwerker und Handelsleute ſteigern ihre Preiſe von Zeit zu Zeit.

Auguſtens Briefe machen mir viel Freude. Es iſt freilich was eignes ſo allein in der Welt zu ſtehen und alles baar bezahlen zu müſſen, da man zu Hauſe ſo vielen Hinterhalt und Ausflüchte hat. Er mag ſich noch ein wenig hinhelfen, damit er ſieht, was das Geld wert iſt; dann kann man ihm ja wohl mit etwas außerordentlichem beiſpringen.

Übrigens werden wir beyde ſelbſt recht wohl tun wenn wir wieder zuſammen kommen, daß wir unſre Finanzpläne, die ſeit dem 14. Okt. noch nicht recht wieder in die Ordnung wollten gemeinſchaftlich bedenken und aufs neue einrichten."

Auf dieſe Geldnöte des Sohnes bezieht ſich wohl auch Chriſtianens Juni-Brief an Auguſt:

„Lieber guter Auguſt!

Ich freue mich ſehr, daß ich gehört habe, daß Du ſo fleißig biſt und daß es Dir ſo wohl gefällt. Sei nur wegen der Ausgaben ruhig und denke nur, daß der liebe Vater ſo gut iſt, daß er Dir gewiß geben wird, was Du brauchſt, wenn er weiß, daß Du es ordentlich anwendeſt, und auf eine Kleinigkeit von mir kannſt Du auch immer rechnen. Wenn ich kann, ſo findeſt Du in dieſem Brief etwas, oder von Lauchſtädt aus. Aber zu Michaeli ſollſt Du mehr haben.

Aber ſehnen tu ich mich ſehr nach Dir und um 11 uhr iſt mir immer, als müßteſt Du aus der Schule kommen, und ich ſehe mich immer nach Dir um, und bei allen meinen kleinen Geſellſchaften wird immer Deine Geſundheit getrunken.

Briefe habe ich vom Vater. Der befindet ſich ſehr wohl, beſſer als voriges Jahr. In der Lotterie habe ich nicht mehr als 75 Gulden gewonnen und davor nehme ich mir ein neues Los und da gewinn ich gewiß und wenn Dir eine Not ſollte mit Geld vorkommen, ſo rate ich Dir, Dich an die Bettine zu wenden; doch dies tu nur im Notfall, der Vater wird es alsdann doch bezahlen.

Den 22. geh ich nach Lauchſtädt, da ſchreibe mir ja bald, ich will Dir von da auch ſchreiben. Leb wohl. Alle gute Freunde grüßen Dich, beſonders Deny; ſchreib ihm doch, von dem wirſt Du alsdann einen rechten langen Brief erhalten. Lebe recht wohl und ſei brav.

Deine Dich herzlich liebende Mutter

C. v. Goethe."

Aber der Vater beſchäftigt ſich nicht nur mit dem Sohn, und nicht nur deſſen Angelegenheiten berät er mit der Mutter. In dem ſchon genannten Brief ſtehen wieder Aufträge fürs Theater und er ſorgt auch für ihr materielles Wohlergehen:

„Das Theater betreffend wirſt du in dem bisherigen Gange fortfahren und alles bemerken damit mir nichts fremd ſei wenn wir wieder zuſammen kommen. Grüße ſie ſämtlich. Die muſikaliſchen Uebungen halte ja zuſammen. Es iſt dieſe Unterhaltung mehr wert als man denkt wenn man ſie haben kann.

Nun lebe recht wohl. Ich habe einen ſehr artigen Brief von der Bardua aus Dresden, die ſich dir ſchönſtens empfiehlt. Zum Schluſſe ſag ich nur noch, daß ich dir ein Paar köſtliche Rindszungen gekauft habe und will ſehen ſie nach Leipzig zu bringen, von wo du ſie leicht erhalten wirſt. Ich freue mich auf Nachrichten von dir."

Am 2. Juli ſchreibt er ihr dann beſorgt um ihre Geſundheit:

„Da ich überzeugt war, daß es dich freuen würde, einen Brief von mir in Lauchſtädt zu finden, ſo eilte ich, dorthin zu ſchreiben und danke dir nun für die baldige Nachricht deiner Ankunft. Mir geht es noch immer recht wohl und ich wünſche nur auch daß du dich bald völlig herſtellſt. Wenn ich dir raten ſollte; ſo machteſt du bald möglich eine Partie nach Leipzig, beſuchteſt Herrn Dr. Kappe, brächteſt viele Empfehlungen von mir und erzähleſt ihm deinen Fall. Er gibt dir gewiß einen tüchtigen Rat und du haſt alsdann den ganzen ſchönen Sommer vor dir um ihn zu befolgen, anſtatt daß du dich doch jetzt auf wunderliche Weiſe herumſchleppſt. Schreibe mir doch gleich deine Gedanken darüber, oder vielmehr führe es aus und ſchreibe mir von Leipzig."

Dann folgen heitere Berichte über das Karlsbader Leben und daran ſchließen ſich Troſtworte:

„Daß ſie in Weimar gegen Frau von Stael übels von dir geſprochen haben mußt du dich nicht anfechten laſſen. Das iſt in der Welt nun einmal nicht anders; keiner gönnt dem andern ſeine Vorzüge, von welcher Art ſie auch ſeien, und da er ſie ihm nicht nehmen kann; ſo verkleinert er oder läugnet ſie, oder ſagt gar das Gegenteil. Genieße alſo was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben haſt und ſuche dir's zu erhalten. Wir wollen in unſrer Liebe verharren und uns immer knapper und beſſer einrichten, damit wir nach unſrer Sinnesweiſe leben können ohne uns um andre zu bekümmern."

Wer dieſe tadelfrohen „ſie" waren, darüber kann kein Zweifel beſtehen. Frau von Stein und Frau von Schiller waren unerbittliche Gegnerinnen und in ihnen haben wir die Quelle alles Klatſches, aller Gehäſſigkeit, die Chriſtiane noch nach 100 Jahren zu verfolgen ſcheinen, aller Geringſchätzung und Selbſtüberhebung, mit der auf ſie herabgeſchaut wurde. Frau von Stein war kurzſichtig genug, nicht einzuſehen, daß ſie ſich ſelbſt herabſetzte, indem ſie ihre Nachfolgerin herabzu-

Goethe (?): Studie zu Chriſtianens Bildnis

drücken verſuchte, daß es auch für ſie nicht gerade ſchmeichelhaft war, von einem Manne erwählt geweſen zu ſein, der nach ihr eine Dirne, eine ungebildete dumme Köchin, eine Säuferin liebte und als Gattin in ſein Haus nahm. Sie und ihr Anhang hat nicht ſo weit blicken können und hat Chriſtianen alle dieſe Eigenſchaften zugeſchrieben, ohne ſich der Rückwirkung auf ſie ſelbſt bewußt zu werden. Selbſt ihrem Sohn Fritz, der doch gewiß Goethe naheſtand, und dem ſie aus pädagogiſchen Gründen den inneren Halt nicht hätte rauben dürfen, den das Idealbild Goethes ihm geben konnte, hat ſie harte und ſcharfe Äußerungen über den Freund und ſeine „Demoiſelle“ geſchrieben. Aber gegen dieſe Äußerungen werden wir berechtigter Weiſe mißtrauiſcher, wenn wir leſen, wieviel häßlicher Klatſch auch ſonſt noch in ihren Briefen ſteht, wie ſie ſich nicht zu fein fühlt, um ſehr gemeine Äußerungen über das Verhältnis des Herzogs zu der Schauſpielerin Jagemann — Frau von Heygendorff — zu kolportieren. Man leſe darüber die Briefe an Fritz von Stein, die im Inſel-Verlag erſchienen ſind.

Dennoch ſuchte Goethe den Verkehr unter allen Umſtänden aufrecht zu halten. Und Chriſtiane machte es ihm leicht. Schon im Frühjahr 1797, als der Konflikt noch brennender und die Empfindungen daher natürlich auch gereizter waren, ſchrieb ſie an Goethe, daß ſie Frau von Stein, die darum hatte erſuchen laſſen, Spargel durch ihren Sohn Auguſt geſchickt habe, und Goethe antwortet darauf am 28. Mai: „Der Frau von Stein ſchicke ja von Zeit zu Zeit etwas Spargel und ſchicke das Kind überhaupt manchmal hin.“ Und Auguſt berichtet auch glückſtrahlend dem Vater, daß Frau von Stein ihm acht Groſchen zum Jahrmarkt geſchenkt habe. Es berührt etwas ſonderbar, daß ſich Frau von Stein von Chriſtiane Spargel ſchicken läßt, ja daß ſie ſelbſt darum erſucht, aber Frau von Stein hat in dieſen Dingen offenbar anders empfunden, und man muß an Riemers Urteil über die Stellungnahme der Weimarer Geſellſchaft zu Chriſtiane denken (ſiehe Seite 95.)

Chriſtiane hat, ſo viel wir erſehen können, niemals ein hartes Urteil über ihre Gegnerin geäußert, wie auch Frau von der Recke nach ihrem Tode über ſie ſchrieb: „Wodurch die Verſtorbene ſich mir empfohlen hat, iſt, daß ich ſie nie von andern Böſes ſprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, ſo weit ich ſie kannte, ſo, daß ich es mir ſehr wohl erklären konnte, daß ihr anſpruchsloſer, heller, ganz natürlicher Verſtand Intereſſe für unſern Goethe haben konnte, der mir ſeine Frau mit dieſen Worten vorſtellte: ‚Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugniſſe, daß ſeit ſie ihren erſten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe‘.“ An Eliſa von der Recke ſchrieb Goethe am 8. November 1811 aus Weimar: „Auch ich und die Meinigen haben davon (von Frau von der Reckes Weſen) vergangenen Sommer die wünſchenswerteſten Wirkungen erfahren (in Karlsbad, wo die Familie Goethe mit Frau von der Recke zuſammengetroffen war). Meine Frau, die ſich Ihnen angelegentlichſt empfiehlt, iſt noch immer durchdrungen und bewegt von Ihrer Güte und in unſrem kleinen Familienkreiſe wird Ihr Andenken als eines wohltätigen Genius verehrt. Möge uns das Glück beſchert ſein, Ihnen, Verehrte, wieder an der heilſamen Quelle zu begegnen und uns von Ihrem Wohlbefinden gegenwärtig zu überzeugen.“

Wie ſehr unterſcheidet ſich dieſe an Chriſtiane gerühmte Diskretion von der ihrer Gegnerinnen Charlotte von Stein und Charlotte von Schiller! Bezeichnend hierfür mag ein Brief der letzteren an Caroline von Mecklenburg-Schwerin, der geborenen Prinzeſſin von Weimar ſein. Mitte Januar 1812 ſchreibt ſie: „... Unſere Freundin St(ein) geriet auf den Gedanken, alle Papiere, die Sie auch ſehen möchten oder ſahen, mir zu zeigen. Ich durchblickte dieſes wunderbare menſchliche Weſen und klagte über das Schickſal unſerer Freundin und lebte recht in der Vergangenheit mit ihr, und es war, als ſchlöſſe ſich mein Herz mit den leiſeſten Fäden an das ihre an und ich gelobte ihr, ſie nie zu verlaſſen und meine Liebe ſolle

ihr folgen bis in das Grab. Ich komme von dem Leſen in eine Geſellſchaft zu Frau v. R., die ihn mit der dicken Hälfte bat, und er fing an, ſo von der Vergangenheit zu ſprechen, erzählte plötzlich von Sachen, die ich eben geleſen, von denen er hiſtoriſch in den Briefen ſprach, weil er eine Reiſe beſchrieb, von der Familie Ihrer Frau Großmutter z. B., daß es mich unausſprechlich wunderte."

Alſo hat Frau von Stein hier offenbar die Briefe oder einen Teil der Briefe Goethes nicht nur der Freundin, ſondern auch der jungen Prinzeſſin gezeigt gehabt oder zeigen wollen, und im Zuſammenhang mit dieſen Liebesbriefen, die uns heute noch als etwas Heiliges erſcheinen, wird von Goethes Gattin per „die dicke Hälfte" geſprochen. Ein andermal meint Lotte Schiller, als es ſich um eine Freimaurerfeier handelt, zu der nur Frauen von Freimaurern zugelaſſen werden, wenn ſie der „dicken Hälfte" zum Tauſch eine Schale Punſch anböte und ſtatt ihrer zu dem Feſt gehen könnte, dann wären ſie beide an ihrem Platze.

In dem ſchon genannten Brief vom 2. Juli 1808 heißt es dann weiter in bezug auf den Sohn und auf das Theater: „Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß, beide übereinſtimmend unter ſich und mit dem, was wir von Auguſt wiſſen. Er macht ſeine Sache ganz artig und ſelbſt, daß er nicht unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadeln. Die Zeit, die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemütlich zubringen. Wenn das Theater im ganzen gut geht, bin ich wohl zufrieden, im Einzelnen wird es nie an Händeln fehlen. Wäre ich gegenwärtig geweſen, ſo würde ich mich ſehr deutlich erklärt haben, inwiefern eine Schauſpielerin auch gegen ihren Mann von mir geſchützt werden muß. Halte, was Dich betrifft, nur das Singechor zuſammen. Wer weiß, was daraus entſtehen kann, wenn wir es einige Jahre fortſetzen. Und manche Unterhaltung verſchafft uns dieſe kleine Anſtalt für den Winter. Grüße die ſämtlichen Glieder, auch die Elſermann. Für Eberwein lege ich ein Blättchen bei,

er ſendet's an Herrn Hofkammerrat und bringt bei demſelben auf eine anſtändige Weiſe ſein Geſuch gleichfalls an. Das beſte wäre, er ſendet das Blatt ſeinem Vater, daß dieſer die Sache mündlich ausmacht, nämlich wann Eberwein weggehen kann und auf wie lange."

Das war eine von Chriſtianens großen Leiſtungen, daß ſie die „Singſtunde", den Hauschor zuſammenhielt, der bei Goethe die Sonntagsmuſiken ausführte, zu denen die Weimarer Geſellſchaft und oft auch der Hof oder einzelne Glieder desſelben geladen wurden und ſich einfanden.

Am 1. Auguſt 1808 ſendet Goethe die Verordnung des Dr. Kappe, den er in Karlsbad und Franzensbrunn um ſeiner ſelbſt willen wie auch wegen Chriſtiane konſultiert hatte. Vom mediziniſchen Standpunkt berührt das Gutachten dieſes Arztes etwas merkwürdig, da es auf keine perſönliche Unterſuchung, ſondern nur auf den Bericht eines Merſeburger Arztes baſiert iſt. Vom pſychologiſchen Standpunkt aus aber müſſen wir etwas näher darauf eingehen, denn er verordnet als Getränk — — roten Wein mit Waſſer und ſchwerlich würde die ärztliche Verordnung an eine Trunkſüchtige Weingenuß enthalten haben, am wenigſten in jener Zeit, wo man die Entziehungskuren nicht ſo langſam und individuell kontrollierend einzurichten verſtand wie heute.

Und damit wäre die Legende von Chriſtianens Trunkſucht ſchon in gewiſſem Sinne widerlegt. Aber ein wenig genauer muß doch noch auf dieſe ſchlimmſte Verleumdung eingegangen werden. Die Sage von der Trunkſucht ihres Vaters kommt weiter nicht in Betracht, ſie iſt viel zu wenig belegt, um gelten zu können. Es iſt kaum anzunehmen, daß Chriſtiane als armes Mädchen vor ihrer Aufnahme in das Goethe'ſche Haus viel Wein ſich beſchaffen konnte. Erſt bei Goethe, der der „allerliebſten Delila" Flaſche ſehr zugetan war, dürfte ſie ſich an dieſen Genuß gewöhnt haben, und während er 1797 von Frankfurt aus ſeine Reiſe nach Schwaben und der Schweiz

fortſetzt, entbehrt ſie den Wein ſchwer und das „Mägligen“ tut ihr gewaltig wehe, denn die vorhandenen „Budelgen“ muß ſie auf eine Geſellſchaft aufſparen, zu der alle ihre Freunde kommen. Das wäre ein poſitiver Beweis gegen ihre Trunkſucht. Nie hat, wie jeder Arzt beſtätigen kann, ein Trunkſüchtiger Selbſtbeherrſchung genug beſeſſen, um Wein zu irgendeinem Zwecke aufzuſparen. 1804 will Goethe für Chriſtiane an ihrem Geburtstag in Weimar eine Flaſche Champagner bereithalten, um ſie gut und freundlich bei ihrer Rückkehr aus Lauchſtädt zu empfangen. Wein war für Goethe zeitweilig Arzenei. Von ſeinem Freund Heinrich Meyer ſagt er einmal, dieſer hätte einer Krankheit und Kur entgehen können, wenn er nicht ſo eigenſinnig geweſen und zu rechter Zeit ein Fäßchen Madeira getrunken hätte, anſtatt irgendein Mineralwaſſer zu genießen, und am 12. September 1809 ſchreibt Goethe an Chriſtiane, daß er vorzüglich von Wein und Schokolade lebe. Am 17. April 1810 klagt er aus Jena: „Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß ich 4, 5 Tage bloß von Cervelatwurſt, Brot und rotem Wein gelebt habe“ und 1812, am 13. Mai, berichtet er aus Karlsbad: „Durch die Gefälligkeit des Poſtmeiſters, den ich mit der neuen Zuckerfabrikation bekannt machte, haben wir noch kurz vor Torſchluß 80 Bouteillen Ofner (leider klein Gemäß) um billigen Preis bezogen und ſind alſo wegen dieſes Hauptpunktes ſicher.“ Am 24. Mai ſchreibt er wieder: „Nach dem Gelde iſt wohl der Wein am meiſten wert, daß man ſein gedenke. Wir haben unſeren Bedarf bis Ende Juni im Keller; alles aber wohl überlegt, mußt Du Dir notwendig ſelbſt welchen mitbringen.“ Demnach reichten nach Goethes Berechnung 80 Bouteillen von Mitte Mai bis Ende Juni — und dennoch hat man im allgemeinen Goethe noch nicht unter die Säufer gerechnet und muß auch ſagen, daß ſeine geiſtigen Fähigkeiten für einen Trinker ſehr gut und lange Widerſtand zu leiſten vermochten. Am 13. November desſelben Jahres ſchreibt er wieder aus Jena an Chriſtiane: „Nur will der

Wein immer nicht auslangen, denn wir ſelbſt und einige unſerer Freunde konſumieren immer etwas mehr als ausgeſetzt iſt. Sende deswegen immer noch etwas Languedoc und Würzburger, der Elſaſſer wird wohl reichen." Klingt das nicht faſt, als ob ſich Goethe bei Chriſtiane halb ſcherzhaft wegen ſeines Weinkonſums entſchuldigen wolle?

1809 berichtet Wilhelm Grimm: „Tags darauf wurde ich zum Mittageſſen bei ihm eingeladen. Seine Frau, die ſehr gemein ausſieht, ein recht hübſches Mädchen, deſſen Namen ich wieder vergeſſen, die er aber, däucht mir, als ſeine Nichte vorſtellte, und Riemer waren da . . . Er invitierte mich immer zum Trinken, in dem er an die Bouteille zeigte und leis brummte, was er überhaupt viel tut. Es war ſehr guter Rotwein und er trank fleißig, beſſer noch die Frau." Das iſt die erſte und einzige Stelle, die ich finden konnte, die Chriſtianens Trinken in den Vordergrund ſtellt, während ich noch eine ganze Reihe Briefſtellen von Art der oben zitierten anführen könnte. Ob Wilhelm Grimm nicht ſtark beeinflußt gegen Chriſtiane hinkam, ob nicht auch er ſchon viel Böſes über ſie gehört hatte, wie die oben zitierte Briefſtelle in bezug auf Frau von Stael angibt, das wage ich nicht zu entſcheiden. Die Stelle von dem „gemeinen Ausſehen" läßt keinen Schluß darüber zu, denn das Wort gemein in dieſem Zuſammenhang braucht nichts anderes zu bedeuten als alltäglich.

Jedenfalls iſt es auffallend, daß Goethe in keinem Briefe Chriſtianen ein Maßhalten in bezug auf den Weinkonſum anempfohlen hat, während er das Maßhalten in bezug auf Tanzen und Augelchen machen öfters anrät. Warum hätte er ſie da nicht auch vor übermäßigem Weingenuß gewarnt, wenn eine ſolche Warnung nötig oder auch nur am Platze geweſen wäre? Gewiß war auch ihm das Weimarer Geträtſch über ihre Trunkſucht zu Ohren gekommen.

Aber es ſcheint faſt, als habe er mehr ihre Kritik in dieſer Beziehung gefürchtet, wenigſtens ſchreibt er ihr am 3. März

1807, als ſie in Frankfurt bei der Mutter war: „Mit dem Keller geht es ſchon ordentlich. Der Gnome pflegt mich genau zu beobachten, ob ich etwa mich um ein Nößel irren möchte; und ſo wirſt Du die Tabellen mit dem Vorrat übereinſtimmend finden.“ Und ſo dürfte auch Chriſtianens Trunkſucht ins Reich der böſen Märchenerfindungen zu verbannen ſein. Übrigens iſt bei Beurteilung dieſer Frage auch die Notwendigkeit des Weinkonſums infolge der fehlenden Waſſerleitungen zu berückſichtigen.

Am 7. Auguſt 1808 iſt er immer noch um ihre Geſundheit beſorgt, und ihre üble Laune, die zweifellos zu den Krankheitsſymptomen gehört, will er durch Troſt und Vergleiche mit der ſchlimmen Lage anderer Freunde beſſern. Gleichzeitig regt er zu Zerſtreuungen an, damit neuer Unterhaltungsſtoff gegeben werde:

„Die Schachtel wird nun angekommen ſein, auch wirſt du nach Kappes Verordnung nunmehr verfahren und ich hoffe es ſoll beſſer werden, da denn doch das Uebel von keiner Bedeutung zu ſein ſcheint. Wir wollen künftig uns aber nicht ſo lange mit Unglauben hinſchleppen und beſonders Kappen auch in Briefen fragen. Ich habe ihn erſt recht kennen gelernt, was das für ein trefflicher Mann und Arzt iſt. Wenn die gute Laune ſich nicht einſtellen will, ſo denke nur über welche ungeheure Uebel wir hinausgekommen ſind und wie es uns vor Millionen Menſchen gut geht. Ein recht trauriger Fall betrifft den trefflichen Kriegsrat v. Stein, ſeine junge ſchöne liebe Frau iſt ihm geſtorben, die einzige Tochter ſehr reicher Eltern. Auch hier im Bade kann man erinnert werden wie es in der Welt ausſieht, da von allen Enden Menſchen zuſammen kommen. Es iſt ein Jammer nur hinzuhorchen.

Du tuſt wohl, in Lauchſtedt bis zu Ende zu bleiben und mir geſchieht eine große Liebe. Denn ohne Dich, weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterweſen nicht zu Ende führen. Wenn wir wieder zuſammenkommen, machſt Du

mich mit den Ereigniſſen des Sommers bekannt und über den Winter wollen wir auch ſchon hinauskommen. Auf die Muſik freue ich mich bei Eberweins Wiederkehr.

Dein Geburtstag iſt doch glücklich und fröhlich gefeiert worden?

Sollteſt du nicht auf einige Tage nach Deſſau gehen? Ich wünſche daß du dieſe Sachen in der ſchönen Jahreszeit ſäheſt. Wir finden in der Erinnerung auch wieder eine neue Unterhaltung. Daß du nicht nach Carlsbad kamſt war wohlgetan, ich habe mich an den Gegenden ſchon ſo abgelaufen, daß ſie kein Intereſſe mehr für mich haben. Uebers Jahr müßteſt du gleich Anfangs mit mir her, nach deinen Zuſtänden taugt dir zwar der hieſige Brunnen nichts; aber es wäre dich umzuſehen und wir könnten am Eger Brunnen länger verweilen, der dir doch wohltätig iſt.

Was mich betrifft; ſo mag ich von hier nicht fort; ich komme ſobald nicht wieder in die Arbeit, wie ich jetzt im Zug bin, in Weimar bin ich nicht nötig; ja, der Herzog hat mir von Teplitz ſehr freundſchaftlich geſchrieben, ich ſolle mir nach Möglichkeit wohl ſein laſſen. Alſo will ich es noch eine Weile ſo forttreiben, bis es unvermeidlich iſt von Wöchnern und Austeilungen zu hören."

Darauf folgt dann noch ein Bericht über wirtſchaftliche Verhältniſſe und Geldausgaben, die Goethe mit einem größeren Geſchenk für ſeine Frau, das auch darunter iſt, annehmbar zu machen ſucht.

Am 19. Auguſt 1808 ſchreibt er ihr noch über menſchliche Schwierigkeiten, über die Klatſchereien, gegen die ſie auch als ſeine Gattin nicht geſchützt war, was ſchon mehrfach erwähnt wurde.

„Wenn die Leute dir deinen guten Zuſtand nicht gönnen, und dir ihn zu verkümmern ſuchen; ſo denke nur, daß das die Art der Welt iſt, der wir nicht entgehen. Bekümmre dich nur nichts drum; ſo heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht

ſich jetzt ein Geſchäft daraus meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort. Ich habe die wunderbarſten Anträge, die wir zuſammen überlegen wollen."

Am 17. September 1808 traf die Todesnachricht von Goethes Mutter in Weimar ein, an dem Tage, an dem Goethe nach langer Abweſenheit in Karlsbad, Teplitz und Jena wieder in der Heimat eintraf. Er hat nichts darüber in ſein Tagebuch geſchrieben, nur das ſteht am 17. September eingetragen: „Gegen 1 Uhr angekommen. Theatraliſcher Aufputz des Hauſes. Sonſtiger Empfang. Mittags allein. Abends Comödie ... Hernach Ständchen." Aber Chriſtian Auguſt berichtet dem Neffen, der um ſeiner Studien willen in Heidelberg weilt, ausführlicher über den froh gedachten und dann traurig gewordenen Tag:

„Lieber Auguſt!

Du wirſt früher als wir die Nachricht von dem Tode Deiner Großmutter am 13. d. M. erhalten haben. Hier traf ſie am 17. ein, grade an dem Tage, als Dein Vater zurückkam. Das Haus war mit Kränzen, Guirlanden, Teppichen behangen, mit Orangeriebäumen beſetzt, und die Fußboden mit Blumen beſtreut. Nach Tiſche mußte es Deinem Vater geſagt werden. Er war ganz hin. — Vater und Mutter gehen in tiefſter Trauer, das wirſt Du auch tun, der Frankfurter wegen wenigſtens. — Deine Mutter reiſet, wenn entſiegelt wird, perſönlich nach Frankfurt. Dorthin wirſt Du auch kommen und die Zeit ſchon erfahren. Die Mutter freut ſich ſehr Dich zu ſehen. ... Dein Vater iſt recht wohl aus dem Bade gekommen, ſchmal und sine Bauch. Er bewegt ſich viel leichter. Ob er mit zum Kongreß müſſen wird, weiß ich nicht. Wolzogen liegt in Würzburg krank."

Die von Chriſtiane in Frankfurt angebahnten Beziehungen waren Goethe ſtark genug erſchienen, daß er den Plan hatte faſſen können, ihr die Erbſchaftsregelung nach dem Tode

der Mutter zu überlaſſen. Wenigſtens ſchreibt Auguſt von Goethe, der am 15. September die Nachricht von dem Tode der Großmutter durch F. Schloſſer erhalten hatte, am 16. aus Heidelberg nach Weimar: „Liebe Mutter, ſoeben erhalte ich durch einen Brief des Landrat Schloſſer die traurige Nachricht von dem unerwarteten Tode unſerer lieben und verehrten Großmutter. Da Sie nun, beſte Mutter, äußerten, daß Sie auf ſo einen Fall ſelbſt nach Frankfurt kommen würden, ſo wünſchte ich wirklich durch einen Brief von Ihnen zu erfahren, ob dieſer traurige Zufall mir durch Ihre baldige Ankunft in Frankfurt etwas verſüßt werden möchte. Denn wenn Sie, beſte Mutter, nach Frankfurt kommen, ſo würde ich natürlich, ſolange es meine Zeit erlaubt, bei Ihnen in Frankfurt zubringen!“

Die Entſiegelung ſtand nahe bevor. Chriſtiane mußte ſich zur Reiſe rüſten: am 23. September verzeichnet Goethes Tagebuch: „Nach Tiſche verſchiedenes wegen der bevorſtehenden Abreiſe meiner Frau nach Frankfurt.“ Chriſtiane aber drängte Goethe, noch ehe ſie ſelbſt Weimar verließ, nach Erfurt zu gehen und der Kaiſerzuſammenkunft beizuwohnen. Wußte ſie doch aus langer Erfahrung, daß nur Zerſtreuung vermochte, ihn nach ſchwerer Gemütsbewegung wieder herzuſtellen und ins Gleichgewicht zu bringen. Er befolgte ihren Rat und ſchreibt ihr am 4. Oktober aus Erfurt nach Frankfurt: „Eh ich von Erfurt abgehe, muß ich Dir ein Wort ſagen und Dir danken, daß Du mich herübergetrieben haſt. Zum Schauſpiel kam ich nicht, aber nachher fügte ſich alles zum Beſten. Ich habe dem Kaiſer aufgewartet, der ſich auf die gnädigſte Weiſe lange mit mir unterhielt. Nun geht's zu den weimariſchen Feſten, wobei ich dich wünſchte. Manchmal iſt mirs verdrießlich, daß Du ſo eigenſinnig auf Deiner Reiſe beſtandeſt. Dann denk ich wieder: es wird wohl gut ausfallen, da ſo vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl, grüße Deine Geſellſchafterin und alle Freunde.“

Dieſe Geſellſchafterin war die ſchon genannte Karoline

Ulrich, die zeitweilig auch Goethe Sekretärdienſte leiſtete, und die auch nach ihrer Vermählung mit Riemer dem Goetheſchen Hauſe in Freundſchaft verbunden war. Goethe hat der Uli oder Uline, wie ſie oft ſcherzhaft genannt wurde, mehrere kleine Verſe gewidmet.

Chriſtiane hatte wohl gewußt, was ſie tat, als ſie ſo ſehr auf dieſe Reiſe beſtand. Einen Vertreter mußte die Familie Goethe bei der Erbſchaftsteilung haben, Auguſt war zu jung, und Goethe, den alles ſo angriff, daß er ſchmerzliche Ereigniſſe nicht einmal im Tagebuch verzeichnen konnte, hätte zu ſehr gelitten, wenn er ſelbſt nach Frankfurt gegangen wäre. Bei ihm pflegten ſich heftige Gemütsbewegungen durch ſchwere Krankheiten zu rächen, darum ging Chriſtiane lieber ſelbſt nach Frankfurt, um die Geſchäfte zu ordnen. Vorher traf ſie Goethe noch in Erfurt, wenigſtens notiert Goethe im Tagebuch am 1. Oktober: „Ging meine Frau durch Erfurt.“

Am 16. Oktober ſchreibt er ihr allerlei Inſtruktionen nach Frankfurt: „Nun wünſche ich Dir in Deinen Angelegenheiten guten Sukzeß; mache alles nach dem Rat der Freunde und nach Deiner Überzeugung. Alsdann beſuche Heidelberg, gehe über Würzburg und Bamberg nach Hauſe, damit Du ein wenig Welt ſiehſt; ich will Dir ſchreiben, wen Du an gedachten Orten beſuchen mußt. Pflege indeſſen den guten Auguſt (der erkrankt war) aufs beſte und danke in Heidelberg allen und jeden Freunden ſchönſtens . . . Da mir noch einige Zeit übrig bleibt ſo will ich noch einige Worte hinzufügen. Benehme Dich im ganzen in Frankfurt, als wenn Du wiederkommen wollteſt. Empfange Freundliches und Gutes von jedermann und bemerke nur, womit Du wieder dienen kannſt. Herrn Schmidt danke in meinem Namen für die gefällige Aufnahme im Theater ... Was die Aufträge betrifft ſo muß man ſich an wenige halten. Schloſſer iſt uns der Nächſte. Lehnt dieſer ab, künftig unſere Geldſachen zu beſorgen, ſo habe ich zu Nikolaus Schmidt das größte Zutrauen. — Seid aufmerk-

ſam gegen jedermann. Herrn Mylius vernachläſſiget nicht, ich halte viel auf ihn.“

Bei dieſem Frankfurter Aufenthalt ſollte Chriſtiane noch eine andere Angelegenheit ordnen außer der Erbſchaft der Frau Rat. Goethe wünſchte, daß ſie für ſich und Auguſt das Bürgerrecht in Frankfurt erwerbe. Darauf bezieht ſich auch noch die Stelle des angeführten Briefes:

„Wegen des Taufſcheines werde ich die größte Vorſicht brauchen. Es iſt wahr du haſt mich zum lachen gebracht. Was aber noch merkwürdiger iſt Kaiſer Napoleon hat mich in der Unterredung mit ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt auf eine ſehr eigne Weiſe geneigt und wohlwollend gegen mich. Laß dir nur die Zeitungen geben damit du das äußere ſiehſt was bei uns vorgegangen iſt. Gar manches vom Innern ſollſt du beim Wiederſehen erfahren.“

Aber es ergaben ſich Schwierigkeiten; Goethe ſchreibt ſcherzhaft am 25. Oktober an Chriſtiane: „Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunſch, eine Grille von mir und gegenwärtig iſt es gar nicht nötig daß du und Auguſt euch beſonders darum bewerbeſt. Ich dachte; da Frankfurt jetzt einen Souverain hat; ſo könnte man über verſchiedene Umſtändlichkeiten hinauskommen, wenigſtens bei uns wäre alles mit einem Federſtrich des Herzogs abgetan, ſo aber ſetzt man dort die alten reichſtädtiſchen Förmlichkeiten fort, die uns diesmal inkommodieren. Laſſen wir alſo die Sache hinhängen, bis ich wieder einmal perſönlich den Fürſten darum erſuche. Was ſollen wir Taufſcheine produzieren, die von einer Seite das große Geheimnis Frauenzimmerlicher Jahre verraten und von der andern mit den Trauſcheinen nicht zuſammenſtimmen. Was ſollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren u. ſ. w. Herrn Landrat Schloſſer ſchreibe ich beiliegend in gleichem Sinne. Er wird es ja auch wohl ſo gut finden. Man muß auch der Zukunft etwas überlaſſen.“

Damals ſtand für Chriſtiane ein recht bedeutſames Ereignis bevor. Es ſchien, als ob Nikolaus Meyer, ihr „einziger Freund“, wie ſie ihn in ihren Briefen nannte, mit dem Goethe ſie 1803 nach ihrem eigenen Zeugnis zu necken liebte (ſiehe S. 71), nach Weimar überſiedeln werde. Goethe ſchreibt darüber am 26.:

„... Nun etwas von Freunden! Der Bremiſche (Nicolaus Meyer) hat an deinen Bruder einen weitläufigen Brief geſchrieben, woraus erhellet daß er völlig entſchieden iſt nach Weimar zu ziehen. Rechte Freude kann ich nicht daran haben. Er tut es um wohlfeiler zu leben. Es wäre recht gut wenn er irgendwo wohlfeil leben könnte. Vom übrigen ſag ich nichts, du weißt was davon zu denken iſt. Doch muß man es kommen laſſen und ihm beihülflich ſein. Geheimerat Voigt hat geraten, er ſolle erſt allein kommen, ſeine Verhältniſſe arrangieren und ſodann erſt Frau und Sachen holen. Schicke deine Briefe nur nach wie vor. Dieſe Tage geh ich zurück. Lebe wohl. Liebe mich recht ſchön und ſei verſichert daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Hätſchelſtündchen ſehne. Auguſten ſchreibe ich nächſtens.“

Am 7. November macht er ihr dann Mitteilungen über das Theater, die doppelt bedeutungsvoll ſind, weil ſie ein direktes Zugeſtändnis von Chriſtianes Mittlerrolle enthalten: „Alles geht auf die gewohnte Weiſe, d. h. zwiſchen dem Guten kommt einmal was Abgeſchmacktes und gelegentlich was ſehr Abgeſchmacktes vor. Da muß man denn nur ſuchen, es wieder ins gleiche zu bringen und nicht aufs Äußerſte zu geraten. So ſind zum Beiſpiel beim Theater Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn Du dageweſen wäreſt. Doch hoffe ich, die Sache noch ſo zu halten, daß der Riß wieder zu heilen iſt. In die Länge geht es freilich nicht; doch will ich, ſolange ich noch einen Zug tun kann, mich nicht ungeſchickter Weiſe gefangen geben.“

Dann ſendet er ihr und Auguſt Verhaltungsmaßregeln in geſellſchaftlicher Beziehung und wieder iſt die Form charakteriſtiſch und daher wichtig:

„An Auguſt habe ich nach Heidelberg geſchrieben und was ich dort von euch wünſche; beſonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau v. Luck beſucht. Es iſt mein Wunſch; du weißt, daß ich nicht gern ſage mein Wille. Auguſt drückt ſich von ſolchen Verhältniſſen weg, das nehm ich ihm nicht übel. Aber du mußt dieſe Perſonen mit ihm ſehen. Du fühlſt warum, und die Sache iſt ja nur eine Spazierfahrt. Lebe recht wohl."

Die von Goethe ausgeſprochene Hoffnung, daß alles gut ablaufen werde, wie ja ſo vieles gut abläuft, bewahrheitete ſich. Goethe konnte am 25. November an ſeinen Freund Knebel nach Jena ſchreiben: „Meine Frau iſt von Frankfurt zurückgekommen, wo ſie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbſchaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weiſe abzutun. Sie grüßt Dich und die Deinigen vielmals und wünſcht euch gelegentlich zu bewirten, da ſie dieſen Winter wohl ſchwerlich nach Jena kommen möchte."

Schon am 23. war Chriſtiane zurückgekehrt. Goethe notiert es im Tagebuch: „Ankunft meiner Frau; mit Auspacken und Referieren ging der übrige Tag hin."

Aber wenn Chriſtiane viel über Frankfurt und vermutlich noch mehr über Heidelberg berichten und „referieren" mußte, ſo hatte ſie auch viel zu hören und zu beraten wegen der Dinge, die im Falle ihrer Anweſenheit „viel gelinder abgegangen" wären. Sie erzählt davon in ihrem Brief an Auguſt vom 30. November:

„Lieber Auguſt.

Den 23. ſind wir glücklich hier angelangt und haben ſo ziemlich alles unverändert gefunden. Mit dem Frühjahre wird alles von Deinen Freunden nach Heidelberg ſtrömen, denn wir hören gar nicht auf, es zu loben.

Wir hatten ſehr große Mühe von Frankfurt fortzukommen, denn man hatte uns im Theater erkannt und Willemers beſuchten uns ſchon ganz früh. Ich glaube, wenn wir noch eine Stunde dageblieben wären, ſo wären alle Baſen und Vettern, die es nur gab, erſchienen, und wir würden wohl vor dem neuen Jahre nicht fortgekommen ſein.

Deine Freunde hat Caroline am Sonntag im Flug (?) faſt alle geſprochen und von Dir gegrüßt. Die Neugierde iſt ſo groß geweſen, und die Fragen ſo viel, daß ſie ſich ganz heiſer geſprochen hat, denn ein jeder wollte wiſſen, wie es Dir in Heidelberg ging und gefiel. Bei Schumanns war die Neugierde ſo groß, daß ſie Caroline gleich den Donnerstag einladen ließen. Das Wort Dämmern hat hier ſehr viel Beifall gefunden.

Heute habe ich meine Viſiten gemacht, nämlich bei der Fr. v. Wolzogen, Fr. v. Schiller, Schardts, Egloffſteins und der Schopenhauer.

Der Geheimer. hat das Theater völlig niedergelegt, aber der Herzog will es durchaus nicht zugeben; man ſchickt täglich ſowohl an mich als an den Geheimerat Leute ab, die ihn bereden ſollen, es nicht aufzugeben; aber ſein Entſchluß iſt feſt, daß er es entweder ganz allein haben will oder gar nicht. Ich bin es ſehr wohl zufrieden und ſehe ein, daß es durchaus nicht anders angeht. Die Sache iſt nämlich ſo. Es hat ſollen Sargin gegeben werden, Morhard hat aber ſo einen fürchterlichen Katarrh bekommen, daß es ohnmöglich war. Die Jagemann hat aber geäußert: „Wenn der Hund nicht ſingen kann, ſo ſoll er bellen, und er muß ſingen.“ Da das aber nicht möglich war und Morhard nicht in die Probe kam, ſo hat ſie ſich an den Herzog gewendet, und dieſer hat Morhard noch denſelben Abend wollen über die Grenze bringen laſſen, wo ihm denn der Geheimer. nur geſchwinde hat Wache geben laſſen, um es zu mildern. So ſtehen jetzt die Sachen. Der Herzog iſt

am Dienstag nach Jena, und wir wiſſen nun noch nicht, wie es werden wird. Lebe recht wohl.

Deine Mutter C. v. Goethe."

Am 10. Dezember ſchreibt Chriſtiane wieder, und erweckt in ihrem Sohne die Hoffnung, daß der Konflikt ſich noch beilegen laſſe:

„Lieber Auguſt!

Du mußt mir verzeihen, daß ich Dir nicht gleich das Kiſtchen mit Deinen Weihnachtsgeſchenken ſchicke, eine kleine Unpäßlichkeit nach meiner Rückreiſe, die aber gänzlich wieder gehoben iſt, als auch die vielen fremden Beſuche, als Humboldt, Dr. Meyer, der Maler Kügelgen, welcher jetzt Deinen Vater malt, haben mich davon abgehalten, ich will es aber in einigen Tagen packen, wo Dir Deines Vaters Bild gewiß Freude machen wird, welches Lortzing recht hübſch kopiert hat, und es mit nächſter Poſt überſchicken.

Hier folgt einſtweilen Dein Geburts- und Weihnachtsgeſchenk, ich wünſche, daß es grade zum erſten Feiertage ankommen möge, welchen wir auch hier feiern wollen. Ich werde mich meinem Verſprechen nach zum erſten Mal gut kleiden und alle Theaterfreunde und alte Bekannte dazu einladen, welche Dich alle herzlich grüßen, beſonders Deny.

Neues iſt hier nichts Merkwürdiges vorgefallen, kein Reſſourcenball iſt hier auch noch nicht geweſen.

Mit dem Theater macht es ſich vielleicht noch, es iſt aber darüber noch nichts zu ſagen; ſobald alles beſtimmt iſt, erfährſt Du es von mir.

Caroline iſt ſehr viel bei mir und Du wirſt nächſtens von ihr einen recht langen Brief erhalten, ſie denkt noch immer mit Freuden an Heidelberg zurück.

Lebe recht wohl und ſchreibe bald, welchen Tag Du das Geld erhalten haſt.

Das Käſtchen ſoll bald folgen.

Lips: Chriſtiane von Goethe

Grüße alle Bekannte von mir, beſonders Voſſens und Thibauts. C. v. Goethe."

Und ſchließlich am 31. Dezember iſt die unangenehme Angelegenheit erledigt und ſie berichtet darüber:

„Lieber Auguſt.

Endlich nach aller Not und Qualen, die ich gehabt habe, teils wegen fremder Beſuche, teils Beſuche, die ich habe machen müſſen, komme ich daran, Dir endlich heute Dein Kiſtchen zu packen. Ich ſchicke Dir einſtweilen ein Exemplar von Deines Vaters Schriften, weil von dem Deinigen der Vater die letzten Bände nicht finden kann. Denke Dir nur, wer alles bei uns iſt; ein H. v. Kügelgen, der Deinen Vater malt, der Doktor Meyer, H. v. Humboldt, Werner, Arnim und noch mehrere Fremde. Dazu habe ich müſſen 18 vornehmen Damen Viſite machen. Wir hatten einen Tee von 30 Perſonen, alle Damen, die Du kennſt, Fr. v. Wolzogen, Stein, Schiller und mehrere. Am 2. Weihnachtsfeiertag war ein großes Soupé bei Wolzogens, wo ich auch dazu eingeladen war, und ich habe die Schillern und Wolzogen recht lieb gewonnen.

Dein Geburtstag wurde am erſten Feiertag auch ſolenn gefeiert, Deine Geſundheit wurde oft von Deinen 3 Freunden Bartholomäi, Brunnquell und Büttner getrunken.

Morgen iſt Reſſourcenball, man ſagt, die Herrſchaft und der ganze Hof kämen hin, ich und Caroline gehen auch dahin und werden Dir nächſtens ſchreiben.

Mit dem Theater hat es ſich wieder ſo gut gemacht, da der Herzog Deinem Vater ein Reſkript zugehändigt hat, daß er eigenmächtig machen kann, was er will, und ich ſitze nicht mehr auf meiner alten Bank, welche oben Caroline eingenommen hat, ich ſitze in der Loge neben der Schopenhauern. Du kannſt alſo aus meinem Brief erſehen, daß meine jetzige Exiſtenz ganz anders als ſonſt iſt. Auch Caroline hat ihren Wohnort verändert, ſie iſt ſehr viel bei mir, wohnt oben bei Cam-

merſekretär Scheibes und hat ſich ganz von der Großmutter getrennt.

Mad. Wolff, welche eben bei uns iſt und an unſrem Putz zum Reſourcenball hilft, läßt ſich empfehlen, wie auch alle übrigen Theaterfreunde, ſie waren alle an Deinem Geburtstage zugegen und wir waren recht vergnügt.

Den kleinen Buden (bunten?) Kalender, welcher in dem Käſtchen iſt, ſollſt Du Mad. Thibaut geben.

Morhard geht den Neujahrsmorgen von hier ab nach Kaſſel, wo er engagiert iſt.

Ich habe Dir 20 Tlr. zu Weihnachten geſchickt und erbitte mir Antwort darauf aus, ob Du es erhalten haſt.

Lebe recht wohl und grüße alles von mir und ſchreibe recht bald."

Im Frühling 1809 war Goethe wieder längere Zeit in Jena, wo er die „Wahlverwandtſchaften" ſchrieb, und wieder war Chriſtiane die Mittlerin für alle Theateraufträge. Beſonders um die Hamletaufführung machte er ſich Sorge und ſchrieb deswegen vorbereitend am 5. und 9. Mai. Zu gleicher Zeit wurde Chriſtiane von ganz anderen, rein mütterlichen Sorgen geplagt, denn da Auguſts Rückkehr aus Heidelberg für den Sommer bevorſtand, — ſein Geſundheitszuſtand machte die Heimkehr nötig, — bemühte ſie ſich noch immer, Fräulein Schumann, die in einem Maskenzug den Mond dargeſtellt hatte und nun in Chriſtianens Briefen nur der „Mond" genannt wurde, dem Sohne in ungünſtigem Lichte darzuſtellen. So ſchreibt ſie am 2. Mai:

„Alle Deine Freunde und Freundinnen waren ſehr vergnügt (bei einem kleinen Ball, den Chriſtiane ihnen am 30. April gegeben hatte), nur der Mond war ganz unausſtehlich, der wird vor lauter Frechheit noch ganz närriſch ... Herrn von Röckritz hat auch der Mond nicht gefallen, wie er ſich gegen Büttner geäußert hat; es wird auch hier gar nichts aus ihr gemacht, denn ſie beträgt ſich ganz ſchrecklich, auch im Theater

iſt ſie immer die lauteſte unter allen, es will gar niemand bei ihr ſitzen. Ich danke Gott, daß ich ſo weit von ihr entfernt bin. Du wirſt von Deinen Freunden erfahren, wie ſie ſich bei mir benommen hat; wenn nur Gott hilft, daß ſie bald einen Mann bekommt."

Indeſſen wird Goethes Ruhebedürfnis und Einſamkeitsverlangen in Jena immer ſtärker. Am 10. Mai ſagt er ihr: „Man kann mir nichts angenehmeres erzeigen, als wenn es möglich gemacht wird, daß der Hamlet diesmal ohne mein weiteres Zutun glücklich zuſtande komme." Nur ſie will er ſehen, mit ihr verſchiedenes beſprechen, beſonders, da ſie einen Gaſt, den Maler Kaaz beherbergen muß, ſonſt bittet er ſie am 30. Mai: „Wende alles was du kannſt die nächſten 8 Tage von mir ab: denn ich bin grade jetzt in der Arbeit ſo begriffen, wie ich ſie ſeit einem Jahre nicht habe anfaſſen können. Würde ich jetzo geſtört, ſo wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir ſehe und was in kurzer Zeit zu erreichen iſt. Wie geſagt, mein Kind, laß nur die nächſten 8 Tage nichts an mich heran, was abzuhalten iſt. Alle Geſchäfte ſind ja ohnehin im Gange. Dagegen wollen wir auch an euch denken und euch von Zeit zu Zeit einen Fiſch und ein gut Stück Wildpret ſchicken, damit ihr es in gutem Frieden genießet und euch weiter nichts anfechten laſſet."

Nur die Fürſorge für den Garten, die ihn und Chriſtiane in gleicher Weiſe beſchäftigt, geht bei aller Arbeit unbeſchadet weiter. Faſt jeder Brief enthält etwas darauf bezügliches, bis eine kurze Pauſe in der Korreſpondenz eintritt, da Goethe wieder einige Wochen in Weimar iſt und erſt im Juli zu ſeiner Arbeit nach Jena zurückkehrt. Von dort ſchreibt er ihr am 28. Juli:

„Mit dem Eſſen ſind wir recht wohl zufrieden und mir geht es überhaupt ganz gut. Die erſten Bogen des Romans ſind in die Druckerei und es braucht nur 6 bis 8 Wochen Ruhe und Sammlung; ſo iſt die Sache abgetan und ich kann an etwas andres gehen. Riemer iſt mir auf die beſte Weiſe behülflich.

Nun habe ich aber auch eine recht dringende Bitte an dich, daß du die Frauen v. Schiller, Wolzogen, Egloffſtein, Schardt und wenn es nur auf eine Viertelſtunde wäre beſuchſt und ihnen von mir freundliche Grüße bringeſt. Verſäume das ja nicht und ſage mir wie du es ausgerichtet haſt.

Für mich wünſche ich weiter nichts als ein leidliches Befinden, daß ich in dieſen paar Monaten mit meiner vorgeſetzten Arbeit fertig werde, das übrige wird ſich geben.

Lebe recht wohl und ſei überzeugt, daß ich dich von Herzen liebe und daß ich mich auf die Ankunft unſres guten Knaben mit dir im ſtillen freue und eben deswegen manches abzutun wünſche. Lebe recht wohl."

Oft hatte Goethe, wenn er früher auf Reiſen ging, Frau von Stein und Frau von Schiller gebeten, ihm während ſeiner Abweſenheit etwas Liebes anzutun, indem ſie ſich ſeiner Zurückgelaſſenen annähmen, — jetzt hat ſich die Situation geändert. Aber bei Chriſtiane ſcheint die Liebe zur „Schillern und Wollzogen", von der ſie am 31. Dezember 1808 dem Sohne ſchrieb, doch nicht ſehr innig und fortwirkend geweſen zu ſein, ſonſt hätte Goethe nicht ſo „dringend" bitten müſſen.

Da Goethe Auguſt's Aufenthalt in Heidelberg beendigt wünſchte, iſt Chriſtiane ſehr beglückt über die Ausſicht, ihn bald wieder in ihrer Nähe zu wiſſen. Sie ſchreibt ihm am 19. Juli 1809:

„Wie ſehr ich mich auf Deine baldige Ankunft freue, kannſt Du Dir gewiß denken. Dein Stübchen und alles ſollſt Du bereitet finden, alle Deine Freunde erwarten Dich recht bald, Du ſollſt nur beſtimmt ſchreiben, wann Du ankommſt, es wollen Dir einige entgegen reiten. Am 8. Juli bin ich in Jena auf den Ball eingeladen worden von Paulßen. Ich war mit Frl. Goldacker da und es gefiehl uns ſehr wohl; ſie läßt Dich auch ſchön grüßen, und überhaupt iſt es in Jena recht munter und froh; es ſind ſchon wieder 400 Studenten da und bis Michaeli können es immer noch wieder bald 500 werden. Von Deinen Sachen,

die Du nicht brauchſt, gib nichts weg, Du kannſt ſie hier alle für Deinen Heinrich brauchen, der ſchon mit Erwartung ſeinem Herrn entgegenſieht. Dein Vater und ich befinden uns recht wohl und freuen uns, einmal einen Sommer beiſammen zu ſein, denn er geht nun wahrſcheinlich nicht nach Karlsbad und ich nicht nach Lauchſtädt. Meine größte Freude iſt, Dich mein lieber Sohn, bald wieder zu ſehen, wo ich und Du und Caroline wieder Domino in unſrem Gartenhauſe ſpielen werden, auch iſt mein Türke noch zu haben. Wenn es möglich iſt, ſo beſorge mir noch durch Deine Wirtsleute wieder ſo einen Transport Kaſtanien; ſie können ſie, ſollten es auch noch einmal ſo viel wie voriges Jahr ſein, einen Fuhrmann mit nach Frankfurt geben und von da nach Weimar gleich unter meiner Adreſſe. Ich dächte, ſobald Deine Kollegien aufhörten, kämeſt Du gleich zu uns, daß wir doch einige Wochen beiſammen wären.

Schreibe mir bald, wie Du alles zu machen gedenkſt und lebe bis dahin recht wohl und geſund.

Deine Dich herzlich liebende Mutter C. v. Goethe."

Chriſtianens unverwüſtlicher Lebensmut konnte ihr nicht darüber hinweghelfen, daß ſie körperlich litt und oft ſogar ſchwer erkrankte. Wie vielen ſtarken, korpulenten Frauen wurden auch ihr die Jahre zwiſchen 40 und 50 gefährlich. Trotz aller Kuren in Lauchſtädt, trotz der Konſultation des Leipziger Dr. Kappe, von der wir ſchon geſprochen haben, und des Merſeburger Arztes, war ſie auch im Sommer 1809 wieder recht leidend und am 5. September will Goethe ihretwegen den Jenaer Arzt Dr. Stark befragen und die Geſellſchafterin und Sekretärin Karolinchen ſoll dabei die Vermittlerrolle übernehmen und für Chriſtiane den Bericht an den Arzt niederſchreiben:

„Es tut mir ſehr leid, mein liebes Kind, daß du dich gerade zu einer Zeit nicht wohl befindeſt, wo ich wünſchte, daß du

dirs recht wohl machteſt. Dictire nur Carolinchen einigermaßen ausführlich, wie es mit deinen Uebeln ſteht, damit ich es Starken vorlegen kann: denn ſo ins Allgemeine kann doch kein Arzt etwas verordnen. Es ſoll mir recht angenehm ſein, dich dieſe Woche hier zu ſehen, beſonders wenn ichs Mittags vorausweiß und daß du nicht zu früh kommſt: denn die Morgen müſſen jetzt ſehr ernſtlich angewendet werden, wenn wir mit unſrer Arbeit dieſen Monat fertig werden wollen.

Ich hoffe daß das Theater in dieſen 3 Wochen ſo ſachte in den Gang kommt. Im Oktober will ich alsdann recht gern eingreifen und es ſoll nicht lange währen, ſo wollen wir bedeutende und harmoniſche Vorſtellungen ſehen. Grüße alle und jede und fahre fort die Freunde und Wohlwollende zu ſehen und zu erfreuen ..."

Am 8. September kündigt er dann den Beſuch des Dr. Stark an, der ſich „um ihre Zuſtände erkundigen" wird. Und zugleich erhält ſie den Auftrag, für den Neffen Rinaldo Vulpius etwas zu erdenken und zu ſchenken, als ob Goethe es geſchickt hätte, „damit der gute Junge auch von dieſer Seite eine Art Freude hat" (Siehe S. 101).

Dann folgt wieder am 10. September ein ganz anderer Auftrag:

„Da du einmal kommen willſt; ſo ſage ich dir lieber gleich, daß es mir ſehr angenehm ſein wird, denn es gibt doch mehr zu beſprechen als man glaubt. Da iſt zum Exempel der alte Handel zwiſchen Riemer und der Nachbarinn, von dem du mir ſchon früher erzähltеſt, ausgebrochen. Ich bin überzeugt daß es nichts iſt als eine lüſterne Liebelei die weiter nichts hinter ſich hat. Aber die Frau iſt krank geworden und hat dem Mann Gott weiß was erzählt. Du weißt das alles wohl ſchon beſſer. Auf alle Fälle wünſchte ich, du ließeſt die Premsler kommen, die eine Art Vertraute gemacht hat und hörteſt wie dies ſteht. Sprächſt allenfalls Hirſchfelden ſelber damit womöglich das Aufſehen nicht ärger wird. Denn der Mann droht mit Scheidung und

was ſonſt noch alles vorgeht. Du wirſt durch deine Klugheit und Tätigkeit alles zu vermitteln ſuchen.

Jetzt ſage ich weiter nichts als daß ich dich herzlich liebe und mich freue für dich und das Bübchen zu leben und fleißig zu ſein."

Indeſſen ſchien es, als ob die Überſiedlung des Dr. Nikolaus Meyer ſich endlich bewahrheiten ſollte. Goethe, der von ſo vielen Seiten ſo verſchiedenartig in Anſpruch genommen war, daß er in gewiſſem Sinn für Iſolierung ſeiner Perſon ſorgen mußte, oft durch eine verletzende, höfliche Kühle und Abwehr, und der überdies durch die Angehörigen ſeiner Frau in bezug auf Diſtanzhalten verwöhnt war, ſchreibt diesbezüglich am 12. September:

„Ich bin neugierig zu hören, wie ſich Freund Meyer anläßt und wie es mit ſeiner Einrichtung werden wird. Behandle ihn nach unſrer Übereinkunft. Ich wünſche ihm alles Gute und will ihn gern auf das freundlichſte behandeln, nur daß die Nachbarſchaft uns nicht zu großer Gemeinſchaft führe."

Und gleich läßt er einige ſeiner Theaterſorgen folgen:

„Unſere Theaterangelegenheiten empfehle ich dir aufs Neue. Mir wäre gar nicht bange dafür, wenn wir nur gute Stücke hätten, damit ſich ſowohl die Schauſpieler als ich für die Aufführungen wirklich intereſſiren könnten. Indeſſen wollen wir unſer beſtes tun und vielleicht kommt uns irgend ein Zufall zu Hülfe..."

Indeſſen geht die Arbeit an den Wahlverwandtſchaften ihrem Ende entgegen und darum begrüßt Goethe den Sohn vorläufig nur aus der Entfernung am 20. September:

„Auguſt ſoll mir auf das ſchönſte willkommen ſein, um ſo mehr da er grade nach meinen Wünſchen anlangt. Ich gönne ihm und euch ein fröhliches Zuſammenſein. Er ſoll ſich erſt recht zu Hauſe fühlen, ſeine Freunde, ſein hinterlaſſenes Muſeum, Haus, Garten, Theater und was ſonſt erfreulich iſt, ge-

nießen und ſich dabei wohl behaben. Dazu braucht es einige Zeit und es wird mir viel Freude machen, wenn er mir ſo oft es die Gelegenheit giebt, einige Worte meldet.

Ich brauche wenigſtens noch 8 Tage, um mit demjenigen in Ordnung zu kommen, was ich mir vorgenommen habe; nicht allein mit dem Druck des Romanes muß ich im Reinen ſein, ſondern auch mit Briefen, welche ich dieſe Zeit her ſchuldig geworden, und mit andern Dingen. Wenn ihr euch alſo unter einander vergnügt; ſo denkt nur, daß ich die nächſten Tage zubringe, um bald mit euch ohne Störung vergnügt zu ſein. Ich bitte dich inſtändig, mir alle Beſuche abzuhalten; jedes wahre Geſchäft läßt ſich ſchriftlich abtun, beſonders wenn es ordentlich gedacht und gut vorgetragen wird.

Auguſt wird vor allen Dingen ſich ruhig verhalten, wie ihn auch der Mangel der Garderobe ſelbſt nötigt. Allein wie er einigermaßen ausgehen kann, und ehe er ſonſt wohin, oder herumgeht, ſo wartet er dem Herrn Geh. Rat Voigt auf, und empfiehlt ſich ihm, mehr durch gutes Betragen als durch Worte. Soviel für heute, da wir ja einen jeden Tag einander ſchreiben und von einander Nachricht haben können."

Und da er ſich vorläufig das Zuſammenſein mit dem Sohn verſagt, iſt er wohl doppelt ungehalten über Störung von anderer Seite. Darum klagt er am 22.:

„Die geſtrigen Freunde ſind mir nicht zu gelegener Zeit gekommen. Ich war ſchon des Morgens nicht ganz wohl und hätte mich abwarten ſollen. Da ich mich aber zwang bei Tiſche zu erſcheinen; ſo wurde mir's zuletzt ſo ſchlimm, daß ich fortgehen mußte und nicht Abſchied nehmen konnte. Doch bin ich durch die Beihülfe unſeres Starke diesmal ziemlich ſchnell über die Sache hinausgekommen und habe die Nacht ganz gut obgleich unterbrochen geſchlafen. Heute bin ich im Bett geblieben; wir können aber unſere Arbeiten demungeachtet fortſetzen."

Dieſe ſtörenden Freunde waren eben „der Bremiſche" und Lortzing aus Weimar.

Um nun den Verkehr mit Auguſt ſchon aus der durch die Arbeit bedingten Entfernung zu beginnen, läßt er dieſen eine „Reiſebeſchreibung“ abfaſſen und fordert ihn auch ſonſt zum Briefſchreiben auf. Eventuellen Klatſch und Aufſehen, vermutlich gerade in Bezug auf das Frl. Schumann, will er vermieden wiſſen und ſchreibt am 26. September:

„Ich will nur eins bemerken, da ſich in der Welt ſo viel durch Zufall macht, ſo wünſchte ich nicht, daß Auguſt auf eine pedantiſche Weiſe dieſe oder jene Perſonen zu ſehen vermiede.“

Und endlich am 7. Oktober kehrte Goethe zu den Seinen zurück, um nun faſt ein halbes Jahr bei ihnen zu verweilen.

Im Frühling 1810 war er zunächſt 8 Wochen in Jena. Von dort meldet er am 23. März den Beſuch des Herrn v. Knebel an, den Chriſtiane „auch ohne Erinnern“ gut aufnehmen wird. Es iſt anzunehmen, daß ſie das immer getan hat, denn Knebel berichtet Goethe am 2. Juli desſelben Jahres von einem neuerlichen Beſuch bei Chriſtiane:

„Nun muß ich Dir noch ſagen, daß ich ganz kürzlich ein paar Tage in Weimar zugebracht habe und mir die Freiheit genommen, in Deinem Hauſe abzutreten, wo mich Deine Frau mit ihrer gewöhnlichen Liebe und Freundſchaft aufgenommen hat. Ich habe ein paar der ſchönſten Frühmorgen in Deinem Garten zugebracht und durch die Güte Deiner Frau mich mit dem Egerbronnen erfriſcht, der mir ſehr gut bekam. Der Garten gefiel mir ſeiner Ordnung, Lage und Einrichtung nach ganz ungemein und ich würde ihn zu den behaglichſten Winkeln in ganz Weimar rechnen. Alles ſteht da ausgewählt und gut und in manchem Betracht beſſer als hier in Jena, wo ſich die Trockne doch ſchon mehr anjetzt bemerken läßt. Die Sorgfalt und Ordnung Deines Gartens iſt über alles zu loben. Sie wird in dieſer Woche noch, wie ſie geſagt, nach Lauchſtedt abreiſen.“

Dieſer Garten muß wirklich etwas ganz außerordentlich Schönes und Gepflegtes geweſen ſein, an dem beide Gatten

in gleicher Weiſe ſich erfreuten. Goethe ſchickt immer wieder Pflanzen und Samen, er läßt die Zucht neuer Gemüſe von ihr ausprobieren, er ſchickt ihr ja ſogar ein Gedichtchen auf die Artiſchocke und er berichtet an Knebel, daß ſeine Frau ihm einen Begriff von ihren Feigen beizubringen und ihm deshalb eine Koſtprobe zu überſenden wünſche.

Am 30. März 1810, als er mit Chriſtiane ſeine Sorgen um Auguſt teilt, deſſen Jenaer Entwicklung ihm nicht gefallen will, läßt er gleich Garten-Aufträge und -Ratſchläge folgen.

„Auguſt kommt wieder zu euch hinüber und ich freue mich ſeiner, auf mehr als eine Weiſe; aber es iſt doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht überſehe und bedenke, ſo iſt mir ſein Heidelbergiſcher Aufenthalt lieber als ſein Jenaiſcher: es kommt ſchon etwas Kümmeltürkiſches in ihn. Ich habe niemals einen ſo deutlichen Begriff von dieſem Wort gehabt als jetzt. Ich will ihm ſeinen Sommer nicht verderben und du brauchſt ihm hievon nichts merken zu laſſen: aber wenn es ſo fortgeht, ſo muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen oder wohin es auch ſein mag. Da viel Zeit bis dahin iſt, ſo wollen wirs beſprechen; aber ich ſage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten.“

Du erhältſt einen ganzen Kaſten voll köſtliche gefüllte Federnnelken. Laſſe ſie nicht zu nahe aneinander pflanzen, denn ſie beſtocken ſich ſehr. Den Kaſten ſchicke zurück. Auch lege ich Rapontica-Samen bei, davon Du die Hälfte jetzt auf ein wohlbeſtelltes Ländchen ſäen kannſt, die andere Hälfte erſt im Mai auf ein anderes. Wie dieſe Pflanzen übrigens zu behandeln ſind, beſprechen wir noch weiter mündlich.“

Am 17. April 1810 iſt es Fürſorge für die Verwandten Vulpius, was ihn ſchreiben läßt:

„Dein Bruder hat mir alles recht ordentlich überliefert und ich ſchreibe mit dem Boten mehr. Dieſes gebe ich mit den Bouteillen an den Kutſcher, der euch ſelbſt erzählen mag, wie

es zugegangen iſt, daß er unterwegs umgeworfen hat. Der Bibliothekar hat am Backen einigen Schaden genommen, der aber durch guten Hendrichiſchen Wundbalſam auf dem beſten Wege der Heilung iſt. Ich ſage dies nur, damit nicht etwa die klatſchige Fama das Uebel größer macht als es iſt, damit ſie etwas zu ſagen habe...

Alles andere was von uns ſelbſt abhängt geht ſehr gut und wir werden zur rechten Zeit fertig. Daß der Bibliothekar ſchon heute kommt, hindert daß der Schreiber dieſes nicht mit dem Wagen zurückkehrt. Ich wiederhole, daß der kleine Unfall den der Bibliothekar gehabt, von keiner Bedeutung iſt. Wegen Carolinchen iſt, hoffe ich, ſchon ein Reſkript an die Regierung gegangen."

Am 27. April kommen Beweiſe von allerlei Fürſorge für Chriſtiane wie auch für den Neffen Rinaldo.

„Für das Überſendete ſollſt du vielen Dank haben. Laß es uns nicht an Nöſſeln Franzwein und an halben Braten nicht fehlen. Schickteſt du mir etwas Spargel, der doch nun auch hervorkriechen ſollte, ſo würde ich es auch gut aufnehmen. Die Freundinnen haben mir hier die Erſtlinge zugeteilt. Du erhältſt hiermit mancherlei. Ich hoffe einen Aal. Aalraupen haben wir auch verzehrt, welches wirklich kein ſchlechter Fiſch iſt. Pflanzen erhältſt du und auch Federnelken. Dagegen bitte ich dich inſtändig: ſchicke mir Kaſten und Schachteln zurück! Es iſt noch einer drüben von den erſten Federnelken. Eine Schachtel die Wagnern gehört. Nun kommt wieder ein Kaſten. Laß den nicht bei dir ſtehen. Die Leute geben ſehr gerne den Inhalt, aber die Gehäuſe wollen ſie wieder haben.

Mache dem guten Rinaldo einmal eine Artigkeit und ſage, daß ſie von mir komme. Das artige Kind hat mir ein paarmal geſchrieben und Zeichnungen geſchickt; aber ich komme nicht dazu auszudenken, wie ich ihm auch etwas Erfreuliches erzeigen könnte...

Denke nur ja auf alles, was es etwa zu meiner Abreiſe noch bedarf, oder was vorher entſchieden ſein muß: denn ich möchte ſie beeilen ſoviel als möglich. Das Carlsbad, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr iſt, was man ſagt, wird dies Jahr ſo voll, daß man nicht früh genug anlangen kann. Lebe recht wohl und verſäume nicht das Tagebuch."

Als ſich dann bei häufigerem Zuſammenſein die Sorgen um Auguſt ein wenig legen, gibt Goethe der Mutter ſofort Nachricht, er ſchreibt ihr am 7. Mai: „Die Gegenwart von Auguſt war uns geſtern ſehr erfreulich. Wir haben allerlei Späße zuſammen gehabt, von denen er Dir wird erzählt haben. Eberwein hat mich auch gefreut. Er iſt gar verſtändig und ordentlich, geſchickt, fleißig und anhaltend, welches zu ſeinem Metier und zu ſeinen Zwecken beſonders nötig iſt. Ich zweifle nicht, daß er ſeinen Singunterricht ſowohl im Einzelnen als bei unſerer Anſtalt recht gut fortſetzen wird. Im Ganzen weiß ich nur zu ſagen: Wer ſich nähert, den ſtoßt nicht zurück, und wer ſich entfernt, den haltet nicht feſt, und wer wiederkommt, den nehmt auf, als wenn er nicht weg geweſen wäre. Alles kommt darauf an, daß der Faden nicht abreißt, das Uebrige will im Einzelnen alles nichts heißen."

Aber dafür werden wieder andere Sorgen lebendig. Mit Chriſtianens Geſundheit ſteht es nicht zum beſten und ſo ſchreibt Goethe von der Reiſe nach Karlsbad am 18. Mai:

„Unterwegs begegnete mir Feuerſtein von Weimar, der eben eine große Ladung Egerwaſſer für Weimar und Jena abführte. Er verſprach mir dir ein Kiſtchen von etwa 18 Flaſchen zu verſchaffen, weil ich aber nicht weiß ob er es leiſten kann, und ich wünſche, daß du dieſen Sommer die Cur recht ernſtlich brauchſt, auch daß Carolinchen immer ein Glas mittrinke; ſo ſchicke ich dir noch 2 Kiſtchen durch den Fuhrmann jedes zu 20 Flaſchen, um ſo mehr da es ſich ja hält, wenn du es nicht aufbrauchen ſollteſt. Wir hoffen morgen bei guter Zeit in Carlsbad zu ſein und eure Commiſſionen zu machen. Nur er-

innere ich nochmals, daß ja an den Merſeburger Arzt geſchrieben wird, damit in Zeiten eine ordentliche Cur angefangen werde und der Lauchſtädter Aufenthalt deſto vergnüglicher ſei."

Am 19. Mai ſchickt er als Zeichen ſeiner glücklichen Ankunft in Karlsbad ein Dutzend zinnerner Löffel „zum Spaß". „Seitdem die guten Leute ihr Silber hingeben mußten (denn niemand darf außer den Löffeln etwas Silbernes im Hauſe haben), ſo raffinieren die Zinnarbeiter auf alle Weiſe und machen die ſchönſten Sachen."

Wie die napoleoniſchen Kriege auch die Ernährungsfragen beeinflußten, erfahren wir aus dem Schreiben vom 27. Mai, in dem es heißt: „Die Portionen Eſſen ſind gleichfalls kleiner als jemals. Man muß ihrer 3 nehmen ſtatt 2. Der Kaffee wird in den nächſten Monaten ſo gut wie völlig verboten und wird wenigſtens theuer genug zu bezahlen ſein."

Am 3. Juni hat Goethe einen Shawl für Chriſtiane beſorgt und er ſchickt ihn ihr aus Karlsbad, aber auch Karolinen, der treuen Geſellſchafterin und Sekretärin Chriſtianens, ſchickt er ein Tüchlein mit und hat ſich orientieren laſſen, wie es zu verwenden iſt. Neben dieſen Kleinigkeiten ſtehen dann Nachrichten über das Gedicht an die Kaiſerin von Öſterreich, die Goethe ebenſoſehr als Fürſtin wie als Menſch ſchätzte:

„Dieſer Brief iſt liegen geblieben und geht nur erſt einen Tag vor dem Shawl ab, welcher alſo bald wohl nachfolgen wird. Was das kleine Tüchelchen für Carolinen betrifft, ſo wird es nur an den Seiten geſäumt, wo es abgeſchnitten iſt. Die Franzen bleiben wie ſie ſind und dienen zum Zierrat.

Es liegen ein Dutzend Exemplare eines Gedichtes bei, der Kaiſerin bei ihrer Ankunft von der Carlsbader Jugend überreicht. Beſorge, daß etwa 4 nach Hof, 3 in die Stadt, 3 nach Jena kommen und ein paar behalte für dich. Das Wetter iſt ſeit 8 Tagen ganz abſcheulich. Es hat gegraupelt, geregnet, geſchneet und wir haben einheizen müſſen. Uebrigens aber geht

alles vergnügt und luſtig zu und ich befinde mich beſſer als ſeit langer Zeit."

Dagegen berichtet Chriſtiane am 14. Juni, daß ſie Tanzunterricht nehme und welche Tänze ſie lerne, denn „dieſe Bewegung iſt vorzüglich bei meiner Kur ſehr gut, welche mich zwar ein bißchen angreift. Auch finde ich ſchon, daß ich etwas ſchmäler werde".

Goethe meldet am 27. Juni, daß er im Auftrag der Kaiſerin ein Gedicht an die Karlsbader gerichtet habe und ergänzt die Mitteilung am 3. Juli: „Seit der Abreiſe der Kaiſerin habe ich mich in die Enge gezogen. Es gehen ohnehin ſchon die Perſonen der erſten Zeit und die meiſten meiner Bekannten fort. Indeſſen kommt unter ſovielen Menſchen immer ein mal ein alter Bekannter oder es findet ſich etwas intereſſantes Neues. Von Augelchen hat ſich noch gar nichts gefunden. Die Gegenwart der Kaiſerin wird für mich nicht ohne Folgen ſein, man hat mir vertraut, daß ſie mir eine Artigkeit erzeigen werde, die mich um ſo mehr freuen müſſe, weil ſie ſich ſelbſt etwas ausgedacht. Du ſagſt niemand davon, denn ſo etwas muß man abwarten. Es kann gar manches dazwiſchen kommen, daß die Abſichten der Großen hindert." Wie ſicher muß Goethe von Chriſtianens Diskretion überzeugt geweſen ſein, daß er ihr ſolche Mitteilungen machen kann, obwohl er ſich klar war, daß bei den empfindlichen Beziehungen zu Großen eine unkluge Wendung, ein zu früh angedeutetes oder ausgeplaudertes Geheimnis alles menſchlich Wertvolle zerſtören und überdies den Stempel der Lächerlichkeit dem vorſchnell Redenden aufdrücken konnte. Im ſelben Brief gibt er ihr wieder Theater-Aufträge und erkennt damit ihre Stellung als Unterleiterin an:

„Den 12. Juli wollen wir mit den beſten Wünſchen feiern. Ich hoffe indeſſen von euch zu hören. Es geht mir ganz wohl und wünſche dir das Gleiche. Dabei bin ich ziemlich fleißig und habe ſchon allerlei zu ſtande gebracht.

Ich lege die Gedichte bei, die ich zuſammen drucken ließ. Jedes wurde durch eine beſondere Gelegenheit veranlaßt, das letzte durch die Kaiſerin ſelbſt, welche verlangte, daß ich in ihrem Namen den Carlsbadern etwas freundliches ſagen ſollte. Ihr werdet ſehen, wie ich mich aus der Sache gezogen habe. Grüße Herrn Genaſt zum ſchönſten, er wird mir wohl ſchon geſchrieben haben, wenn Gegenwärtiges ankommt. Auch die Uebrigen grüße und trage wie ſonſt alles bei, daß die Sache ordentlich und gut geht. Richte dich auf alle Fälle ein, ſolange zu bleiben wie die Geſellſchaft; denn ich werde meine Nachhausreiſe nicht beſchleunigen. Ich muß noch gar manches vorher tun und ausrichten. Leb recht wohl und ſei meiner eingedenk."

Unter demſelben Datum ſendet Chriſtiane ausführlichen Bericht über die Vermählungsfeierlichkeiten zu Weimar zu Ehren der Prinzeſſin Caroline und des Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin, und erwähnt dabei die Gedichte ihres Bruders. Das Gedicht für Caroline Ulrich hat er gemacht, und ſie muß, „ohne ihn zu rühmen, ſagen, daß es das beſte war".

Sie ſpricht auch von ihrem Leiden, Magenkrämpfen, die man doch nicht zu leicht nehmen dürfe, denn die arme Madame Teller ſei daran geſtorben.

Am 11. Juli wird dann nach ausführlicher Schilderung des Lauchſtädter Lebens die Erklärung abgegeben, daß die Gaſtſpiele des Weimarer Theaters in dieſer Gegend ſich überlebt hätten, weil in Halle eine Theatergeſellſchaft iſt, die alles aus Halle und den umliegenden Gegenden zu ſich zieht. Am 15. kommt die Kritik über das Halliſche Theater, die freilich niederſchmetternd iſt, während ſie und Caroline ſich an der Egmontaufführung der Weimarer Truppe „einmal wieder recht erbaut" haben.

Am 18. Juli wieder fröhliche, ausführliche Nachrichten, und dazwiſchen der Satz: „Mir bekommt das Baden und Tanzen außerordentlich gut. Je mehr ich Bewegung habe, deſto beſſer befinde ich mich." Welche Lebensfülle muß in der

45jährigen Frau geſteckt haben, die einige Tage ſpäter, am 24. ſchreibt: „Seit 10 bis 12 Tagen haben wir täglich einige Stunden getanzt und dieſes, glaube ich, vollendet meine Kur beſſer nebſt dem Waſſer, als alle Medizin; denn die Ärzte behaupten ſo, ich wäre vor lauter Geſundheit krank.“ Sie war eben vollblütig in einem Grade, daß es für ſie zur größten Gefahr, ja zur Todesurſache wurde.

Indeſſen berichtet Goethe am 22. Juli, daß Bettine, mit der das Verhältnis damals noch ungetrübt war, wohl kaum nach Karlsbad komme, und daß auch die Beziehung zu Frau v. Eybenberg — — Chriſtiane hatte am 24. Mai gefragt: „Was willſt Du denn mit allen Auglichen anfangen? Das wird zu viel. Vergiß nur nicht ganz Dein ältſtes, mich, ich bitte Dich, denke doch auch zuweilen an mich. Ich will indes feſt auf Dich vertrauen, man mag ſagen, was man will. Denn Du biſt es doch allein, der meiner gedenkt“ — — gelitten habe, denn „ſie iſt ganz unendlich politiſch“! Im ſelben Brief heißt es auch:

„Daß Lauchſtedt ſich bevölkert dazu wünſche ich dir Glück. Laſſe dir Cur und Zerſtreuung wohlbekommen. Herrn Müller ſei freundlich und verſichere ihn meiner beſten Neigung. Es wird mich ſehr glücklich machen, wenn er mit mir überzeugt iſt: daß es gar nicht nötig iſt, ſich immer zu ärgern in einer Sache, die eigentlich zum Vergnügen gereichen ſoll.

Halte deshalb zu allen Gliedern des Theaters ein gutes Verhältnis in ſo fern es nur möglich ſein will. Grüße Genaſten, er wird ſich nach ſeiner Art wohl durchhelfen. Freilich ſpürt man in ſolchen Fällen, was Unentſchloſſenheit und allerlei Nebenrückſichten für Schaden bringen. Mögen ſie's doch in ihrer Kaſſe fühlen.

Lebe recht wohl. Schreibe mir von nun an nach Teplitz in den 3 Aepfeln. Unterhaltet euch gut mit alten und neuen Verehrern. Karolinchen viel Grüße. Von Auguſt habe ich einen Brief.“

Radierung von Lieber nach einer Handzeichnung Goethes

Indeſſen ſorgte ſich aber Chriſtiane um den „Dämmerfürſten Auguſt", der ihr nur Grüße durch ſeine Freunde ſandte, ohne ſelbſt zu ſchreiben. Doch hörte ſie zu ihrer Freude, er ſei ungeheuer fleißig.

Goethe beruhigte ſie hierüber in ſeinem Brief vom 1. Auguſt, in dem er ſchreibt:

„Von Auguſt habe ich endlich auch einen ganz verſtändigen Brief, er ſcheint auch auf ſeine Weiſe vor ſich hinzugehen und wenigſtens immer einiges zuzulernen. Das erſte halbe Jahr war es wirklich ein Verderb für ihn daß Schömann ein Gegner von Thibaut iſt, den Auguſt ſo ſehr verehrt und deshalb jenen nicht leiden konnte. Leider hats in Jena wieder Händel geſetzt mit Landmannſchaftlichen und dergleichen Verhältniſſen. Auguſt hat ſich aber wie mir H. v. Hendrich ſchreibt aus allem entfernt gehalten. Es iſt ſehr gut, daß er das Zeug in Heidelberg durchgearbeitet hat. Vielleicht haben dir Schmidt und Bülow das Nähere erzählt."

Im gleichen Brief ſteht auch die abſchließende Kritik über Frau von Eybenberg. „Ich freue mich, dich wieder zu ſehen, um einmal wieder ganz offen mich mitteilen und ausreden zu können ... Ich zweifle nicht, daß alter und neuer Augelchen vollauf ſein wird, dazu wünſche auch Glück. Macht euch in jener Gegend ſo viel Freude wie möglich; hier iſt's immer was wunderliches und eine Konfuſion, die mir beinahe ſelbſt verdrießlich wird. Mit der lieben Hausfreundin (Frau von Eybenberg) bleibt's, wie ich dir ſchon geſagt habe, ſo angenehm und liebreich ſie iſt, ſo gehn wir doch nicht auseinander, daß ſie nicht etwas geſagt hätte, was mich verdrießt. Es iſt wie in der Ackerwand." Die Ackerwand war Frau von Steins Wohnung. Und ſo wiederholte ſich denn im Verhältnis zu Frau von Eybenberg einigermaßen das Geſchick, das Goethe bei Frau von Stein betroffen hatte: Was ſie verſprochen, ihm zu ſein, konnte ſie nicht lange bleiben, ſie verſagte in geiſtiger Beziehung, ſie verletzte Goethes Empfinden

in politiſchen Fragen — ſo wie Frau von Stein es in menſchlicher Beziehung tat.

In demſelben Brief ſchreibt er noch: „Es iſt mir von großem Wert, daß Du wieder in Lauchſtädt warſt, denn gewöhnlich kochen ſie im Sommer einen garſtigen Hexenbrei, den ich im Winter ſchmackhaft machen ſoll."

Am 11. Auguſt berichtet er von einem Beſuch Bettines und daß dieſe wohl Arnim heiraten werde, und am 13. Auguſt ein Auftrag ganz beſoderer Art: „Empfiehl mich Frau von Heygendorff und wünſche ihr Glück zum jungen Sohn. Du wirſt ihr ja auf allerlei Weiſe aſſiſtieren."

Dann ein Schreiben vom 28. Auguſt noch aus Teplitz: „... Die Bäder bekommen mir außerordentlich wohl. Dies war umſo erwünſchter als ich diesmal in Carlsbad kein Glück hatte. Von meinen Uebeln blieb ich nicht ganz frei, die Arbeit wollte nicht vom Flecke, das Wetter war abſcheulich und die Geſellſchaft in politiſchen Spannungen. Deshalb ich ſeit Abreiſe der Kaiſerin kaum einen vergnügten Tag hatte. Die hieſigen Bäder dagegen haben mich auf eine wunderwürdige Weiſe hergeſtellt. Du erinnerſt dich daß der Capellmeiſter Müller ſie mir ſehr dringend empfahl. Grüße ihn ſchönſtens und ſage ihm: es ſei wirklich alles gute für mich daraus erfolgt. Auch für deine Zuſtände würden ſie ſehr heilſam ſein. Vielleicht brauchſt du ſie nächſtes Jahr und ſiehſt Dresden bei dieſer Gelegenheit das nur 7 Meile von hier liegt. Der Herzog geht den 31. ab. Ich will noch eine Woche länger bleiben, ſodann über Dresden und Freiberg nach Hauſe gehen und zu Michael bei euch ſein. Die Gegend iſt hier außerordentlich ſchön, beſonders zum Spazierenfahren, denn es liegen viel Schlöſſer, Städtchen und Luſtörter umher. Alle Menſchen ſind gutmütig, gaſtfrei und würden im Himmel ſein, wenn die unſeligen politiſchen Spaltungen nicht wären. Uebers Jahr gehe ich wieder hieher und dann kannſt du mit Carolinchen nachkommen. Zu tanzen gibts wenig; aber deſto mehr Rutſcherchen.

An Aeugelchen fehlts nicht an jungen und alten, bekannten und unbekannten und was das Beſte iſt alles geht geſchwind vorbei. Die Herzogin v. Kurland hat mich freundlich auf ihr Gut geladen, das bei Altenburg liegt. Wahrſcheinlich beſuche ich ſie auf der Rückreiſe. Sehr wichtig iſt mir daß ich den König von Holland habe kennen lernen, mit dem ich in einem Hauſe wohne. Ich ſehe ihn öfter und er hat Vertrauen und Güte gegen mich, wovon ich dir manches zu erzählen habe.

Im Schauſpiel bin ich wenig; ſie haben einen einzigen Akteur der brav iſt, die übrigen ſind unglaublich ſchlecht und die Liebhaberinnen ſehr häßlich. Einen Brief von Auguſt habe ich erhalten. Grüße ihn ſchönſtens und ſo auch die Theaterfreunde. Richte alles ordentlich ein, damit wir einen frohen Winter haben. Ich wünſchte öfter Freunde bei Tiſch und die Muſikübungen recht tätig und treulich fortgeſetzt. Wenn Carolinchen artig iſt ſoll ſie übers Jahr hier auch baden."

Und endlich erfolgte die häufig unterbrochene Heimreiſe Goethes, der am 2. Oktober in Weimar eintraf. Am 15. Oktober wurde Auguſt zum Kammeraſſeſſor ernannt.

Im Januar 1811 war Goethe einige Tage in Jena, da ſandte Chriſtiane eine Kritik über die Aufführung der „Teufelsmühle", die recht unerbittlich ſcheint. Sie gab ſie dem Maler Raabe mit, der erſt Goethes Miniatur-Porträt, ſpäter auch das Chriſtianens und Auguſts malte.

In der erſten Hälfte des Monats Mai reiſte Goethe nach Karlsbad und am 29. Mai ſteht im Tagebuch: „Nach 11 uhr kamen die Frauenzimmer in Carlsbad an, ging der Tag hin mit Aus- und Einräumen. Abends Spaziergang nach dem Poſthofe und zuletzt am Sprudel. — 30. Mai: Zuſammen am Sprudel und die gewöhnlichen Frühpromenaden durchgegangen. Mittags zuſammen. Gegen Abend den Schloßberg hinauf. — 2. Juni: Zu Hauſe. Die Frauenzimmer in die Kirche." Und faſt täglich ſind Unternehmungen mit den Frauenzimmern notiert. Es muß ein fröhlicher Sommer geweſen ſein, der für Goethe

einen beſonderen Reiz gehabt hat; am 26. Juni ſchreibt er an Zelter:

„Carlsbad iſt jetzt belebt genug. Für diesmal hat es für mich eine eigene Phyſiognomie gehabt. Weil meine Frau hierherkam und die Equipage bei ſich hatte, dadurch bin ich ins Freire und Weitere gelangt, mehr als die letzten Jahre, und habe mich auch an der Gegend und an ihrem Inhalt wieder friſch ergetzt, weil ich ſie mit friſchen Perſonen, die über gar manches in ein billiges Erſtaunen gerieten und ſich ſehr wohl gefielen, durchwandern konnte."

Am 28. Juni brach Goethe von Karlsbad auf, am 17. Juli „kamen die Frauenzimmer" von Karlsbad nach Jena nach, um 2 Tage ſpäter nach Weimar zu gehen, wohin ihnen Goethe am 27. Juli folgte.

Im Jahre 1812 verließ Goethe Weimar ſchon im April, verweilte aber zuerſt zehn Tage in Jena, von wo er wieder vor allem für den geliebten Garten ſorgt. Am 30. April reiſt er nach Karlsbad und am 13. Mai ſchreibt er von dort an Chriſtiane, wie ſie ſich zu einer neuerlichen Reiſe nach Karlsbad einrichten ſoll. Am 3. Juni folgen noch einige Ratſchläge wegen der Verpflegung und am 19. trafen Chriſtiane und Caroline Ulrich bei Goethe ein. Nach deſſen Bericht an Auguſt herrſchte nun ein heiteres, geſelliges Leben, von dem ſich Goethe aber am 14. Juli abſonderte, da er, wie immer in den letzten Jahren, nach Teplitz ging. Dort traf er wieder mit der Kaiſerin von Öſterreich zuſammen, von der er entzückt und begeiſtert in einem langen Brief vom 19. Juli erzählt. Dieſer Brief wird auch bedeutungsvoll durch einen Auftrag für den Prinzen Friedrich von Gotha, dem er vermelden läßt: „daß ich nicht mit Beethoven zuſammen ſein kann, ohne zu wünſchen, daß es im Goldenen Strauß geſchehen möge; zuſammengefaßter, energiſcher habe ich noch keinen Künſtler geſehen. Ich begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderlich ſtehen muß."

Am 1. Auguſt ſchreibt er wieder:

„Dein lieber Brief iſt geſtern Abend angekommen und ſo will ich denn gleich wieder etwas vermelden. Das Baden bekommt mir ſehr wohl, ob ich es gleich weder ordentlich noch mit Ruhe brauchen kann. Meine Stunde iſt morgens von 5 bis 6, da ich denn ganz gewiß ein friſches Bad finde, den übrigen iſt nicht zu trauen. Die Kaiſerin ſehe ich täglich bei ihr ſelbſt, auf Spaziergängen und Fahrten, bei Tafel und immer iſt ſie ſich gleich, heiter, geiſtreich, anmutig, verbindlich und dabei kann man ſagen, daß ſie ſich immer von neuen Seiten zeigt und jedermann in Verwunderung ſetzt. Sie hat ein klein Theaterſtück in dieſen Tagen geſchrieben, das ich ein wenig zurechtgerückt habe. Es ſoll geſpielt werden die nächſte Woche. Hievon ſagſt du niemanden. Ich leſe täglich vor, heute waren Fürſt Moriz und ſeine Gemahlin gegenwärtig. Sie brachten mir einige Nachricht von dir. Die Churprinzeß von Heſſen iſt gar eine liebe Dame. Es freut mich, daß du ſie geſehen und geſprochen haſt. Den 10. Abends geht hier alles fort, womit ich bisher gelebt, ich denke den 12. bei euch zu ſein, erwartet mich aber nicht zu beſtimmt, man weiß nicht was vorkommt. Es iſt ganz recht, daß ihr bleibt, der andre Vorſchlag brachte keinen Vorteil noch Zeitgewinn.

Was du mir wegen der Haushaltung ſagen wirſt, ſoll mir ſehr willkommen ſein, ſo wie auch, daß ich in Jena beſſer leben kann. Zwar dieſen Herbſt werde ich wenig drüben ſein können. Richte nur vorläufig unſer Weimariſches Weſen gut ein. Da ich den Wagen hier habe, bin ich viel in der Gegend umher gefahren, auch war ich in Außig, wo die Elbe vorbei fließt und eine ſehr angenehme abwechſelnde Gegend belebt.

Zum Sechſten wünſche ich das beſte Glück, es tut mir recht leid, ihn nicht gegenwärtig mitfeiern zu können, ich will es in der Ferne tun. Laßt es euch zuſammen wohl ſein. Grüße Ulli zum ſchönſten. Danke John für ſeinen Brief. Wenn ich die Sendung durch Beethoven erhalte, ſchreibe ich noch ein-

mal, dann wirds nicht mehr nötig sein. Lebe recht wohl und liebe mich."

Das „klein Theaterstück" war freilich von Goethe selbst gedichtet, es war „die Wette", in der Goethe den Dorn spielen sollte, was aber dann unterblieb, da er erkrankte.

Am 12. August kam Goethe wieder nach Karlsbad, am 15. reiste Christiane nach Weimar ab; vorher war verabredet worden, daß bei neuerlichem Aufenthalt Goethes in Jena die Köchin, die oft erwähnte „Alte", bei ihm bleiben und Christiane und Caroline sich in Weimar ohne sie behelfen wollten. Dieser Plan wurde zur Tat, als Goethe im November in Jena war. Er schreibt darüber:

„Da man euch liebenswürdige unruhige Ungetüme doch einmal nicht los wird, man mag sich stellen wie man will, so soll es mir recht angenehm sein zu hören, daß ihr in der Sonne glücklich angekommen seid. Laßt es mir melden und wenn es schön Wetter ist, so kann der Morgen noch zu Spaziergängen und Besuchen, ist es häßlich, zu Revision meiner Haushaltung angewendet werden. Ich bin sehr zufrieden mit Heinrichen und der Köchin, ja der Ernst, womit wir die Sache treiben, ist eine Lust und ein Spaß. Um nicht aus dem Gleise zu kommen, habe ich einen Karpfen von Winzerle für mein Geld kommen lassen und die Polnische Sauce gleich aus der Tasche bezahlt. Das dient zur Unterhaltung, will aber zugleich soviel sagen, daß ihr hoffentlich soviel mitbringen werdet, um die genaue Wirtschaft für das herrliche Gastmahl zu entschädigen, welches euch bereitet ist, und das ich soeben mit der Köchin verabredet habe.

Ein Brief, den du inzwischen erhalten hast, hat dir gesagt, daß ich mich wenigstens für den Augenblick an den Languedoc halten muß. Bringe also von diesem ein halb Dutzend Flaschen mit, von dem Elsasser dagegen können wir einige mit zurücknehmen.

Es ist mir sehr angenehm, daß wir gerade am Ende von

dieſen 8 Tagen alles beſprechen können. Wenn es ſich fortſetzen läßt, wie es angefangen iſt, ſo kann es von den ſchönſten Folgen ſein. Nur bedaure ich euch freilich, daß ihr in Abſicht auf die Küche nun leidet; doch kann es euch in dieſem Punkte niemals ſo ſchlimm ergehen, als es mir ergangen iſt.

Ein herzliches Lebewohl, auf Wiederſehen.

Nachſchrift.

Geſtern Abend habe ich auch München wieder geſehen. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zuſammen kommen ſollte. Der hat ſich auch recht artig erwieſen, und es war eben recht. Sie iſt nun eben um ein paar Jahre älter. An Geſtalt und Betragen u. ſ. w. aber immer noch ſo hübſch und ſo artig, daß ich mir gar nicht übel nehme, ſie einmal mehr als billig geliebt zu haben.

Überhaupt kommt mir diesmal in Jena alles völlig wie vor mehreren Jahren vor. Knebel iſt ganz allerliebſt, und eine gewiſſe vernünftige Tätigkeit und Denkweiſe ſcheint wieder aufzutauchen, da wir bisher unter Beſtialitäten mancherlei Art gelitten haben. Wenn des guten Voigts Coffre nicht wäre, ſo wüßte ich nichts zu wünſchen, denn was meine Arbeiten betrifft, ſo iſt für die kurze Zeit genug geſchehen."

Und am 17. ſchreibt er weiter:

„Wir können nicht anders ſagen, als daß vor wie nach alles ſehr gut geht; die Köchin ſowohl als Heinrich gehen ihre Regel fort und ſo weiß man täglich und wöchentlich woran man iſt, worauf denn doch am Ende alles ankommt. Meine Geſchäfte und Ausarbeitungen machen ſich auch gut, ja es tut ſich ſogar noch manches unerwartet angenehme hervor.

Carl hat auf ſeiner Durchreiſe nach Carlsbad Abſchied genommen und ich habe ihm das noch zugeſagte Vierteljahr ausgezahlt. Es iſt mir ſehr lieb, daß ein Verhältnis, das ſo lange gedauert und das doch zuletzt nicht mehr haltbar war, ſich noch ſo leidlich auflöſte. Ich habe ihn mit einigen Ermahnungen und Hoffnungen entlaſſen.

Wir vernehmen, daß große Bewegungen in Jena waren, wegen Tag und Stunde des Tanzens, auch ſind uns die allerverſchiedenſten Nachrichten davon zugekommen. Nun aber ſcheint es gewiß, daß Sonntag ein Thé dansant ſein ſoll und ich erwarte daher die ſo liebe als unruhige Nachbarſchaft Sonntag früh, damit ja nicht die Weimaraner in Nichtachtung des Theaters den Jenenſern ein böſes Beiſpiel geben.

Wie es hernach zu halten ſei, wird ſich beſprechen laſſen, vorzüglich aber will ich anraten, daß an Victualien und ſonſt allem Guten ein hinreichender Transport mit herüberkomme, damit nicht wie ſchon mehr geſchehen, mein Ende das Mittel und den Anfang aufzehre.

Denn bis jetzt haben wir uns löblich gehalten und nach dieſem Anſchnitt kann ich künftig in Jena einen recht zufriedenen Aufenthalt haben. Verzeihe mir aber, wenn ich, um künftig einem verdrüßlichen allgemeinen Aufwaſchen vorzubeugen, im einzelnen nörgle, wie ich es jetzt mit Heinrichen um die Lichtſtümpfchen tue. Carl reiſte nicht als ſelbſtändiger Herr von uns ab, wenn wir ſelbſtändige Herren geweſen wären.

Denn übrigens wollen wir an unſerm Leibe und Gaumen nicht ſparen, noch auch ſonſt knickern, deswegen ſende und bringe noch etwas Languedoc, welcher nun einmal an der Tagesordnung iſt.

Hiermit wollen wir denn abgeſchloſſen haben; denn ich wüßte nichts weiter hinzuzutun. Sehr angenehm würde es mir ſein, zu vernehmen, wie Romeo und Julie reüſſiert, wie es mit dem Herbſttag abgelaufen. Ich weiß recht wohl, daß ihr ein ſo raſches Leben habt, daß ihr an Abweſende nicht denken könnt, aber daß ihr, ſo wie der Aſſeſſor von den unendlich langen Tagen nicht einmal eine Viertelſtunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaiſchen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr ſolltet bedenken, daß es mit den Äugelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn ihr gar

zu ſorglos ſeid. Mit dieſer Drohung empfehle ich mich zum ſchönſten."

Dieſe Briefe werden bedeutend durch die Anſpielung auf Minchen Herzlieb, von der Goethe mit einer Offenheit zu ſeiner Frau ſpricht, die etwas Erſchütterndes hat. Sie weiß alſo von dieſem Intermezzo, ſie hat ſeine Liebe gekannt, und ſie ſteht ſoweit über dieſen Dingen, daß Goethe ihr über ſeine Empfindungen beim Wiederſehen ſprechen kann, ja ſogar, daß er bald nach dieſem Bekenntnis-Brief, denn das iſt er in unſeren Augen, die wir die vielen perſönlichen und perſönlichſten Geſpräche, die zwiſchen Goethe und ſeiner Gattin geführt wurden, nur ahnend erraten können, ſcherzhaft mit neuen Augelchen drohen darf. Was hat nun Chriſtiane die Sicherheit gegeben, daß ſie mit Ruhe Bekenntniſſe und Drohungen anhören konnte? Eine gleichgültige kühle Natur war ſie nicht; was wir von ihr ſehen und hören, läßt auf ein friſches ſtarkes Temperament ſchließen. Sie hat Goethe unbedingt mit großer Innigkeit und Leidenſchaft geliebt. Wollen wir den Sehnſuchtsausbrüchen in ihren Briefen mißtrauen, ſo ſprechen die Taten um ſo deutlicher, denn eine gleichgültige Natur hätte gewiß um eines wenig Geliebten willen nicht ſo viel gelitten und getragen, wie Chriſtiane es um Goethes willen tat. Was alſo war es? Die unendliche Liebe, die zu allen Zeiten in Goethes Briefen an Chriſtiane zum Ausdruck kam, die Zärtlichkeit und Sehnſucht, die er bald ernſt, bald ſcherzhaft laut werden ließ, die Opfer, die auch er für ſie brachte, ſeine Rückkehr zu ihr nach allen Trennungen innerer und äußerer Art, die haben ihr das gegeben, was ſie am nötigſten hatte, um das Leben an ſeiner Seite in der Weiſe führen zu können, wie es ſeiner beweglichen und nicht im alltäglichen, nur im höchſten Sinne treuen Natur entſprach.

Ende November kam Goethe aus Jena nach Weimar. Anfang Dezember waren die „Frauenzimmer" wieder einige Tage in Jena und am 15. Dezember verzeichnet das Tagebuch: „Herr von Wolbock, die Durchreiſe des Kaiſers (Napoleon)

notifizierend, ſowie daß er ſich nach mir erkundigt. Abends Rabuſche geſpielt mit den Frauenzimmern und zu Tiſche geblieben."

Da iſt denn auch von der „Rabuſche" die Rede, vom Whiſtſpiel, das in Goethes Tagebuch-Aufzeichnungen eine ſo große Rolle ſpielt. Immer wieder finden wir: „Nachher Whiſt geſpielt mit den Frauenzimmern", oder kurz „Whiſt", oder abends „Rabuſche mit den Frauenzimmern". Ebenſo häufig ſind die Eintragungen, daß er den Frauenzimmern vorgeleſen habe. Nicht nur ältere Arbeiten, wie „Hermann und Dorothea", auch „Dichtung und Wahrheit" hat er während ihres Entſtehens vorgeleſen. Und überhaupt hat er jede kleine Einzelheit, jeden Ausflug ſeiner Frau notiert, jeden Beſuch, den ſie machte. So knapp ſeine Eintragungen ſind, ſo laſſen ſie uns doch die Bedeutung ahnen, die alles für ihn gewann, was ſich auf ſeine Frau bezog, denn über andere ihm naheſtehende Menſchen finden ſich nur ſelten Bemerkungen im Tagebuch. Nur ganz wichtige Ereigniſſe in bezug auf Auguſt oder Ausflüge, bei denen der Sohn den Vater begleitete, ſind erwähnt, während Chriſtianens Abweſenheiten immer regiſtriert werden. Vor der Eheſchließung ſteht meiſt „Dem. Vulpius", oder „die Meinigen" im Tagebuch, nachher heißt es immer „meine Frau", und wenn es ſich um Briefeintragungen handelt, ſo ſind ſie erſt an „Dem. Vulpius", ſpäter an „Frau Geheimrätin von Goethe" gerichtet. Aus dem friedlich ſtillen Sommeraufenthalt in Berka von 1814 hat er ſogar die Gevatterſchaft ſeiner Frau verzeichnet, die dieſe bei einem Ortskind übernommen und die ihr die Sympathien der Bevölkerung zugewandt habe, wie ſie ſelbſt berichtet. Sie war eben ein Zentrum für ihn, an das ſich alles, auch das Befremdlichſte und unter ſich Verſchiedenartigſte anſchloß und kriſtalliſierte, ſie war ſeine Gattin im höchſten Sinne des Wortes, wie keine andere es ihm zu ſein vermocht hätte.

Auch andere Ferner- und Hochſtehende haben an dieſen Whiſtpartien teilgenommen und die Anerkennung für Chri-

ſtianens Garten- und Küchenerzeugniſſe geteilt. Wenigſtens ſchreibt Goethe am 3. Januar 1813 an den Prinzen Friedrich von Gotha, der ſchon im Sommer 1812 bei dem Urteil über Beethoven erwähnt wurde:

„Den trefflichen und bewunderungswürdigen Iffland habe ich wirklich abreiſen laſſen, ehe ich Ew. Durchl. für das neuerliche gnädige Andenken durch Herrn v. Hornſtein geziemenden Dank ſage. Noch bis auf die letzte Vorſtellung hoffte ich Ew. Durchl. hier zu verehren. Allein das Vergnügen, das uns der unübertreffliche Schauſpieler gewährt, ward leider beſonders in meinem Hauſe durch Ew. Durchl. Außenbleiben ſehr verkümmert, die Frauenzimmer wollten ſich gar nicht zufrieden geben. Rabuſchekarten waren rießweiſe übereinander getürmt, Picalillo und Gurken und was zu einer leichten Abendkollation, wie Ew. Durchl. ſie lieben, ſonſt noch gehören mag, häuslich bereit, und nun die erſt verzögerte, ſodann aber völlig vereitelte Hoffnung höchlich beklagt und bedauert. Damit aber die Haushälterinnen nicht ganz umſonſt gearbeitet haben, auch ihre Sorgfalt aus der Ferne beweiſen mögen, tragen ſie mir auf, 2 Fäßchen an Ew. Durchl. zu ſpediren, welches hiermit unter den angelegentlichſten Empfehlungen geſchieht, und damit der Poſtwagen nicht verſäumt werde, nur mit eiliger und herzlicher Verſicherung begleitet, daß wir Ew. Durchl. alle wie immer und für immer ergeben ſind.

Ihrem Durchlauchtigſten Herrn Bruder, welcher mich mit gnädigem erheiterndem und belehrendem Beſuche zweimal erfreut, bitte mich zu ferneren Gnaden untertänig zu empfehlen.“

Die Zeiten ſahen ſehr kriegeriſch aus und Chriſtiane, der vor einer Wiederholung von 1806 bangte, drängte Goethe, Weimar ſchon im erſten Frühjahr zu verlaſſen und ſein Arbeits- und Geneſungsaſyl Karlsbad und Teplitz aufzuſuchen. Er dankte es ihr in einem ausführlichen Reiſetagebuch, das zwar über die Schreckniſſe der Freiheitskriege möglichſt ſchnell und leicht hinweggeht, das uns aber doch eine ſchwache Vor-

ſtellung von dem Grauenhaften erweckt, was Chriſtiane damals durchmachen mußte. Das Reiſetagebuch iſt am 17. April in Naumburg begonnen und die Art ſeiner Abfaſſung und die Tatſache, daß Goethe gerade in dieſem Zeitpunkt es ihr ſenden wollte, ſagt, welche innere Ruhe Chriſtiane ihm in dieſer erregten Zeit zu verſchaffen vermochte. Leider kann ich das Schriftſtück nur im Auszug zitieren.

„Denen lieben Perſonen, die uns von Weimar weggetrieben haben, ſind wir ſchon einen ſehr angenehmen Morgen ſchuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Huſaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es ſah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abſchied nehmen wollte. Die Jenaiſchen Boten brachten Blumen und Pakete vor wie nach und als wir nach Roßla zu einlenkten, fanden wir alles im tiefſten Frieden, freilich ſtiller als im Frieden, denn wir vermißten die Leipziger Fuhrleute, die ſonſt um dieſe Zeit auf die Leipziger Meſſe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte ſich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter erzählte mir eine alte Geiſterlegende, die ich ſogleich, als wir in Eckartsberge ſtill hielten, rhytmiſch ausbildete. Sie wird Herrn Riemer geſendet werden mit der Bitte, ſolche vorzuleſen, aber nicht aus den Händen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsſtunde im Scheffel an, wo uns ein alter Kellner mit großer Gemütsruhe empfing in den bekannten alten Zimmern, uns jedoch nachher mit Gemütlichkeit, als er merkte, daß wir gemütlich ſeien, die neueſten Kriegsereigniſſe erzählte. Die Päſſe wollten ihm gar nicht ernſthaft vorkommen, doch verſprach er, wenn wir es verlangten, ſie vidiren zu laſſen.

Da es Morgens früh gar zu ſehr geſtaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh und wir wären beinah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige nun mehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch

Kauf, Tauſch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorſtühle ſind ſehr hübſche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab ſchlängelt ſich und wird durch mitumſchlungne acanthartige Blätter belebt. Noch ſehr ſchöne gemalte Fenſterſcheiben ſind übrig, ein Teppich, von dem die Teile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt und hernach mehr zuſammengeſtrickt als genäht ſind. Manches Größere und Kleinere von Bronce. Das Bild einer heiligen Schuſterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte ſie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er ſtarb früh und ſie nahm den Schleier. Sie muß ſehr hübſch geweſen ſein, da ſie, nicht zum beſten gemalt, etwas aufgefriſcht und noch ein wenig lackirt, doch immer noch reizend genug ausſieht. Was aber beſonders Freund Meyern zu erzählen bitte, iſt folgendes. Das ſteinerne Bild eines Biſchofs, Gerhard v. Goch, hat mich in Erſtaunen geſetzt, das heißt, das Geſicht. Er ward 1414 inſtallirt, zog aufs Konzilium von Koſtniz 1416 und iſt derjenige, dem die Naumburger ihre Angſt und wir das vortreffliche Schauſpiel die Huſſiten verdanken. Er ſtarb 1422. Nun aber kommt die Hauptſache. Das Geſicht nämlich iſt ſo individuell, charakteriſtiſch, in allen ſeinen Teilen übereinſtimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur iſt ſtumpf und deutet auf keinen ſonderlichen Künſtler. Nun erkläre ich mir dieſes Wunder daraus, daß man ſein Geſicht nach dem Tode abgegoſſen und ein nachahmungsfähiger Künſtler dieſen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieſes wird mir um ſo wahrſcheinlicher, weil in den Augen eine Art von falſcher Bewegung erſcheint und auch die Züge des unteren Geſichts bei ſehr großer Natürlichkeit doch nicht lebendig ſind. Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie ſtellen in einem Fries die Paſſion vor, ſind höchſt merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich ſie nicht ſcharf genug ſehen und wüßte nichts weiter darüber zu ſagen, denn wir eilten freilich wieder

aus dem Heiligtume, wo es aus mehr als einer Urſache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn ſie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, ſind höchſt unerfreulich. An ſehr ſchönen und eleganten zwiſchen die katholiſchen Pfeiler eingeſchobenen proteſtantiſchen Glasſtühlen iſt kein Mangel, ſo daß die Honoratioren ſich nicht zu beſchweren haben. Auf mein Befragen verſicherte der Küſter, der Prediger habe ſich in dieſem weiten und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich artikuliere und das letzte Wort ſo genau ausſpreche wie das erſte. Das iſt alſo ohngefähr wie auf dem Weimarer Theater und wie überall, und hieraus kann man ſehen, was Reiſen für einen großen Nutzen bringt. Übrigens ſind die Merkwürdigkeiten unerſchöpflich. Das Wichtigſte, ein ſonſt höchſt bewallfahrtetes wundertätiges Marienbild ſteht nun in einer proteſtantiſchen Ecke und der Küſter verſicherte, der Kopf ſei hohl, mit Waſſer gefüllt hätten mutwillige Fiſchlein dem Bilde ſonſt Tränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit hohlen Köpfen, denen auch ſolche Fiſchlein im Gehirn ſchwimmend zu gelegener und ungelegener Zeit Tränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptpunkte, als die Beſtien am Geſims, welche Waſſer ſpien, wenn's regnete, zur Ergetzung der Chriſtenheit, und was ſonſt mehr ſein mag...

Montag, den 19., fuhren wir ohne irgend ein Ereignis bei guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militärbrücke fanden. In Oſchatz fanden wir einen leidlichen Gaſthof zum Löwen und ſchrieben daſelbſt eine Parodie des Solbrigſchen Liedes, ſie beginnt: ‚Ich habe geliebt, nun lieb ich erſt recht!' und ſo geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beſchneit und bereift, das tauete aber weg und verlor ſich; von einer gar freundlichen Abendſonne beleuchtet ſahen wir das ſchöne Elbtal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den Ring. Ein großes Fourage-Magazin gegenüber verſorgten unzählige Fuh-

ren, weshalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittwe mit 2 Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an eure glückliche Art zu sein. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemütsruhe und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehen habe. Die zusammenstürzende Brücke schwamm brennend fort und landete am Holzhof, weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erlosch alles nach und nach. In 1½ Stunden war das ganze Feuerwerk vorbei. Ferner erzählte sie von den Kranken und Gefangenen, die sie gespeist hätte, von der Einquartierung in den letzten Zeiten, wie die Kosaken ihre Pferde abgesattelt, sich in Kähne gesetzt und die Pferde nachschwimmen lassen. Das war alles vorübergegangen und Meißen befand sich vor wie nach. Dies ist's was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat und doch noch alles auf den Füßen findet.

Dienstag der 20. war ein sehr angenehmer und unterrichtender Tag ... Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze sahen wir eine von den lieblichsten Erscheinungen. Ein schönes Mädchen von etwa 4 Jahren wurde eben zum 3. Feiertage von der Mutter angezogen und stand auf dem dunklen Grunde wie ein Porträtchen, das Van Dyk und Rubens nicht schöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günstige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glases, alles trug dazu bei, daß man sich nicht satt sehen konnte, und als ihr nun die Mutter das Halskräuschen anlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit sah sie uns an und schien beinah zu empfinden, daß es was artiges sei, so aufmerksam angesehen zu werden. Der Dom, der auf demselben Platze steht, hat aus mehreren Ursachen äußerlich nichts anziehendes, inwendig aber ist es das schlankste schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das

einzige Mittelfenſter des Chors hat ſich bunt erhalten. In eben dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherren. Es ſind Capellen und Burgen, die in der Luft ſchweben und das Geiſtliche mit dem Ritterlichen wechſelt immer ab. Eine höchſt ſchickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geſchlechts waren und die Capellen ihren Türmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff gibt, den durch Beſchreibung niemand geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit polniſcher Sauce gegeſſen, wie er uns den Abend vorher ſchon trefflich geſchmeckt hatte. Ich beſah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um ½1 ab. Bei halb bedecktem Himmel war die Luft kühl und doch Sonnenblicke ſo reichlich, daß wir die vergnüglichſte Fahrt hatten. Wir zogen über die neugeſchlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe kultiviert und mit Häuſern bebaut iſt, die erſt einzeln, dann mehrere Stunden lang zuſammenhängend eine unendliche Vorſtadt bilden. In der Neuſtadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König galoppierte nach wie vor auf demſelben Fleck unverſehrt. In Weimar hatten ſie ihm ſchon durch die Exploſion der Brückenbogen einen Arm weggeſchlagen. Schon eine ½ Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spaziergänger, ſogar eine leſende Dame; auf der Brücke aber erſchien der 3. Feiertag in ſeinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen ſpazierten hin und wieder. Die beiden geſprengten Bogen ſind durch Holzgerippe wieder hergeſtellt, aber nicht bis zur Höhe der ſteinernen Brücke, weswegen man hinunter und wieder hinauffahren muß. Was dieſen Mißſtand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war ſehr belebt. In der Moritzſtraße hielten Ruſſen, erwartend eine ſelige Bequartierung. Uns aber gings wunderlich, denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr,

J. Raabe: Goethe 1811

begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hoheit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austeilung und anständige Einrichtung, fand auch Körners daselbst und andere Damen, welche diese Anstalten beurteilen wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verschaffte uns sogleich ein ander Quartier in der ersten Etage seiner Wohnung, bei H. Hofr. v. Burgsdorf. Wir sind auf das allerbequemste eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu teures Essen in einem nahen Traiteurhause, unser Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. H. v. Ende besuchte ich heute früh, sodann Körners, wo ich H. Arndt antraf, der sich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht. Und so weit wären wir gekommen, bis zu ½3 nach Tische den 21. April. Leider ist nun der Wein ausgegangen und der doppelt so teure schmeckt nicht. Nun wünscht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortsetzung.

Mittwoch den 21. Nachmittag gingen wir zu den Mengsischen Gypsen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns aufs beste. Viele Russen gingen auf und ab und ließen sich von dem Inspektor etwas vorerzählen. Ein junger hübscher Offizier hielt sich in der Gegend wo ich war und als ich es bemerkte, redete ich ihn an. Er nannte sich einen H. v. Nolten, der Name war mir bekannt. Einer seiner Verwandten hat eine Zeitlang in Jena, Weimar und Rudolstadt gelebt. Vielleicht erinnert ihr euch dessen. Ich sagte, wenn er nach Weimar käm, solle er mein Haus besuchen, es ist garnicht unmöglich und wer weiß, was so eine Bekanntschaft für Nutzen bringt.

Regr. Graff von Königsberg, dessen sich August erinnern wird, ist hier bei der Verwaltungskommission angestellt. Er hatte sehr große Freude mich zu sehen. Abends gingen wir ins Schauspiel. Cosi fan tutte, italienisch, war angekündigt. Nein! so ein Schrecknis ist mir niemals vorgekommen. Alte vermagerte, ja lahme Frauen statt der lustigen Dirnen, Liebhaber, steif und

ſtockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede wert; der Geſang grade nicht ſchlecht aber unerfreulich. Mir ward ſo angſt, daß ich mich flüchtete, wie die Offiziere ins Schiff ſtiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein ſchöner Poſtzug hervorragte, eine treffliche Reiſechaiſe mit Vache und auf dem Bocke der Hofmockel. Der Wagen hielt vor einem Hauſe, ich drängte mich durchs Volk und ſah Schwebeln ausſteigen, den 4. April hatte er in Weimar von mir Abſchied genommen. Welch ein wunderliches Wiederantreffen. H. v. Ende und Verlohren haben ſich ſeiner angenommen und er hat einen Arzt und gute Wartung.

Des Nachts gegen 11 uhr weckte mich eine fürchterliche Erſcheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt und ein wildes Kriegsgetoſe hatte mich aus dem Schlafe geſchreckt. Eine Kolonne hatte in der Straße halt gemacht. Es war eine unangeſagte Einquartierung. Ganz verwünſcht ſah es aus, wenn ſich die Tore der großen Häuſer auftaten und 10, 20, 30 bei Fackelſchein in ein Gebäude hineinſtürzten. Doch ſind die Wirte das nun ſchon gewohnt, ſie haben Stuben und Lager wie ſie konnten eingerichtet. Eſſen halten ſie ſchon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleiſch und Sauerkraut, Kartoffelſalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Branntewein ſind die Hauptingredenzien des Gaſtmahls ...

Auffallend war folgende Erſcheinung: Chorſchüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie ſonſt, ſondern in knappen ſchwarzen Fracks und überhaupt ſchwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl, gingen 4 Mann hoch Arm in Arm mit großen Stürmern auf den Köpfen der Präfekt voraus durch die Straßen. Sie marſchierten nach der Melodie eines Gaſſenhauers, der ohngefähr ſo heißen mag:

So gehen wir gaſſaten,
wir luſtigen Kameraden
und ziehen frank und frei.

Und was man uns genommen,
das haben wir nicht bekommen,
und wenn uns nun der Teufel holt,
ſo ſind wir auch dabei.

Vor den anſehnlichſten Häuſern und auch vor dem unſern machten ſie Fronte, ſangen einen Vers öesſelben Lieds oder auch einen etwas enſteren und dann zogen ſie weiter. Der militäriſche Geiſt war auch ſchon völlig in dieſe Schwarzröcke gefahren.

Daß die Koſaken, die auf dem Markte halten, von allen Menſchen umgeben und angeſtaunt werden, ohne ſich in ihrer Gemütsruhe im mindeſten ſtören zu laſſen, darf ich kaum ſagen; aber wie lief jung und alt zuſammen, als ſie ein Kamel mitbrachten zum echten aſiatiſchen Wahrzeichen.

Ich ſah mehrere dieſer ſeltſamen Fremdlinge vor einem Laden ſtehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchſen und hatten große Freude an den Pferdchen, beſonders aber an den beſpannten Kutſchen. Sie unterhielten ſich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewiſſen naiven Anmut hin, berührten aber nichts.

Auf demſelben Spaziergang kaufte ich einen Fündling. Ihr müßt aber nicht erſchrecken, als wenn die Familie vermehrt werden ſollte, vielmehr dient H. Riemer zur Nachricht, daß es ein ſeltſames Geſtein ſei, dem man keinen Namen geben kann und daß ſich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, beſonders aber Offiziere zu Pferd und zu Fuß, in Wagen und auf Wagen hin und her ziehen, läßt ſich denken. An Fourageſuhren fehlt es nicht, vom Lande kommen viele Menſchen herein und es iſt ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwiſchen fehlt es nicht an Orgelmännern, ſeltſam gekleideten Kindern, die Kunſtſtücke machen, und ſonſt an Buden und Läden, wo wie an der Meſſe allerlei Wunderliches zu ſehen iſt.

Ich habe mir einen Plan von Dresden angeſchafft und mache mich nach demſelben mit der Stadt und den Vorſtädten be-

kannt. Bewegung und Zerſtreuung tun mir ganz wohl. Ich fange nun erſt an, mich wieder zu erkennen. Geht es euch auch gut, ſo bleibt mir nichts weiter zu wünſchen. Ich habe noch nicht viel Perſonen geſehen und iſt auch nicht viel Freude dabei. Man hört nichts, als was man leider ſchon mit ſich ſelbſt hat abtun müſſen. Das Vergangene zu hören iſt ekelhaft und wer wüßte von der Zukunft was zu ſagen. Proklamationen, Befehle, Gedichte und Flugſchriften gibt's unzählige. Für Auguſt wird eine vollſtändige Sammlung gemacht.

Wenn es dir, mein liebes Kind, ſo gut geht, als du es um mich ſonſt und jetzt verdienſt, ſo kannſt du zufrieden ſein. Die Bewegung und Zerſtreuung hat mich bald wieder hergeſtellt. Lebe recht wohl und liebe mich. Vogel beſorgt dir alles an mich. G.

Beiliegende Blätter gibſt du nicht aus der Hand, vorleſen könnt ihr daraus nach Belieben und Schicklichkeit. Gedichte kommen nächſtens ..."

„Sonnabends früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und beſuchte Kügelgen in der Neuſtadt. Koſaken, Uhlanen, andere Reiterei, Fuhrwerke aller Art von den ſchlechteſten Kibitken bis zu den koſtbarſten Reiſewagen bewegten ſich hereinwärts. Die wohlmontierte und ſich gut präſentierende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog ſich. Ich ging wieder zurück nach Hauſe, ſodann mit meiner Wirtin, Fr. v. Burgsdorf in die Kanzlei des Finanzkollegiums, deren Fenſter grade auf die Brücke gingen. Doch als mirs da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forſtr. Cotta wieder in die Neuſtadt nach dem ſchwarzen Tor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor ſich gehen und hübſche weißgekleidete Kinder wie gewöhnlich Blumen ſtreuen ſollten. Hier erfuhr ich den Unfall, welcher Weimar betroffen hatte, auf eine Weiſe, welche mich mehr verdroß als erſchreckte. Meine eigne ſo wunderbare und un-

vorſetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von euch das Uebel werde entfernt geblieben ſein. Kaiſer und König ritten endlich ein; es war ½1 uhr. Die Garden wunderſam ſchön, männlich und militäriſch, folgten, bei 8000 Mann Infanterie. Mit Not kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiſer und König. Hier ſah ich noch den Reſt der Infanterie, alsdann Kavallerie und ſtarke Artillerie vorbei defilieren. Nachts war Illumination, faſt durchaus mit Lichtern hinter den Fenſtern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inſchriften mit ziemlich kleinen Buchſtaben, an welchen die Zuſchauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß ſie ſolche ganz hätten leſen können. Ueberhaupt ſcheint man, was dieſe Dinge betrifft, in Dresden nicht ſtark zu ſein. So waren die Feſtone, womit die beiden Empfangsſäulen oben verbunden waren, dergeſtalt dünn und mager, daß man ſie den Mädchen auf die Kleider hätte garnieren können. Ein ſtarker Wind trieb ſie nach der Stadt zu, ſodaß die hereinreitenden Fürſten wenig davon geſehen haben.

Sonntag Quaſimodog. den 25. Da entſchieden war, daß die Hoheit nicht herüberkommen, ſondern der Kaiſer ſie in Töplitz beſuchen würde, ſo machten wir die Vorbereitungen zur Abreiſe. Ich dankte Herrn und Fr. Hofr. v. Burgsdorf, meinen freundlichen Wirten, für gute Aufnahme, ingleichen H. Hauptmann Verlohren für ſeine Vorſorge. Wir wurden aus der Reſſource, deren Vorſteher er iſt, trefflich, reichlich und wohlfeil geſpeiſt und getränkt...

Montag den 26. fuhren wir um 6 uhr von Pirna ab; kamen um ½11 in Peterswalde an, verweilten eine Stunde. Bei der Capelle war die Ausſicht ganz wunderbar. Durch ſtarken Höhenrauch waren die hintereinander ſtehenden Bergreihen vortrefflich abgeſtuft. Um 3 uhr in Töplitz im Schiff eingekehrt und zwar im Gartenhauſe. Es ward ausgepackt. Nach Tiſch kam H. v. Ende. Abends ging ich zur Hoheit. Es regnete indeſſen ſehr ſtark.

Töplitz, den 21. Mai 1813.

Ich hoffe, du wirſt die erſten 6 Blätter meines Reiſetagebuchs, die ich bei H. v. Verlohren zurückließ, jetzt wohl erhalten haben. Auch ſchrieb ich ein Zettelchen durch einen Weimariſchen Kutſcher (Knecht bei H. Sorge) am 9. Mai, ferner den 10. über Carlsbad und den 14. durch Graf Edling. Die beiden letzten waren ziemlich gleichlautend, es iſt alſo genug, wenn du nur einen erhalten haſt. Von mir kann ich nur ſagen, daß ich mich recht wohl befinde. Das Bad tut ſeine alten Dienſte. Wir ſind fleißig und fahren ſodann in der Gegend herum. Ohne die Equipage wäre hier nicht zu leben: denn da man ſo nah am Kriegsſchauplatz iſt, daß man Nachts ſogar manchmal die Feuerzeichen am Himmel ſieht, wenn irgend ein unglücklicher Ort brennt, da man von lauter Flüchtigen, Bleſſierten, Geängſtigten umgeben iſt, ſo ſucht man gern in die Weite zu kommen, wenn man zu Hauſe ſein bißchen Geſchäft abgetan hat. Der Frühling iſt hier unendlich ſchön, beſonders blühn die Kaſtanien jetzt im Park und an allen Wegen auf das allervollkommenſte. Das Leben iſt ohngefähr ſo teuer hier wie vor dem Jahre in Carlsbad. Es wird wenig Unterſchied ſein.

Hiernächſt muß ich den Kutſcher loben, der nicht allein Pferde und Geſchirr wie immer ſehr gut hält, ſondern auch ſeinen übrigen Dienſt dergeſtalt verſieht, daß man es nicht beſſer wünſchen kann. Schon durch ſeine Ehrlichkeit wird mehr erſpart als zu berechnen iſt.

Eure durch H. v. Spiegel geſendeten Briefe ſind mir von Prag zugekommen. Sie haben mir ſehr viel Vergnügen gemacht, in der jetzigen Zeit kann man nur Gott danken, wenn man auf ſeinen Füßen ſtehen bleibt. Das Unglück, was jetzt Dresden und die Gegend ausſteht, darf man ſich gar nicht vergegenwärtigen. Ich habe bis jetzt 17mal gebadet und will ſo fortfahren. Alles kommt darauf an, wie meine Arbeit von Statten geht. Bis jetzt läßt ſie ſich gut an. Der künftige Monat muß ausweiſen, was weiter zu tun iſt. Grüße Prof. Rie-

mer zum ſchönſten und teil ihm das gegenwärtige mit. Ich danke ihm für ſeine Zuſchrift. Ich habe mir die griechiſche und römiſche Technologie in Dresden angeſchafft und ſtudiere ſie fleißig. Sobald ein paar Bücher der Biographie im Reinen ſind, ſende ich ſie ab. Auch Hofr. Meyer grüße zum ſchönſten und laß ihm beſonders die Stelle vom Taufſtein zu Pirna leſen; dieſe iſt ihm zugedacht. Auguſt ſoll gleichfalls Dank für ſein Briefchen haben. Könnt ihr mir auf irgend eine Weiſe wieder etwas zubringen, ſo tut es. Fr. v. Stein alles Liebe und Gute, wie allen Freunden und Nachbarn, nicht weniger Wolffs und ſämtlichen Schauſpielgenoſſen. So viel für dießmal mit dem herzlichſten Lebewohl, welches auch dem kleinen Mandarinen gelten ſoll. G."

„Da es mir nun, wie du ſiehſt, ſo wohl als möglich geht, ſo danke ich dir herzlich für den Antrieb, mich hierher zu begeben. Einige Tage ſpäter wäre es unmöglich geweſen. Was du erduldet haſt, möge eine fröhliche Folgezeit vergelten. Bis jetzt ſteht alles noch ſchwankend, ſodaß man keinen Plan machen, noch ſich etwas vornehmen kann, ſobald dies möglich iſt, höreſt du mehr von mir. Indeſſen ſchreibe ich von Zeit zu Zeit, laßt mich auch etwas vernehmen.

Auguſt ſoll mich dem Erbprinzen ſo wie dem Prinzen Bernhard beſtens empfehlen. Letzterem ſende ich das Märchen vom Totentanze, in eine Ballade verwandelt, mit gegenwärtiger Gelegenheit und hoffe, es wird Spaß machen.

Von Carl kann ich euch ſo viel ſagen, daß derſelbe, obgleich von ſeiner Geliebten und Schwiegermutter begünſtigt, noch nicht zu ſeinem Ziele gelangen können. Weil aber doch zuletzt durch Beharrlichkeit alles möglich wird, ſo wird ſich das auch machen. Er iſt gegenwärtig hier um gewiſſer Negoziationen willen, zu deren Beförderung ich ihm ein 2tes Atteſt ohngefähr im Sinne des erſten nicht verſage. Die Beharrlichkeit, wie geſagt, von Mutter und Tochter ſcheint immer die gleiche und ſie wird es denn doch noch zuletzt dahin bringen, daß wir Carln

als Hausbeſitzer in Carlsbad, wozu ihn ſein Name ſchon berechtigt, dereinſt begrüßen werden.“

Weimar hatte von den durchziehenden Truppen und Kämpfen in jener Gegend viel zu leiden, und es gehörte aller Mut und die ganze häusliche Tatkraft Chriſtianens dazu, um in dieſer ſchweren Zeit ſtand zu halten. Goethe ſucht ſie zu tröſten und in jedem ſeiner Briefe aus dieſer Zeit ſpricht er ihr ſeine Anerkennung für ihre Leiſtungen aus; am 1. Juni ſchreibt er ihr aus Teplitz: „Es freut mich ſehr, daß ihr die bisherigen Unbilden mit gutem Mute ertragen habt. Fahret ja ſo fort und in der Lage, in der ihr ſeid, beklaget euch ja über nichts, denn wie es in den Gegenden ausſieht, wo die Armeen wirklich zuſammentreffen, das darf man ſich gar nicht vergegenwärtigen.“ Goethe hatte den Kriegsſchauplatz in nächſter Nähe geſehen und kam fortwährend mit Flüchtlingen und Verwundeten in Berührung.

Am 6. Juni ſchreibt er wieder:

„Pfingſten, das liebſte, lieblichſte Feſt bringt mir einen Brief von dir, bis auf einen ſind alle angekommen; da du aber ſie gleichlautend ausſtellteſt, ſo weiß ich, wie es ohngefähr bei euch ausſieht, und wiederhole: danket Gott, daß ihr ſo davongekommen ſeid, ich habe ganz anderes geſehen.“

Am 26. Juni ſchreibt er:

„Es iſt ein ſehr guter Gedanke, mein liebes Kind, daß du die Briefe von ſo langer Zeit her ordneſt, ſo wie es ſehr artig war, daß du ſie alle aufgehoben haſt. Woran ſoll man ſich mehr ergetzen in dieſen Tagen, wo ſo vieles vergeht, als an dem Zeugnis, daß es ſelbſt auf Erden noch etwas Unvergängliches gibt. Auguſts gute Einrichtung mit den Papiertaſchen hat alſo auch auf dich gewirkt. Sie kommt mir auch zuſtatten, denn ich habe mir bei meiner Ankunft dergleichen zuſammengeleimt und habe alles in beſſerer Ordnung als vor dem Jahre.

Deine Briefe ſind glücklich angekommen und wie ich daraus erſehe, auch die meinigen bei euch. Wir hätten es uns aber

bequemer machen können, wenn wir ſie gleich anfangs numeriert hätten. Da braucht es nicht ſo viele Wiederholungen, deswegen will ich auch gleich die gegenwärtigen Blätter oben in der Ecke mit a und ſo fort bezeichnen, denn ich werde dir doch von hier aus noch mehr als einmal ſchreiben.

Mit dem 3. Bande geht es ſeinen Gang. Das erſte Buch und den größten Teil des 2. habe ich nach Dresden geſchickt, adreſſiert an Auguſt. Wahrſcheinlich nimmt es Peucer mit nach Weimar. Ich werde mich nicht vom Platze bewegen, bis ich mit den übrigen ſo weit bin, daß es mir nicht fehlen kann. So eine Arbeit iſt viel größer, ja ungeheuerer, als man es ſich vorſtellt. Da ich aber noch 3 Monate Zeit habe, ſo brauche ich mich nicht grade zu ängſtigen.

Da dir das kalte Bad zwiſchen Weimar und Belvedere wohl bekommen iſt, ſo brauchſt du dich über die Whiſtmarken nicht zu betrüben. Wenn du ſie nicht wieder erhältſt, ſo finden ſich wohl in Dresden dieſelben oder andere...

Ich ſehe nun faſt gar niemand mehr, denn da die Sachen überhaupt ſo confus und ungewiß ſtehen, ſo ſind die Menſchen noch confuſer und ungewiſſer. Ich halte mich an meine Arbeit, wie es auch am Ende jeder tun muß, er mag ein Geſchäft oder ein Handwerk haben, welches er will.

Daß du dich ſo gut eingerichtet haſt, freut mich gar ſehr. Deine Gegenwart erſpart uns wenigſtens die Hälfte von dem, was es ſonſt koſten würde, denn du kannſt doch gar manches ableiten und das Unvermeidliche wohlfeiler einrichten; auch ſoll dir dafür der ſchönſte Dank geſagt werden und ich hoffe, wir wollen das, was uns übrig bleibt, noch vergnüglich genießen.

Auch Uli grüße beſonders. Sie ſoll gelobt ſein, daß ſie mein Weſtchen auch zur Zeit der Not nicht zurückgeſetzt hat. Ich verlange ſehr danach. Vielleicht habt ihr den glücklichen Gedanken gehabt, es des Herzogs Leuten mitzugeben. Es iſt auch recht ſchön und glücklich, daß ſie ſich den fatalen Verluſt nicht allzuſehr zu Herzen nimmt. Bleibt immer hübſch einig und

vergnügt unter unſrem Dache und wir wollen noch eine Zeitlang zuſehen...

d. 27. Juni.

Die Sonntage fahren fort, ſich immer ſehr gut gegen mich zu betragen und ſo hab ich geſtern ſpät endlich den Brief durch Fr. v. Berg erhalten. Er machte mir viel Freude, weil ich auch zurück ſah, daß ihr euch den Umſtänden nach leidlich und immer tätig und reſolut verhalten habt. Allen tüchtigen Menſchen bleibt durchaus nichts weiter zu tun und wenn der Schmied immer ſein Hufeiſen ſchmiedet und die Köchin immer kocht, ſo iſt das Notwendige und Rechte getan im Krieg wie im Frieden. Alles reden, ſchwätzen und klatſchen iſt von Übel...

Von Wien habe ich wieder einen himmliſchen Brief und es iſt ſehr glücklich, daß man von Südoſt etwas Erfreuliches vernimmt, da von Nordweſt nichts als Unheil zu erwarten ſteht. Niemand kann auch nur für den nächſten Tag gut ſagen. Meine Lage wird durch die Ankunft des Herzogs ſehr geſichert, denn es mag erfolgen, was da will, ſo iſt er davon doch immer eher unterrichtet als wir Particuliers und es iſt meine Schuldigkeit und zugleich mein Vorteil, mich an ihn anzuſchließen. Haltet euch nur an eurer Stelle ſo gut ihr könnt und wegen meiner ſeid unbeſorgt; ich will ſchon das Meinige tun, damit meine Abweſenheit unſerem Zuſammenſein zum Vorteil gereiche.

d. 28.

Was die nächſte Zeit und Zukunft betrifft, ſo wollen wir ganz ruhig ſein. Dies wiederhole ich dir: tue nur jedes in jedem Augenblick das Seinige.

Wegen John wird manches zu beſprechen ſein, er iſt gut aber krank, durch körperliche Anlage und vielleicht durch Schuld. Diesmal übertrag ich's, es koſtet mich, aber es hat mir noch nicht geſchadet. Man muß jetzt alle Verhältniſſe reſpektieren und Gott danken, wenn man leidliche Tage hat. Mein Befinden iſt ſehr gut und läßt mir alles zu, was ich will und ſoll.

Wir erwarten den Herzog zur Kur, die Großfürstin Katharina als Durchreisende. Ich will aber mein Paket schließen, damit es der nächste Bote, an dem es nicht fehlen wird, mitnimmt. Lebe wohl. Liebe mich.

Erfahrung giebt Zutrauen, Zutrauen Hoffnung und Hoffnung läßt nicht zu schanden werden. So stehts ohngefähr geschrieben."

„Teplitz d. 1. Juli 1813.

Ich will immer noch ein neues Blatt anfangen, da ich doch noch manches zu erzählen habe. Die Großf. Katharina war gestern hier auf einem kleinen Umweg, den sie macht, nach Carlsbad zu gehen. Ich ward veranlaßt, sie zu sehen und habe sie der Großf. Marie sehr ähnlich gefunden. Sie ist um weniges größer, aber im Gesicht, an Gestalt und Betragen erkennt man das Schwesterliche. Sie war sehr freundlich und mir ist es höchst angenehm, ihr aufgewartet zu haben.

Eine merkwürdige Bekanntschaft habe ich sodann gemacht, einen Rittm. v. Schwanefeld, der den Gesandten in Gotha überfallen, Schwebeln entführt und sonst auf dem Thüringer Wald sein Wesen getrieben hat. Es ist ein junger Mann von starkem Körperbau, regelmäßigem Gesicht, dem Bart und sträubige Haare etwas wildes geben. Im Gespräch ist er zwar kurz gebunden, aber bedeutend, und wenn er seine Abenteuer erzählt, ganz charmant, ja geistreich. Da er in diesem Feldzuge, so kurz er war, viel gewagt, getan und gelitten hat, so ist er heimlich ergrimmt, daß nichts aus allen den Anstalten geworden ist und spricht unter Vertrauten ganz offen über die vielen Versehen und Fehler, die von Anfang vorkamen. Er macht die Personen, ihre Reden und Betragen, besonders die alten Generale gar treffend nach und sagt überhaupt viel, was ich ihm nicht nachsagen möchte. Er kommt abends in den Garten herunter und wenn nicht zuviel Personen beisammen sind, ist er offen und unterhaltend. Er hat mich mehr als einmal bis zu Tränen lachen gemacht.

Von dieſen Dingen ſagt ihr nur den Vertrauteſten. Meine Briefe überhaupt gebt ihr nicht aus Händen, erzählen und vorleſen daraus werdet ihr mit Vorſicht. Ich wünſche nur, daß wir wieder ſoweit ſein mögen, um reden zu dürfen wie dieſer Soldat, der als paſſionierter Teilnehmer vernünftiger und mäßiger von allem ſpricht als die ſämtlichen müßigen philiſterhaften Zuſchauer.

Die Verlängerung des Waffenſtillſtandes beruhigt uns hier, die Einrichtung der Stadt Gitſchin zu einem Kongreß gibt die beſten Hoffnungen denen die den Frieden wünſchen. Worunter ich denn auch im Stillen gehöre. Denn laut darf man mit ſolchen Geſinnungen nicht ſein. Lebe recht wohl. Du hörſt bald wieder von mir; grüß alles. G."

„am 3. Juli.

Nun kann ich euch noch vermelden, daß euer Brief vom 26. Juni bei mir angekommen iſt und ich freue mich daraus zu erſehen, daß es euch leidlich geh... Ich tröſte mich damit, daß ihr oft etwas in Briefen vergeßt und auslaßt, was man gern wiſſen möchte. Lebe recht wohl. In Prag war ich noch nicht. NB. Desport hat von Dresden ein Paket an Auguſt mitgenommen. Gebt mir bald eine Nachricht ſo wie von der Rolle."

„13. Juli.

So eben erhalte ich euren Brief mit der Nachricht von Auguſts Krankheit und ziemlicher Geneſung, dagegen habe auch nur Klagen zu ſchreiben, denn John hat einen Rückfall gehabt und die Ärzte wollen, er ſoll nach Carlsbad gehen. Ich habe mich möglichſt zuſammengenommen, daß ich in der Hauptſache nicht gehindert ward, aber Unannehmliches und Koſten genug hat es mir verurſacht. Ich will ihn bald nach Carlsbad ſchicken und ihm das Michaelsquartal vorſchießen, mehr kann ich nicht tun. Es wird daher notwendig, daß man ſeinen Eltern die Sache zwar ſchonend aber deutlich vorſtellt, damit ſie für ſeinen ferneren Aufenthalt und Rückreiſe ſorgen. Er wird ſeine Zuſtände

ſelbſt geſchrieben haben, ſie waren und ſind ſehr ſchlimm. Überlegt alſo die Sache und ſprich mit der Mutter ſchonend aber vernehmlich und meldet mir das Weitere gelegentlich."

Der ganze Ton und Inhalt dieſer Briefe widerſpricht merkwürdig dem Bericht von Schubart, der erzählt: „Wenn im weimariſchen Publikum die Rede ging, daß Frau von Goethe in der Regelloſigkeit ſo ungemeſſen fortgegangen ſei, daß ſie ſogar einmal den Verkauf der Equipage eingeleitet habe, um einen Ball zu geben, ſo mag die Wahrheit dieſer Rede dahingeſtellt ſein, wohl aber trage ich in ſicherer Erinnerung, was mir ein dem Dichter damals ſehr nahe ſtehender Mann, ſein Sekretär John erzählt hat. Derſelbe verweilte mit ihm in Karlsbad, als Goethe dort erkrankte. Mein alter Freund John ſaß gerade vor dem Krankenbette des Dichters, als Briefe aus Weimar anlangten, die leider traurige Nachrichten über ſeinen Hausſtand brachten und ihn mit Zerrüttungen und pekuniären Verlegenheiten ſeines Hauſes bekannt machten, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Mein Freund ſchilderte mir den Eindruck, welchen er empfunden habe, als dieſe niederbeugenden Mitteilungen den hochſinnigen Mann ergriffen und ihn jetzt im Krankheitszuſtand auch noch den Druck der äußeren Lebensnot empfinden ließen. Mit Anſtrengung ſuchte er ſich zu erheben und der beklommenen auf- und abwogenden Bruſt Luft zu verſchaffen, aber nachdem dieſer Kampf einige Zeit gedauert hatte, trat auch in dieſer Lage jene geiſtesſtarke Tätigkeit an ihm hervor, welche er als eine von Jugend auf gepflegte Gewohnheit an ſich bekannt hat ..." Und er ſoll eine Lobeshymne auf den Geiz geäußert haben, die John als herrlich und druckfertig bezeichnet.

War Goethe wirklich Chriſtianen gegenüber ſo ſchwach, oder war er ſo verblendet, daß er dieſem ihrem verſchwenderiſchem Treiben nicht Einhalt tat? Wir prüfen die Quelle der hier überlieferten Nachricht. Wir leſen den Brief über John, den Goethe am 23. Juli an Chriſtiane richtet: „Hierbei, mein

liebſtes Kind, findeſt Du ein Blatt, das du Johns Eltern mitteilen magſt, die Sache muß ein Ende nehmen, wie du Heinrichen zuletzt auch entlaſſen mußteſt. Dieſe Menſchen, wie es ihnen wohl geht, wollen ſich und nicht der Herrſchaft leben und ſo iſt es beſſer, man ſcheidet. Wenn du zu Johns übrigen Untugenden noch eine ſchwere Krankheit denkſt, der man alles verzeihen muß, ſo ſtellſt du dir vor, was ich gelitten habe. Er iſt prätentiös, ſpeiſewähleriſch. genäſchig, trunkliebend, dämperich und arbeitet nie zur rechten Zeit. Überhaupt war es mit Riemer eine andere Sache. John ſchreibt nur reinlich und gut, weiter leiſtet er auch nichts und das kann man wohlfeiler haben. Mein Gedanke wäre, niemanden wieder ins Haus zu nehmen, ſondern einen jungen Menſchen zu dingen, der die Morgenſtunden für mich ſchriebe und nachher an ſeine Geſchäfte ginge, was ſo dann bei mir vorfiele, da könnte mir Auguſt beiſtehn, ich hülfe mir auch wohl ſelber, wie ich ja auch jetzt tun muß. Überlege die Sache und wir werden ja wohl auch darüber hinauskommen. Grüße die geneſenden Kinder. Das ſind ja ſeltſame Ereigniſſe. Es iſt nicht genug, daß man von außen gedrängt und verletzt wird, man hat auch noch mit innerlichen Zufällen zu kämpfen. Behalte guten Mut! Mir will er oft ausgehen, denn in der totalen Einſamkeit, in der ich lebe, wird es doch zuletzt ganz ſchrecklich. Ich habe nun auch gar niemand, dem ich ſagen könnte, wie mir zu Mute ſei. Daß ich mich ſo wohl als möglich befinde, iſt das größte Glück. Auch meine Arbeit habe ich trotz aller Hinderniſſe weit genug gebracht. Doch ſteht mir noch ein ſchweres Stück bevor. Lebe recht wohl. Liebe mich und grüße alles. Goethe."

Der Mann, den Goethe ſo geſchildert hat, bildet gewiß keine einwandfreie Quelle für die Vorgänge im Goetheſchen Hauſe. Goethe ſchrieb ein andermal über ihn, daß er geſpielt und zwar nicht Schulden auf ſeinen Namen gemacht, doch den Kredit ausgenützt habe, den die Zugehörigkeit zum Goetheſchen

Haushalt ihm gewährte. Und dennoch wird ein ſolches Urteil weitergetragen und überliefert!

Wir aber wiſſen: Unzuverläſſig kann die Frau nicht geweſen ſein, der Goethe in ſo bewegter Zeit ſo große Verantwortung überlaſſen, die ſolche Verantwortung mit vollem Bewußtſein übernehmen konnte, und der Goethe am 27. Juli ſchreibt: „Ich denke jetzt nur, meine Arbeit zu vollenden und zu euch zurückzukehren; ich habe es recht ſatt, wie Schillers Taucher allein in der gräßlichen Einſamkeit und wohl gar unter den Ungeheuern der traurigen Öde zu leben.“

Und am 3. Auguſt ſchreibt er noch:

„Ich kann dir, mein allerliebſtes Kind, nicht genug danken, daß du dich ſo ruhig, gefaßt und zugleich tätig erhältſt, alles gut einrichteſt und Auguſt und Uli wieder aufquäkelſt. Wir wollen, hoff ich, geſund wieder zuſammentreffen.“

Am 19. Auguſt kam Goethe heim, blieb aber nur wenige Tage, da er wieder von einem Übelbefinden befallen wurde und die Seinen ihm deshalb das ſchon ſo oft bewährte Heilmittel der Zerſtreuung durch eine kleine Reiſe — diesmal in den Thüringer Wald — anempfahlen. Von dieſer Fahrt ſandte er das Gedicht „Gefunden“ als Nachfeier der ſilbernen Hochzeit, und eine lebendige und fröhliche Schilderung ſeiner Geburtstagsfeier in Ilmenau mit all den ihm dabei überreichten Huldigungsgedichten.

Im Sommer 1814 wurde der Landaufenthalt in Berka genommen, Zelter kam dahin, Caroline Ulrich verlobte ſich dort mit Riemer, Goethe bereitete ſich zur Fahrt nach der Rheingegend, um in Wiesbaden eine Kur zu gebrauchen.

Auf dieſer Reiſe begann die Arbeit am Divan, oder richtiger, ſie wurde fortgeführt, und auch die Bekanntſchaft und Liebe mit Marianne von Willemer begann auf dieſer Reiſe. Aus den Julitagen von 1814 ſtammt der folgende tagebuchartige Brief, der Chriſtiane an allen ſeinen Erlebniſſen teilnehmen laſſen ſoll.

„Zuförderſt alſo muß ich die charmante Perſon loben, welche mich das Fahrhäuschen zu betreten bewog, bei der großen Hitze, dem Staub und dergleichen wäre ich ſonſt vergangen.

Den 25. ſchrieb ich viele Gedichte an Hafis, die meiſten gut. Mittags Gotha im Mohren wars behäglich. H. und Fr. von Frankenberg hatte unterwegs beſucht. Um 6 uhr in Eiſenach, vom Schloßvoigt wohl empfangen regalierte mich ſelbſt mit einer Kaltſchale, deren Ingredienzien jedem Reiſenden empfehle. Die Herren v. Göchhauſen und v. Egloffſtein beſuchten mich.

Den 26. 5 uhr von Eiſenach. Herrlicher Duftmorgen um die Wartburg. Köſtlicher Tag überhaupt. In Hünfeld fand ich Jahrmarkt und bemerkte einige Späße. Um 6 uhr im Poſthaus zu Fuld, ließ mir erzählen und erquickte mich. Magiſter Petri vom Gymnaſium ſuchte mich auf. Den Tag über hatte ich weniger Gedichte geſchrieben und ſehr wenige gut.

Den 27. verließ ich Fulda beim heiterſten Himmel, von der Höhe betrachtet ich noch das herrliche Pfaffental, das zu ſeinem Schaden jetzt niemandem angehört. Bei Neuhof reifes Korn. Zwiſchen Schlüchtern und Saalmünſter Flachs- und Hanfbrechen durch Städtchen und Dörfer, Haus an Haus. Der erſte Storch auf der Wieſe und erſtes Kornernten. Weiter nach Gelnhauſen zu. Vor dieſem Orte Weinberge, ſodann das alte Gehocke, das ſchrecklicher nach den letzten Leiden ausſieht als je. Ich beſuchte die Burg Kaiſer Friedrich des Rotbarts. Eine höchſte Merkwürdigkeit. Ruine, teilweiſe noch gut zu erkennen von feſtem Sandſtein. Säulenknäufe und Wandzierraten wie von geſtern. Würde aber engſinnig, Zierluſt ohne Begriff von Verhältniſſen. So möcht ich im Kurzen das ganze charakteriſieren. Um 7 in Hanau ...

Mein Weg zu und von der Burg in der größten Hitze ſetzte mich unter Waſſer, ich mußte mich umkleiden und war ſehr zufrieden, als ich in Hanau ankam, wo ich mich wiederherſtellte.

Geh. R. Leonhard iſt nicht hier. Bruder und Factor haben mir viel gezeigt. Auguſt wäre erſchrocken, wenn er den Vorrat

J. Raabe: Chriſtiane von Goethe

Verſteinerungen geſehen hätte, der daliegen muß, wenn die Sammlungen eingerichtet werden ſollen. Von jeder Sorte zentnerweis, und was im loſen Geſtein geſeſſen, einzeln abgeſondert und gewaſchen. Ganze Schubladen voll von Turbiniten pp wie bei Konditoren die Makronen und gebrannten Mandeln. Auguſt tut ſehr übel, wenn er ſich nicht mit dieſer Firma in Konnexion ſetzt. Sie erwarten aus Paris eine Sendung, wer weiß wo alles her und ſie werden uns in jedem Betracht begünſtigen.

Grüßet Ulinen und Riemer, ſaget Meyern vom Kaiſerpalaſte. Es iſt eine Hitze, von der ich keinen Begriff mehr hatte.

NB. 1. heut früh 6 war ich auf dem Turm. Es iſt eine Weite und Schöne des Tals, an die man ſich auch erſt wieder gewöhnen muß.

NB. 2. Der Plan zur Oper ‚der Löwenſtuhl‘ iſt geſtern zu ſtande gekommen und heute abgeſchrieben.

NB. 3. Und das angenehmſte. Schwalbacher Waſſer ſoll von Frankf. abgehen, es iſt ein Himmelstrunk.

Frankfurt, d. 29. Juli 1814.

Alſo fuhr ich zu Frankfurt ein, Freitag abends d. 28., die Stadt war illuminirt und ich, wie Fritz Fromman, nicht wenig über dieſe Attention betroffen. Allein meine Beſcheidenheit fand einen Schlupfwinkel, indem der König von Preußen, gleichfalls inkognito angekommen war. Ich bedankte mich daher nicht und ging auf Carln geſtützt durch die erhellte Stadt hin und her. Wo die Lampen nicht leuchteten, ſchien der Mond deſto heller. Auf der Brücke verwunderte ich mich über die neuen Gebäude und konnte überall wohl bemerken, was ſich verſchlimmert hatte, was beſtand und was neu herauf gekommen war. Zuletzt ging ich an unſrem alten Hauſe vorbei. Die Hausuhr ſchlug drinne. Es war ein ſehr bekannter Ton, denn der Nachfolger im Hausbeſitz hatte ſie in der Auktion gekauft und ſie am alten Platze ſtehen laſſen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben.

Heut d. 29. früh ging ich zum Bockenheimer Tor hinaus und freute mich über die neuentstandene Welt. Erst ging ich links, dann rechts und ans Eschenheimer Tor. Die Anlagen sind gut und schön.

Sodann zu Schlossers, wo mich Frau Schöff nach der Erkennung freundlichst bewillkommte. Christian war lieb und gut und verständig. Köstliche alte Kupfer sah ich da und manches neuere Gute. Der ältere Bruder kam auch und viel wurde geschwatzt.

Willemer ist auf der Mühle, Riesen konnte ich der Hitze wegen nicht aufsuchen. 2, 3mal des Tages kleid ich mich um und weiß im Zimmer kaum wohin. Ich hoffe, diesen seltsamen Zustand gewohnt zu werden. Zur Nachtzeit will ich auf Wiesbaden, der Mondschein begünstigt mich.

Dir. Schlosser spediert das Schwalbacher Wasser nach Eisenach an Burgemeister Selzer. Jetzt ein Lebewohl im Schweiß meines Angesichts und Körpers.

Wiesbaden also d. 1. August 1814.

Die Bewegung einer glücklichen Reise, die überwarme Jahreszeit, das erquickliche Schwalbacher Wasser und die wenigen warmen Bäder wirken schon so gut auf mein ganzes Wesen, daß ich mir das Beste verspreche. Solchen Anfang und solche Hoffnung braucht es aber auch, daß ich den hiesigen Aufenthalt erträglich finde, wo alles zusammenkommt, was ich hasse und noch drüber. Nächstens sende eine Litanei und ihr werdet mich bedauern. Doch zu Steuer der Wahrheit sei gesagt: eigentlich ist die Schuld mir beizumessen, der ich die Güter und Gaben, die solch eine Gegend, solch ein Zustand darbietet, nicht mehr genießen kann. Denn euch andern lebenslustigen Hasenfüßen wäre hier das köstlichste Gastmahl bereitet. 4 Chausseen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen, wo der Ort liegt, stieben den ganzen Tag von zu- und abfahrenden, von Lust- und Spazierfahrenden. Da solls nach Mainz, Biebrich, Ellfeld, Schlangenbad, Schwalbach und wohin alles. Da lie-

gen für Fußgänger verfallene Schlösser mit Erfrischungsörtern im nächsten Gebirg. Da, und so weiter. Zelter, ein furchtbarer Fußwandrer, hat das alles schon durchstrichen als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung, das alles schon durchfahren, durchtrunken, durchgessen, und will, ich soll das auch tun. Ich hoffe, die Lust dazu soll kommen, er muß sich meinetwegen nicht binden. Einige Stunden des Tags mit ihm sind mir die größte Erquickung, das übrige teilt sich ein ...

Für die Hasen aber ist hier ein Saal gebaut, welcher den Weimarischen Schloß- und Schießhaussaal vereint darstellt und größer ist als jene beide zusammen. NB. Der Erbauer ist auf Wolzogens Veranlassung in Weimar gewesen und hat sich zu diesem Tragelaphen die Glieder geholt. Diesen Sonntags mit Tafelreihen ausgerichtet zu sehen, woran köstlich gespeist und getrunken wird das ist so was, wornach man lüstern sein kann. Die Anlage davon und überhaupt das Ganze ist imposant für jeden, der nicht mit allzureinen architektonischen Forderungen eintritt. Nein, so einen Sonntag wollt ich euch wünschen. Denkt nur! Schon beläuft sich die Badeliste über 3000, sage dreitausend, wäre auch nur die Hälfte davon noch da. Nun der Zudrang von allen Seiten, man darf sagen, daß 10 000 Menschen in Bewegung sind. Nun lebt wohl. Führe mich Gott gestärkt dem Koppenfelsischen Gebiet entgegen."

Christiane berichtet im Brief vom 25. August über ihre Gesundheit, daß Huschke ihr geraten habe, die Bäder in Berka zu benutzen, und erzählt, wie die bereits erwähnte Taufe in Berka verlief.

Eine andere Episode aus dem Jahre 1814 berichtet der Schauspieler Moltke, die sie von ihrer theater- und kinderlieben Seite zeigt: „Mitunter waren wir Schauspielerkinder von unserer mütterlichen Freundin Frau von Goethe recht zahlreich eingeladen. Dann ging's natürlich nicht allzu ruhig her. So hat einstmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmütigkeit dem Kinderlärm nicht zu steuern vermochte, der

empörte alte Diener zornfunkelnd heran und ſchrie: der Geheimderat könne den verfluchten Spektakel nicht länger ertragen. Kurze Zeit blieb's ruhig, ſobald uns aber der Zerberus aus den Augen war, wurde luſtig weiter ſpektakelt. — Plötzlich aber trat die allgefürchtete Exzellenz im langen Hausrock ſelber herein in gemeſſenem Schritt, voll majeſtätiſcher Haltung, die Hände auf dem Rücken. Raſch flüchteten wir Kinder zu unſerer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umſchloß."

Goethe ſandte immer wieder von ſeiner weiteren Reiſe ſeine bunten reichbewegten Tagebuchbriefe und Chriſtiane freute und rühmte ſich am 26. September, daß ſie die Anregung zu ſeiner Reiſe gegeben hatte. Er ſchrieb immer befriedigter und ausführlicher, beſonders über die Kunſtgenüſſe, die ihm in der Sammlung der Brüder Boiſſerée und im Darmſtädter Muſeum zuteil wurden.

Im Oktober kam er wieder nach Frankfurt und erlebte im Brentanoſchen Kreiſe die große Bewegung zur Nationaliſierung der Frauentracht; luſtig ſchreibt er darüber: „Zu Madame Brentano. Frauenzimmerſitzung wegen der Nationaltracht. Wir empfahlen uns bald, um nicht nach ſolchen Geheimniſſen lüſtern zu erſcheinen. Solltet ihr auch eingeladen werden, euch von außen zu nationaliſieren, ſo bedenkt, daß einige engliſche Cattune mitkommen, welche, obgleich fremder Stoff, doch gar gut kleiden."

Am 27. Oktober kam er nach Weimar zurück. Bald darauf, Anfang November, heirateten Riemer und die „Uli" und Chriſtiane mußte ſich hinfort mit einer neuen Sekretärin, der Madame Kirſch, behelfen.

Das Jahr 1815 begann nicht gut, denn am 9. Januar ſcheint Chriſtiane — deren Leiden „zu viel Geſundheit", zu viel Blut war — eine Art Schlaganfall gehabt zu haben, eine ſchwere Krankheit, von der wir nichts Genaues wiſſen. Ihre Wirkung können wir nur aus Goethes Briefen erfahren, die aber ſchon nach Chriſtianens Geneſung geſchrieben wurden, als

ſie, um ſich zu zerſtreuen und von der Laſt der Haushaltungsgeſchäfte auszuruhen, Aufenthalt in Jena nahm. Goethe ſchreibt an Kieſer am 27. Februar 1815: „Meine Frau wird in dieſen Tagen nach Jena gehen, da ihr eine Ortsveränderung und Zerſtreuung ſehr nötig tut. Haben Sie die Güte, ihr einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. H. Hofr. Stark iſt von allem unterrichtet, es würde mir ſehr erwünſcht ſein, wenn Sie mit ihm über ihren Zuſtand konferieren könnten.“ Offenbar rächten ſich an der faſt 50jährigen Frau die Aufregungen, Sorgen und Arbeitslaſt der letzten Jahre.

Am 4. März ſchreibt Goethe an Chriſtiane: „Nur mit wenigen Worten will ich melden, daß es mir ganz wohl geht und ich meine Zeit teils allein, teils mit Auguſt, Riemer und Meyer zubringe; überall wird Ordnung möglichſt hergeſtellt. Habe Dank für die gegebenen Nachrichten. Mein größter Wunſch iſt, daß du dich glücklich wiederherſtellen mögeſt. Grüße alle Freunde und entſchuldige mich, daß ich nicht ſchreibe; es gibt dieſen Morgen gar zu viel zu tun.

Alles Gute und Vergnügliche wünſchend G.“

Am 5. oder 6. März berichtet ſie dann, daß es ihr wieder beſſer gehe und Goethe ſchreibt am 8. März an Schloſſer: „Meine gute Frau, die ſich von einer ſchweren Krankheit wieder erholt, grüßt mit mir Ihre verehrte Frau Mutter auf das Herzlichſte. Sie ſoll nach Carlsbad gehen und ich wünſchte, ihr mit ein paar neuen Kleidern eine kleine Freude zu machen ... Bitten Sie wegen dieſer Bemühung um gütiges Verzeihen.“

Während Chriſtianens Abweſenheit in Jena erkrankte Goethe ſelbſt an einem der bei ihm nie ganz ungefährlichen Katarrhe. Chriſtiane wollte natürlich zu ſeiner Pflege herbei eilen, aber er ließ es nicht zu. Er ſchreibt ihr am 11. März: „Nichts könnte mir angenehmer ſein, als wenn du dich wohlbefindeſt und nach und nach dich erholſt, aber eben deswegen wünſche ich, daß du dich einrichteſt, noch einige Zeit drüben zu bleiben. Meinen Katarrh muß ich abwarten, dabei kann mir niemand helfen,

aber wer gegenwärtig ſein muß, dem wird grade ein ſolches Uebel läſtig und langweilig. Ich führe mein Leben wie immer durch, es geſchieht alle Tage etwas. Auguſt macht ſeine Sachen ganz ordentlich. Meyer und Riemer kommen meiſtens die Abende. — Da du nun drüben gute Unterhaltung haſt und nach dem ſtürmiſchen Wetter der letzten Tage guter Zeit entgegenſiehſt, ſo ſeh ich nicht ein, warum du den Ort verändern willſt. Richte dich ein, daß du den Montag nach Palmarum wieder hier biſt, da läßt ſich mancherlei vorarbeiten und verabreden, ehe die höchſten Herrſchaften kommen. Das wird wieder einen gewaltigen Sturm geben, möge er der letzte dieſer Art ſein."

Und noch am 3. April ſchreibt Goethe an Willemer: „Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwei Querfinger vom Tode. Jetzt iſt ſie wieder auf den Beinen, da mich der ſchrecklichſte Katarrh ſeit vier Wochen heimſucht." Er hatte alſo allen Grund, für Chriſtiane beſorgt zu ſein, und darauf zu beſtehen, daß ſie ihre Erholung in ausgiebigem Maße ſuche.

Mitte April war Chriſtiane wieder in Jena und ihr Brief von dort klingt völlig beruhigend, ſo daß man annehmen konnte und durfte, ſie werde bei einer Kur in Karlsbad völlige Geneſung finden. Und ſo brach Goethe Ende Mai wieder zu einer Reiſe in die Heimatsgegenden auf. Chriſtiane blieb noch in Weimar und regte von dort zum Kauf des Treuterſchen Hauſes an, das ſpäter — noch lange nach ihrem Tode — den Angehörigen und Nachkommen ihres Bruders eine Heimſtätte werden ſollte. Am 4. Juni reiſte ſie nach Karlsbad, und begegnete unterwegs den großherzoglichen Wagen. Sie ſchildert die Begegnung: „Es begegneten uns 2 Trotſchken, die wir von weitem for Ruſſen hielten und ſchon ziemlich verlegen waren; aber wie groß war unſer Erſtaunen, als es näher kam und wir ſahen, daß es unſer Großherzog war. Er grüßte uns ſehr freundlich; wie er einige Schritte vorbei war, fragte er ſeine Leute, wer wir wären. Er ließ ſogleich halten und ſtieg aus, um zu meinem Wagen zu kommen. Wie

ich es ſahe, ſo ſtieg ich geſchwind aus, um ihm entgegen zu gehen. Er war ſehr gnädig und fragte gleich nach Dir, erkundigte ſich nach meinem Befinden und wünſchte mir Glück zu meiner Kur. Es war ein wunderſchöner Ruſſe bei ihm, es mußte ein Fürſt ſein, er hatte eine Menge Orden, war noch jung und war, was man einen ſchönen Mann nennen kann. Wir haben ihn den ganzen Weg nicht vergeſſen können." Der Ruſſe machte offenbar viel mehr Eindruck als der Großherzog.

Am 19. Juni ſchreibt ſie wieder: „Ich bin ſchon ganz anders als zu Hauſe, ſehe aber ein, daß ich ſehr krank war. Ich bin aber auch nur glücklich durch Dich und Deine Liebe, und mir iſt nur betrübt, daß es Dir ſo viel koſtet. Doch Du gibſt es mir gerne."

Am 19. Juli „ſchmeichelt ſich" Chriſtiane, die Erſte zu ſein, die Goethe von ſeinem neuen öſterreichiſchen Orden, dem Kommandeurkreuz des Leopoldsordens meldet, „aber Du wirſt es wohl ſchon wiſſen," ſetzt ſie reſigniert hinzu. Auch über Auguſts Avancement zum Kammerjunker ſchreibt ſie und ſie nimmt es gar nicht übel, daß vom 11. Juli bis 30. Auguſt kein Brief an ſie gerichtet wurde. Am 5. September ſchreibt ſie: „Da ich von Deiner Güte und Liebe ſo überzeugt bin und in Karlsbad den letzten Brief vom 11. Juli erhalten habe, wo Du meinteſt, Du wollteſt Anfangs Auguſt in Weimar ſein, ſo habe ich ſeit der Zeit von Tag zu Tag auf einen Brief von Dir gehofft, und ſo verging mir hier ein Tag ſtill nach dem andern. Den 29. Auguſt war Vogelſchießen hier, welches ich auch auf einige Stunden beſuchte: die Großherzogin, der Erbgroßherzog und alles erkundigte ſich, wenn Du kämeſt; ich konnte ihnen aber keine genügende Antwort geben, da ich es ſelbſt nicht wußte."

Ob es nicht die Erinnerung an derartige Äußerungen war, die Goethe hinderte, Marianne nach dem Tode ſeiner Gattin noch einmal wiederzuſehen? Wir wiſſen es nicht. Wir

kennen nur die Tatsachen, und wollen vorsichtig Deutungen vermeiden, die uns leicht in die Irre und in Phantasterei führen können. Vermutlich hat Christiane Goethes Verstummen, das zweifellos durch seine Neigung zu Marianne veranlaßt war, auf ein ungünstiges Befinden gedeutet und sich deshalb geängstigt. Oder sollte es sich auf Witterungsverhältnisse beziehen, wenn Goethe ihr am 12. September 1815 antwortet:

„Von dir wieder ein Wort zu vernehmen war mir sehr erfreulich. Wohl hat uns beide der Sommer übel behandelt und darin hast du vollkommen recht, daß man sich durch äußere Gegenstände von der Betrachtung seines inneren Zustandes zerstreuen müsse. Die angenehmsten Tage, die ich zubrachte, waren immer die, wo alles so schnell zuging, daß ich nicht an mich denken konnte. Deshalb mache dir soviel Bewegung und Veränderung als du kannst in diesen schönen Tagen und denke darauf, wie wir den Winter abwechselnd die Tage zubringen. Etwas Musik wäre sehr wünschenswert, es ist das unschuldigste und angenehmste Bindungsmittel der Gesellschaft. Gegenwärtig bin ich in der Stadt, allein, in Willemers Wohnung, deren unschätzbare Aussicht du kennst. Von Morgens bis Abends ist es unter meinen Fenstern lebendig, Tags laufe in der Stadt umher, Menschen und Sammlungen zu sehen. Frankfurt stickt voll Merkwürdigkeiten...

Fritz Stein (Christiane berichtet von einem Besuch des Kriegsrats) versäumt zu haben, tut mir leid. Sein Brief ist gar liebreich und verständig. Suche die Mutter und übrigen Frauen im Guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof wie im Freistaat ist Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das einzige, was leidlich durchs Leben bringt. Daß wir in Weimar sind, daß August sich gut in das Hofwesen findet, ist unschätzbar. Wie sich das alles in diesen Paradiesgegenden treibt und reibt, ist höchst unerquicklich. Wie sehr wünsche ich, über alles das mit dir zu sprechen und wenigstens für die nächste Zeit hierüber Maßregeln zu nehmen. Herr und Frau v. Mettig

ſind hier, ich habe ſie aber noch nicht finden können. Hofr. Schweizer beſucht ich. Szen grüßt Auguſten vielmal. Wegen meiner Rückkehr ſag ich folgendes: Da es in vielem Betracht ſo ſchicklich als rätlich iſt, daß ich dem Gr. Herzog unterwegs begegne, ſo halte ich mich hier ſolange auf, bis er zurückkehrt, und ſehe ihn wahrſcheinlich in Heidelberg und kehre über Würzburg zurück. Das nähere erfährſt du. Möge ich euch froh und geſund antreffen! Zu einiger Unterhaltung ſende ein Käſtchen ab mit dem Poſtwagen, darin ihr euch vergnüglich teilen werdet.

Gar mancherlei habe ich vorgearbeitet, welches dieſen Winter fertig werden ſoll. Grüße Auguſt, Kreiter und die Freunde in der Stadt. Hofr. Meyer ſage: daß ich ihn oft vermiſſe, indem ich Kunſtwerke aller Art beſchaue. Auguſt möge mich den Herrſchaften empfehlen! Und nun lebe wohl, meine herzlich Geliebte, und denke auf Unterhaltung für den Winter. G.“

Chriſtiane ſchreibt beruhigt am 14. zurück: „Das Liebſte zu hören iſt, daß Du ſo vergnügt und wohl biſt, und ich will mich nun gern wegen Deiner ſo verſpäteten Zurückkunft zu tröſten ſuchen. Ich gehe viel zu Riemers und ſehe überhaupt alle Menſchen;.... Soeben fuhr Frau von Heygendorf mit 4 Pferden bei mir vorbei, und ich kann nicht läugnen, daß in mir der geheime Wunſch, mitreiſen zu können, lebhaft wurde, denn die Schweiz und Mailand mag gewiß ſehenswert genug ſein. Wäre ich doch nur erſt ganz wieder hergeſtellt und wohl, dann würde ich die Erfüllung des Wunſches, auch noch einmal mit Dir ſolch eine Reiſe zu machen, für viel ausführbarer halten; doch für jetzt will ich erſt ſehen, ob ich noch ein paar Tage nach Jena gehen kann .... Nun etwas von Häuslichkeiten: ich habe für den Winter ſehr viele Gurken und Bohnen und dergleichen eingemacht, von den Odyſſeeiſchen langnäſigen Völkern habe ich vier Stück im Hauſe; und ſo iſt im ganzen meine Wirtſchaft ziemlich gut beſtellt. Nur fehlt bei uns das Obſt; wenn Du nur Gelegenheit fändeſt, für etwas getrocknetes Obſt zu ſorgen. Auf den an-

kommenden Kaſten freut man ſich, wie ſonſt auf die Judenkrämchen. Auguſt ſagt mir, er würde Dir ſelbſt ſchreiben. Nun lebe wohl und glücklich, da bin ich zufrieden."

Am 10. Oktober kam Goethe endlich wieder nach Weimar zurück, aber die Geſelligkeiten des Winters blieben nicht lange erfreulich und erhielten einen traurigen Abſchluß, als das Frühjahr kam. Wohl notiert Goethe am 12. Januar noch einen Ausflug ſeiner Frau nach Jena in ſeinem Tagebuch, aber Knebel ſchreibt an Goethe am 1. Mai 1816: „Mit Leidweſen habe ich gehört, daß auch Deine Geſundheit dieſen Winter übermancherlei Anſtößen unterworfen geweſen, die jedoch den ununterbrochenen Lauf Deiner Wirkſamkeit nicht zu unterbrechen vermocht."

Am 11. Mai ging Goethe nach Jena, Chriſtiane ging es noch ganz gut, am 15. berichtet ſie dahin, daß „der Zauberlehrling" in allen Zimmern eingekehrt ſei, daß aber Goethes Zimmer ſchon fertig ſeien, dann kommt noch am 18. Mai ein Schreiben von Kräuters Hand, in dem ſie den vorigen, ſehr kurz gefaßten Brief damit entſchuldigt, daß ihr Sekretär ſie damals nicht recht habe verſtehen können, ſie ſei nicht mit ihm fertig geworden, Kräuter, der eben dieſe Entſchuldigung für ſie ſchreibt, verſtehe ſie viel beſſer. Und nun hat Kräuter es ſich offenbar angelegen ſein laſſen, Chriſtianens Gedanken ſo ſchön wie möglich zum Ausdruck zu bringen, ein phraſenhaft gewundener, blumiger Stil iſt dabei herausgekommen, der dem „kleinen Naturweſen" fremd iſt.

Chriſtianens Briefe aus den letzten Jahren ſind überhaupt merkwürdig; leider ſind uns aus den Übergangsjahren kurz nach ihrer Legitimierung, wie ſchon erwähnt, keine erhalten, wir können daher nicht mit Sicherheit ſagen, wie ſehr oder wie wenig dieſes Ereignis auf ſie eingewirkt habe, und auch ſonſt ſind Lücken. Sie ſchreibt faſt nie mehr eigenhändig, Caroline Ulrich, Riemer, Frau Kirſch und Sekretär Kräuter ſchreiben nach ihrem Diktat. Das be-

einflußt den Stil, der dadurch weniger naiv, weniger zärtlich wird, nur die zahlreichen, wenn auch ganz kurzen Nachschriften sind von der alten Art: „Behalt mich lieb, wie ich Dich! Denk an Deinen Schatz!“ Aber die Anrede ist „Lieber Geheimrat“, oder „Lieber bester Geheimrat“, und wenn der Sekretär die Unterschrift mit übernimmt, dann „empfehlen wir uns zu Gnaden“ oder „zum Wohlwollen“. Dafür werden die Berichte länger und ausführlicher. Was immer wieder an ihnen auffällt, ist, wie wenig Klatsch sie enthalten, wenn man sie mit den anderen Korrespondenzen der Zeit vergleicht.

Das letzte Schreiben, wieder von Kräuters Hand, ist rührend. Am 22. Mai, nachdem sie einen ähnlichen Anfall wie im Vorjahr gehabt hat, schreibt sie: „Lieber Geheimrat! Ich habe Dich um Verzeihung zu bitten, daß ich Deinem gutgemeinten Rat wegen des Aderlasses nicht schleunig genug nachgekommen bin, wodurch höchst wahrscheinlich ich diesem Unfalle entgangen wäre. Ich danke Gott, daß es so glücklich überstanden ist. Gegenwärtig befinde ich mich ziemlich wohl, der Kopf ist mir sehr leicht, alle Sinne sind sehr frei und nirgends ist mehr ein Druck oder betäubende Schwere zu bemerken. Nur die spanische Fliege inkommodiert mich noch etwas. Leb nun wohl und gedenke mein. Champagner ist diesmal in unserem Keller gar nicht zu finden, Ramann hat mir noch keinen geschickt. Wertheimer, 2 Bouteillen, folgen anbei. C. v. Goethe.“

Aber am 29. Mai zeigt das Tagebuch Goethes Rückkunft von Jena an und bemerkt: „Gefährlicher Zustand meiner Frau.“

Am 30. Mai steht: „Meine Frau wieder außer Bett“, während der 31. einen „Rückfall meiner Frau“ verzeichnet. Der 1. Juni erzählt: „Gefährliches Befinden meiner Frau während der Nacht. Mittag zu zweit.“ Der 2. Juni sagt: „Verschlimmerter Zustand meiner Frau. Minchen ward krank. Mittag Delle. Engels und Kräuter zu Tisch. Nach Tisch Paket

nach Frankfurt. Hofrat Meyer. Hofmedikus Rehbein. Verſchlimmerter Zuſtand meiner Frau.“ Am 3. Juni ſteht wieder: „Eine unruhige ſorgenvolle Nacht verlebt. Die Köchin dieſelben Anfälle, zu Bette. Frau von Heygendorf bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr. Mittag zu zwei. (Beſchäftigungsbericht.) Den ganzen Tag über Minchen leidlich.“ Am 4. Juni zeigt Goethes Angſt und Erregung ſich noch deutlicher: „Mancherlei expediert und beſeitigt. Meine Frau noch immer in äußerſter Gefahr. Kräuter war die Nacht bei mir geblieben. Spazieren gefahren mit Hofrat Meyer. Sehr kalte Luft. Zu zwei gegeſſen. Nach Tiſche Kanzler von Müller. Plötzlicher heftiger Fieberanfall. Ich mußte mich zu Bette legen.“ Am 5. Juni ſchreibt er: „Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerſter Gefahr. Die Köchin und Minchen leidlich. Mein Sohn Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieſer Verwirrung. Kräuter die vergangene Nacht bei mir.“

An dieſem 5. Juni hat Knebel ihm geſchrieben: „Mit Schmerzen höre ich, daß Deine liebe Frau in letzter Zeit wieder unpäßlich geweſen. Wie ſehr wünſchen wir ihr und Dir durch ſie fröhliche Stunden. Erheitere Dein Gemüt und wenn es nicht anders ſein kann, ſo verlaß wieder auf einige Zeit den Ort.“ Aber noch am ſelben Tag hatte er erfahren, daß dieſer Rat nicht angebracht war, und er ließ ein zweites Schreiben folgen: „Eben, da ich das letzte Wort an beiliegendem Brief geſchrieben habe, erhalte ich Nachricht durch Vulpius, daß Deine liebe Frau ſo krank iſt. — Wie ſehr nahe dies uns geht, kann ich Dir nicht ſagen. Tröſte Dich in der Stärke des Gemüts und entferne Dich auf eine Zeit lang von dem Ort, der Dir jetzt traurig iſt. Mehr kann ich nicht ſagen. — Ich überſehe die Größe Deines Verluſtes, und kenne die Empfindlichkeit Deines Herzens. — Was kann Deinem Geiſte jedoch in den menſchlichen Schickſalen ganz fremd ſein? — Bedenke dies und habe Mut, das Uebel von Dir weg zu heben.“

Aber auf Goethe konnten dieſe Troſtworte nicht wirken. Der 6. Juni trägt die traurige Aufzeichnung: „Gut geſchlafen und viel beſſer. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verſchied gegen Mittag. Leere und Totenſtille in und außer mir. Ankunft und feſtlicher Einzug der Prinzeſſin Ida und Bernhards. Hofrat Meyer, Riemer. Abends brillante Illumination der Stadt. Meine Frau um zwölf nachts ins Leichenhaus. Ich den ganzen Tag im Bett."

Ob Goethe Schillers Wort aus dem Wilhelm Tell an dieſem Tage bedacht haben mag: „Hier wird gefreit und anderswo begraben"? Dieſen Schmerz konnte er im Tagebuch nicht mehr unterdrücken. Kurz iſt ſeine Äußerung, aber dieſer eine Satz: „Leere und Totenſtille in und außer mir" ſagt mehr, als wortreichere Bekenntniſſe eingeſtanden hätten.

Ob Chriſtianen der Aderlaß noch geholfen hätte? Sie ſoll an Blutkrämpfen, worunter wir uns vielleicht Urämie zu denken hätten, geſtorben ſein. Aber es iſt merkwürdig, daß Goethes Tagebuch die gleichzeitige Erkrankung von zwei weiblichen Hausgenoſſen an ähnlichen Zufällen feſtſtellt. Das widerſpricht lebhaft der manchmal gehörten Zumutung, Chriſtiane wäre an den Folgen der Trunkſucht zugrunde gegangen.

Am 7. Juni trägt Goethe ein: „Nicht beſonders geſchlafen. Zahlreiche Kondolenzen. Außer Bett. Hofr. Meyer. Mittags mit Auguſt. Frau Prof. Riemer, Farbenverſuche. Gegen Abend Prof. Riemer, die Verſuche fortgeſetzt. Hofr. Meyer auf kurze Zeit. Riemer blieb." Am 8. ſteht: „Meine Frau früh um 4 uhr begraben. Verſchiedene Briefe. Fragment aus dem Ramayan an Major von Knebel. Akten geheftet. Rehbein, Huſchke und Kämpfer. Im Garten. Das nächſtzubeobachtende durchgedacht. Farbenverſuche vorbereitet. Mittags mit Auguſt. Kupfer zu Peron. Um 3 uhr Kollekte meiner Frau von Voigt gehalten. Engliſche Journale. Hofr. Meyer. Schloßflügelbau beſonders."

In seiner Weise ist Goethe bestrebt, sich sofort durch Arbeit Ablenkung zu schaffen, aber auch im Brief an Knebel, dessen Teilnahme er sicher ist, kann er nichts über den Tod sagen. Er schreibt nur: „Da Du in Indien weilest, so sende eine der gehaltvollsten ihrer Erfindungen, die als Symbol für jene ganze Mythologie gelten kann. Daß hier Sakontalas Abkunft zur Sprache kommt, ist gar schön. — Vielleicht siehst Du mich bald."

Am 9. Juni sorgte er für Trauernotifikationen, und am 10. berichtet das Tagebuch: „In die vorderen Zimmer eingeräumt. Abends mit August." Diese vorderen Zimmer waren die Christianens. Goethe konnte es nicht ertragen, sie nach Christianens Tod im alten Zustand zu lassen, gleichsam als leeres Körpergehäuse, dem der belebende Geist entflohen war. Auch das Wirtschaftszimmer ließ Goethe verlegen und umbauen. So versuchte er, auch äußerlich zu verändern und abzuschließen, wo er innerlich abschließen mußte. Aber der Abschluß ward ihm nicht leicht. Noch in vielen Briefen klingt der Schmerz nach.

Weil aber ein Mensch nicht völlig tot ist, solange seine Seele noch auf andere Wesen fortwirkt, so war auch Christiane nicht am 6. Juni völlig gestorben. Auf dem Mittlerwege durch Goethes Wesen und Werk ist sie auch uns erhalten geblieben.

Wie hat Goethe den Tod seiner Frau überwunden? Schnell hat er einschneidende Veränderungen im Haushalt und in seiner inneren Umgebung vorgenommen, um nicht auf Schritt und Tritt an seinen Verlust erinnert zu werden; im nächsten Winter betrieb er die Aufnahme Augusts in die Theaterkommission, um an dem Sohne die Stütze zu haben, die ihm bisher hinter den Kulissen die Gattin gewesen war, und schon im folgenden Jahr führte er die Verheiratung seines Sohnes mit Ottilie von Pogwisch herbei, oder beschleunigte sie, wohl zum Teil, um den weiblichen Einfluß im Hause und dem

Sohne gegenüber nicht lange entbehren zu müſſen. Alles das läßt darauf ſchließen, daß er ſchwer gelitten hat und nur nach ſeiner Art nicht untätig dem Leide zuſah, ſondern Wege ſuchte, um es zu lindern, wenn ihm ſchon nicht abzuhelfen war. Aber wir haben auch eine Reihe unmittelbarer und perſönlicher Ausbrüche der Klage, wie ſie ſonſt nie bei Goethe zu finden ſind, in Briefen an näher- und fernerſtehende Freunde während Chriſtianens Krankheit und nach ihrem Tod. So an J. F. H. Schloſſer am 3. Juni 1816:

„... Mehr ſage ich nicht, verhindert von häuslichen ſchweren Unbilden.“

An Riemer am 4. Juni:

„Mögen Sie, mein lieber Riemer, beikommenden Heften einige Aufmerkſamkeit ſchenken und ſie kritiſch durchgehen. Bei ganz geſunden Sinnen würde mir ſchwer ſein, die Mängel zu entdecken, weil ich zu ſehr, das was da ſteht, gewohnt bin. Jetzt in den mitkrankenden habe ich beſonders aufs einzelne gar kein Urteil mehr.“

An Zelter am Ende eines langen Briefes vom 8. Juni:

„Wenn ich dir, derber, geprüfter Erdenſohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in dieſen Tagen verlaſſen, ſo weißt du, was es heißen will.“

Am 8. Juni an S. Boiſſerée (in einem langen, ungewöhnlich trüben Brief):

„Füge ich hinzu, daß meine liebe kleine Frau uns in dieſen Tagen verlaſſen, ſo nehmen liebe Freunde gewiß Teil an meinem Zuſtande.“

An Louiſe Seidler am 12. Juni:

„Den lieben Jenaiſchen Freunden und Nachbarn tauſend Dank für ihre tröſtlichen Worte. Bei dem großen Verluſte kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorerzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben iſt.

Sagen Sie mir, meine Beſte, wie ſieht es mit Ihrem Bilde aus, wann ſind Sie ſo weit, daß man darüber wieder einmal

beraten kann und ſoll, ich würde mit Hofr. Meyer, wenn auch nur auf kurze Zeit hinüberkommen."

An Schopenhauer am 16. Juni:

„Das ſchwarze Siegel meines Briefes muß mir abermals bei Ihnen, mein werteſter Herr Doktor, zur Entſchuldigung dienen, wenn ich beinahe nur den Empfang Ihres wohlgedachten Aufſatzes melde. Die Krankheit meiner lieben Frau und ihr erfolgtes Ableben hat mich allem Wiſſenſchaftlichen und namentlich der Farbenlehre entriſſen, in die ich durch Ihre Arbeit, durch den Abdruck des Schulz'ſchen Aufſatzes, welcher beiliegt, und bei dem Transport meines ſämmtlichen chromatiſchen Apparats nach Jena wieder hineingelockt werde."

An S. Boiſſerée aus einem Brief vom 24. Juni:

„Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum ſollte man großtun, daß mein Zuſtand an die Verzweiflung grenzt, deshalb ich auch, indem ich mich zu zerſtreuen ſuchte, auf das allerfalſcheſte Mittel geraten bin, indem ich nämlich mich unfähig fand, irgend eine Produktion des Augenblicks von mir zu erwarten. So habe ich die alten derelinquierten Papiere hervorgeſucht, wo zwar manches Erfreuliche und Brauchbare ſich findet, aber auch ein Wuſt von erſt durchgeſchmolzenem Geſtein, wo man ein ſchreckliches Feuer und Schmiedearbeit anwenden müßte, um das Bißchen metalliſche herauszugewinnen, und doch kann man es nicht über ſich gewinnen, dergleichen Blätter zu vertilgen, weil es immer Denkſteine vergangener Zuſtände bleiben."

An Cotta am 26. Juni:

„Ew. Wohlgeboren

haben gewiß Anteil an meinem Zuſtande genommen, wenn Ihnen die Nachricht zukam, daß meine liebe kleine Frau, deren Anmut Sie kannten, mich in dieſen Tagen verlaſſen hat. Die Verwirrung, die daraus in meinem Hausweſen entſtand, ließ beiliegenden Brief von Herrn Frommann vergeſſen; eben dadurch wurde auch die gegenwärtige Sendung verſpätet."

J. Raabe: Auguſt von Goethe

An W. v. Humboldt am 26. Juni:

„Mit dem Gefühl des Verluſtes, in das mich das Abſcheiden meiner guten kleinen Frau verſetzt, weiß ich nichts tröſtlicher, als umherzuſchauen, wie viel Gutes und Liebes mir noch übrig bliebe.

Von Ihnen, teuerſter Freund, hab ich in undenklicher Zeit nichts gehört und ſehne mich wiederum nach einem lieben Worte von Ihrer Hand und der Verſicherung Ihres Wohlbefindens. Leider muß ich Verzicht tun, Sie am ſchönen Main zu ſehen. Die Ärzte und ein gewiſſer Trieb weiſen mich nach Böhmen und noch könnt ich ſelbſt nicht ſagen, was ich ausführen werde. Laſſen Sie mich bald was von ſich hören und ſenden mir wieder einmal etwas Bedeutendes von Handſchriften. Mit alten hergebrachten Liebhabereien ſchmeichelt man ſeinem Schmerz.

So bin ich auch Ihrem Herrn Bruder eine liebliche Tröſtung ſchuldig geworden, da ſein ſo bedeutendes und aufregendes Heft: Sur les lois p. gerade in den traurigſten Momenten zu mir kam und ſein Recht an mir ausübte, und ſo iſt es auch zeither der tägliche Text meiner Betrachtungen geworden. Laſſen Sie ihm die dankbare beiliegende Karte zukommen."

An J. F. H. Schloſſer am 13. Juli 1816 (am Ende eines langen, ſich auf Frankfurter Verhältniſſe und ſpeziell auf Schloſſers Stellung beziehenden Briefes, in dem Goethe Schloſſers Vorgehen teils angezweifelt, teils getadelt hat):

„Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, auf die ich nach dem großen Verluſte der mich betraf, als auf ein wichtiges Gut zu zählen Urſache habe."

So muß man wohl zuſammenfaſſend ſich mit den Worten Riemers einverſtanden erklären, die gewiß aus genauer Perſonalkenntnis entſprungen ſind. Und wenn dieſe Worte nicht erſchöpfen, ſo mögen ſie doch im Zuſammenhang mit dem bereits Geſagten das Charakterbild Chriſtianens ergänzen und vervollſtändigen:

„Es iſt ſein (Goethes) häusliches Leben, welches eine Zeitlang nicht in der herkömmlich bürgerlichen Weiſe geführt, auch nach ſeiner endlichen Conformation mit Sitte und Convenienz einer levis notae macula nicht hat entgehen können, ſelbſt jetzt wo der St. Simonismus, eine Emancipation in der Liebe durchzuſetzen bemüht, gelinder über etwas urtheilen ſollte, das keineswegs aus ſo gefährlichen revolutionären Grundſätzen und Raiſonnements hervorgegangen war; ſondern nur dem damaligen Zeitſinne folgte, der zwiſchen klöſterlichem, unnatürlichem, zwangvollem Cölibat und einer bürgermäßig herkömmlichen Ehe einen mittleren Zuſtand anerkennt, der, auf der freien Liebe und Hingebung beruhend, bei ſittlichen Weſen von ſelbſt in diejenige feſte Treue und dauernde Freundſchaft übergeht, welche die geſetzlich vollzogene Verbindung zwar präſumiert, aber nicht zu garantieren vermag.

G. hatte die Liebe als Jüngling von ihrer erſten aufbrechenden Knoſpe bis zur bräutlichen Entfaltung kennen gelernt; — begünſtigt von Natur und Schickſal, wie es ſcheint, um ſie — auch als Entwicklungskrankheit — in allen ihren Phaſen dem Menſchengeſchlechte ſchildern zu können, wie es noch keinem Dichter vor ihm gelungen war. Seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewieſene Laufbahn und die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe, in die er eintrat, erlaubten oder begünſtigten wenigſtens nicht eine Verbindung, wie gewöhnliche Menſchen ſie gleich beim Antritt eines Amts in Ausſicht ſtellen. Jedoch fehlte es nicht an Verſuchen und ernſten Bewerbungen, die aus unbekannten Urſachen erfolglos blieben. Das Leben aber läßt ſich nicht aufhalten und G. hätte mehr als ſein halbes Daſein ohne das Glück eines häuslich-geſelligen Zuſtandes hingebracht, deſſen Innigkeit er ſchon früh empfand, wenn er ſich nicht nach einem teilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Weſen umſah, und es in einer Perſon fand, die ganz geeignet war, ſowohl für ſeinen Haushalt zu ſorgen, als durch anſpruchsloſe und naive Munterkeit ſeine durch Unbilden des Lebens wie der

Menſchen getrübte Laune zu erheitern, den Mismuth zu verſcheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunſt, Wiſſenſchaft und Amt zu erleichtern.

Nur ein ſolches weibliches Weſen bedurfte er zu freier und möglichſt ungehinderter Entwicklung ſeiner ſelbſt und keine auf Rang und Titel Anſpruch machende, in gelehrten Zirkeln wohl gar ſelbſt als Schriftſtellerin glänzen wollende Dame hätte ſie fördern oder nur ſein eheliches Glück und häusliches Behagen machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen ſpäter und früher belehren ſollten.

G.'s Bekanntwerden und nachheriges Zuſammenleben mit dieſem Frauenzimmer ſchildert einer der neueſten Berichterſtatter, wahrſcheinlich aus weiblicher Nachrede, gehäſſig und falſch. Nicht ſogleich als G. aus Italien kam, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß ſeine Freunde ſie ihm zugeführt hätten; ſondern auf einem Spaziergang im Park bei Überreichung einer Bittſchrift für ihren Vater. Auch nahm er ſie nicht ſogleich zu ſich ins Haus, ſondern viel ſpäter, ſie beſuchte ihn nur und leiſtete ihm bei ſeinen botaniſchen und chromatiſchen Beſchäftigungen anmutige Geſellſchaft. Das Gedicht „Die Metamorphoſe der Pflanzen" ſchildert das ſchöne Verhältnis beider zu einander: ihn als belehrenden Freund, ſie als lernbegierige Geliebte, die bereits immer ſich angehören.

Sie hatte auch mit der Wirtſchaft zuerſt nichts zu tun, deren ſie ſich erſt in der Folge aus eigenem Antrieb und Liebe muſterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus beſaß, wurden auch ihre Tante und Stiefſchweſter darein aufgenommen und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis ans Ende ihres Lebens.

Doch er ſelbſt kleidet dies ganze Verhältnis, ſeine Entſtehung, Begründung und Folge in eine der ſchönſten Parabeln, die er noch ſpät 1813 verfertigte und die nun auf einmal durch Obiges ihre Deutung und volles Verſtändnis erhält.

Damals in erſter Jugendblüte muß ſie ſehr hübſch geweſen ſein, ſogar reizend. Ihre ſpätere Erſcheinung, ich meine ihr körperliches Ausſehen, darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasſelbe gemacht werden.

Wer ſie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Weſen, mit vollem rundem Geſicht, langen Locken, kleinem Näschen, ſchwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzluſtigen Füßchen gekannt hätte, würde G.s Geſchmack und Wahl nicht gemißbilligt haben. Auch gefiel ſie ſeiner Mutter, die zwar erſt ſpäter ſie von Perſon kennen lernte, aber früher ſchon in dem herzlichſten Briefwechſel mit ihr ſtand, indem dieſe wahrhaft geniale und dabei doch proteſtantiſch-fromme Frau das Verhältnis nicht mißbilligte und wegen ſeiner glücklichen Beſchaffenheit jeder conventionellen Verbindung, welche jene Garantie nicht gegeben hätte, ſogar vorziehen mochte.

Nach der erſten perſönlichen Vorſtellung im Jahre 1797 an ſeine Mutter erfolgte deren vollkommenſte Zufriedenheit und Belobung ſeiner Wahl, wie die Briefe der alten Rätin unwiderleglich gegen den Böttigeriſchen hinter der Kirche ausgebrüteten Klatſch beweiſen ...

In jener jugendlichen allgemein anſprechenden Geſtalt bewahrt ſie noch ein Familienbild, ein Aquarellgemälde von G.s Hausfreunde Heinrich Meyer ausgeführt in einer der Madonna della sedia verſtändig nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erſtgeborenen im Arm. Eine weit ſpätere Büſte enthält zwar die Grundzüge der erſten jugendlichen Bildung, wirkt aber durch das Übergewicht der Fleiſchpartien bei nicht gehöriger Beleuchtung ungünſtiger als es im Leben der Fall war.

Möge man nun von dieſem Verhältnis denken, was man will, möge es nach einer ſtrengen theoretiſchen Moral oder nach einer praktiſch modifizierten, d. h. mit theologiſchen oder kavalieren Augen betrachtet werden, ohne jedoch mit der Zeitung für die elegante Welt (Böttiger) eine grobe bürgerliche Schwäche, oder mit einem neueſten Cato eine Undeutſchheit darin finden zu wol-

len, ſo viel bleibt ausgemacht gewiß, daß — alle übrigen Vorteile nicht in Betracht gezogen — in dieſem häuslichen und wirtſchaftlichen Zuſammenleben nicht die gewöhnlichen Eheſtandsſzenen und Gardinenpredigten vorfielen, die ſelbſt in dem legitimſten Eheſtande ſeiner nächſten Freunde nicht ſelten waren, noch weniger eine ſo unwürdige Zumutung wie die, mit der Köchin Abrechnung zu halten oder das Herausgeben des täglichen Bedarfs zu beſorgen, wovon wir auch Beiſpiele zu geben wüßten.

Von einer weitergehenden Herrſchaft der geliebten Freundin als über das Geſinde; von Einmiſchung in Amts- und Autorgeſchäfte, von Eiferſucht und Schmollen konnte nie unter Perſonen die Rede ſein, wovon wenigſtens der eine Part eine mehr als nötige Fülle von Vernunft, Verſtand und Menſchenkenntnis, Anſtand und Sitte beſaß; der andere aber voll Pietät und Anhänglichkeit zu keiner Zeit vergeſſen mochte, daß ſie dieſe ihr und ihren Verwandten convenierende Exiſtenz und Wirkſamkeit in einer ihr angemeſſenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte.

G. ſchätzte und liebte wirklich ſeine Frau ... und ſo bewies er auch die zärtlichſte, ja ängſtlichſte Teilnahme bei ihrer letzten tödlichen Krankheit.

Daß er nicht mehr Rühmens von ihr macht und in ſeinen Schriften ihrer nicht öfter namentlich gedenkt oder ſogar Sonette und ſonſtige Trauergedichte auf ſie verfertigte, liegt in der Zartheit ſeines Gefühls und ſeiner Geſinnung. Der Schmerz den er um ihren Verluſt empfand, war ein viel zu gründlicher in ſeine Exiſtenz eingreifender und bis an ſein Ende dauernder, da er ſie nach dem Ableben ſeines einzigen Sohnes, der ihm bisher in allen häuslichen und wirtſchaftlichen Angelegenheiten ſo treu und ſorgſam beigeſtanden, noch von neuem vermiſſen ſollte, als daß er ihn mit Worten ausſprechen und entweihen mochte. So hielt er es immer mit allem, was tief in ſein Inneres ſchnitt; er ſprach nicht davon aus Scheu, den Schmerz mit Worten zu

berühren und wie von einer Frucht den zarten Duft zu verwiſchen. — Und wiſſen wir denn, ob er nicht dennoch ſeine Stimmung verſteckterweiſe ausgeſprochen? 4 Zeilen von wenig Worten deuten den Verluſt und ſeine Trauer auf eine Weiſe an, die alle langen Epicedien übertrifft:

„Du verſuchſt, o Sonne, vergebens,
durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
iſt ihren Verluſt zu beweinen!“

Er ſchrieb ſie an ihrem Todestag den 6ten Juni 1816.
Und wenn nun gar Geſtändniſſe wie folgende:

„Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis“

ſich auf ſie beziehen ſollten, wer könnte daran zweifeln, daß ſie in vielen ſeiner Lieder unſichtbar erhalten ſei?“

Riemer verteidigt noch, er ſucht zu entſchuldigen, macht teilweiſe ungenaue Angaben, da er zu mildern ſucht — das halten wir heute, wo wir dem perſönlichen Geklätſch und den ſonſtigen Bedenken weit genug entrückt ſind, nicht für nötig, wir ſchließen, wenn wir an Chriſtiane denken, mit den Worten, mit denen Goethe einen ſeiner letzten perſönlichen und intimen Briefe an Chriſtiane endet, den vom 7. Juni 1815 aus Wiesbaden:

„Die Liebe das Beſte.“

Zweiter Teil

Chriſtiane und Goethes Dichtung

Wollen wir zwei Menſchen in ihren Beziehungen untereinander beurteilen, ſo werden wir uns fragen müſſen, welche Wirkung haben dieſe beiden aufeinander gehabt? Wie haben ſie einander beeinflußt? Es iſt ſchwer, da Grenzlinien zu ziehen und zu entſcheiden, ob eine Handlungsweiſe von dieſem oder von jenem der beiden angeregt worden iſt. Oft können es die Menſchen ſelber kaum, wie viel weniger kann es der unbeteiligte Zuſchauer.

Handelt es ſich um einen produktiven, künſtleriſch ſchaffenden Geiſt, dann werden wir wenigſtens von einigen ſeiner Werke mit Sicherheit ſagen dürfen: „Dieſe wurden ausgelöſt, hervorgerufen durch die Geliebte, durch die Gattin!“ Aber wir müſſen uns dabei klar ſein, daß wir nur in ſeltenen Fällen, nur da, wo es ſich um deutliche Bekenntniſſe, teils in den Werken ſelbſt, teils in den Bemerkungen darüber, durch den Schöpfer handelt, mit Beſtimmtheit ſolche Behauptungen aufſtellen können, und daß wir andererſeits ſehr vorſichtig ſein müſſen, eine Teilnahme, eine Anregung abzuſtreiten, denn die Geſetze des künſtleriſchen Schaffens ſind zu individuell verſchieden, zu ſehr von einander abweichend, zu wenig erforſcht noch, um Sicheres darüber ſagen zu können. Ein Gedicht des Schweizers Conrad Ferdinand Meyer ſchildert, wie ihm die „Liederſeelen“, Stapfen im Schnee, ein im See geſpiegeltes Wölkchen, ein totes Kind, ein Blumenkranz, in Elfengeſtalt erſcheinen und ihn darüber belehren, daß ſeine Wahl und die Gunſt der Stunde entſcheide, welche von ihnen ſich zum Lied entwickeln darf. Derartiges, ausgeſprochen oder unausgeſprochen, erlebt jeder ſchaffende Künſtler und es würde vielleicht die intereſſanteſte Geſchichte des geiſtigen Schaffens geben, wenn Dichter ſich entſchließen könnten, den erſten Keim einer Dichtung neben dieſer mit kurzen Worten zu bemerken, ſo weit er ihnen ſelbſt bewußt werden konnte.

Goethe, der durchaus ſubjektiv war, der dem Augenblick, der Gelegenheit gerne das Gedicht ſchrieb, hat öfters in Briefen oder Tagebuch-Bemerkungen uns dieſe Notiz zur Entſtehung ſeines Werkes hinterlaſſen. So wiſſen wir ſie für das Lied „An den Mond", das durch den ſelbſtgewählten Tod in der Ilm angeregt wurde, den eine junge Hofdame aus unglücklicher Liebe geſucht hatte; ſo iſt uns die Anregung zu der Elegie „Amyntas" erhalten in der kurzen Tagebuch-Notiz vom 19. September 1797 auf der Schweizer Reiſe: „Wir fuhren einen Teil des geſtrigen Wegs. Der Baum und der Efeu Anlaß zur Elegie." Aber im ganzen fließen dieſe Quellen ſehr ſpärlich.

Doch einiges wiſſen wir genau, haben es unzähligemal von ihm ſelbſt als authentiſche Äußerung geleſen: daß er ſich in ſeiner produktiven Schaffenskraft gehemmt fühlte, wenn er keine Teilnahme, kein Echo bei ſeiner Umgebung fand. Er hat es ausgeſprochen: „Dichter lieben nicht zu ſchweigen, wollen ſich der Menge zeigen. Lob und Tadel muß ja ſein!" Und ſo dürften wir aus dieſer Eigenart von Goethes Weſen, oder vielleicht Eigenart der dichteriſchen Produktionskraft überhaupt, den Schluß ziehen, daß Goethe nicht 28 Jahre lang an der Seite einer Gattin hätte leben können, wenn ſie nicht Teilnahme, Verſtändnis für ſein tiefſtes und ureigenſtes Weſen, für ſeine dichteriſche Produktion gezeigt hätte. Es wäre ein einfacher Verſtandesſchluß: — ohne geiſtige Stagnation wäre ein ſo lange andauerndes Zuſammenleben mit einem teilnahmloſen und verſtändnisloſen Geſchöpf auch für einen Goethe nicht möglich geweſen, ſelbſt wenn man ſeiner unerſchöpflichen und ſelbſtändigen Produktionskraft im weiteſten Sinne Rechnung tragen will. Aber dieſer Verſtandesſchluß iſt nicht nötig: wir haben die handſchriftlichen dokumentariſchen Beweiſe dafür, daß Chriſtiane mit Liebe und Verſtändnis an Goethes Werk teilgenommen hat.

Um nur einen kurzen Überblick über das dichteriſche Schaffen Goethes in der Zeit ſeines Zuſammenlebens mit Chri-

ſtiane zu geben, alſo in der Zeit von 1788—1816, will ich hervorheben, daß „Reineke Fuchs“, „Hermann und Dorothea“, die „Römiſchen Elegien“, die „Venezianiſchen Epigramme“, der größte Teil der Balladen, „Wilhelm Meiſter“, die „Wahlverwandtſchaften“, „Dichtung und Wahrheit“, die „Italieniſche Reiſe“, der „Weſtöſtliche Divan“, die „Natürliche Tochter“, die „Pandora“, „Epimenides“, und eine Unzahl Feſtſpiele, Gedichte, ſowie Teile des „Fauſt“ uſw. in dieſer Epoche entſtanden ſind. Ich habe die Werke nicht chronologiſch geordnet angeführt, — könnte man doch eigentlich immer nur das Jahr ihres Abſchluſſes mit Sicherheit angeben, denn wer will ſagen, wann eine Dichtung begonnen wurde.

Wenn Goethe am 15. Januar 1796 berichtet: „Mein ſiebentes Buch iſt fertig und das achte wird auch bald nachfolgen,“ dann ſetzt das nicht nur allgemeine Teilnahme, ſondern recht genaue Kenntnis von ſeiner jeweiligen Arbeit voraus. Damals iſt von den „Lehrjahren“ die Rede.

Am 9. September 1796 heißt es: „Ich kann Dir nicht ſagen, mein liebes Kind, ob ich in den nächſten Tagen kommen werde, es kommt alles darauf an, ob ſich die Luſt bei mir zu einer neuen Arbeit einfindet. Geſchieht das, ſo bleibe ich hier, es iſt nämlich die große Idylle, von der Du weißt, könnte ich dieſe noch dieſen Monat fertig machen, ſo wäre ich über alle Maßen glücklich.“ Dieſe „Idylle“ oder „Gedicht“ iſt „Hermann und Dorothea“.

Am 24. Februar 1797 ſagt er: „Diesmal habe ich nichts zu verlangen und ſage Dir nur: daß ich wohl bin und an allerlei arbeite in Erwartung der Laune zum Gedicht.“ Darauf antwortet Chriſtiane: „Daß es Dir gut geht, freut mich ſehr, ich will recht beten, daß es bald an das Gedicht kommt, daß wir es uns alsdann können recht wohl ſein laſſen.“ Und am 1. März: „Daß Du die Decke verlangſt, kommt mir vor, als wenn das Gedicht nicht in Jena fertig werden wollte. Da hätte mein Gebet diesmal nichts ge-

holfen." Am 3. März ſchreibt er: „Nun kann ich Dir die gute Nachricht ſagen, daß das Gedicht wieder im Werk iſt und daß es wahrſcheinlich in kurzem fertig ſein wird. Ein leidiger Katarrh, den ich mir wahrſcheinlich durch einen Spaziergang zuzog, hat mich dieſer Tage her geplagt, jedoch weil ich zu Hauſe bleiben mußte, meine Arbeit mehr gefördert als gehindert. Man kann ſchon zufrieden ſein, wenn das Übel nur zu etwas gut iſt. — Ich ſehe indeſſen auch die erſten Geſänge durch und ſo wird eins mit dem andern fertig werden. Bis heute über acht Tage wird alles entſchieden ſein, und ich wünſche zu hören, daß dir's recht wohl geht."

Am 7. heißt es: „Mit dem Gedichte geht es ganz gut und ich bin nahe am Ende, doch weil ich die erſten Geſänge wieder vornehmen muß, ſo gibt es noch manches zu thun, und ich will daran arbeiten, ſo lange ich Luſt behalte, damit ich mich ſo viel als möglich frei davon mache." Und am 14: „Mein Katarrh mag den Leuten ſchlimmer vorgekommen ſein, als er war, da ich ganze 8 Tage zu Hauſe blieb, jetzt befinde ich mich wieder völlig hergeſtellt und habe nichts verloren, da mein Gedicht ſich zu Ende neigt; ich will aber, da ich einmal ſo weit bin, von hier nicht weggehen, bis das Ganze fertig iſt und die drei erſten Geſänge nach Berlin abgeſchickt ſind."

Es ging dann doch nicht ſo ſchnell mit „Hermann und Dorothea", wie Goethe hoffte und am 6. Juni ſchreibt er wieder: „Der Schluß des Gedichtes hat ſich noch nicht gezeigt, dagegen habe ich aber eine große Geſpenſterromanze (die Braut von Korinth) für den Almanach in dieſen Tagen fertig gemacht." —

Am 25. Mai 1798 ſchreibt Goethe: „Ich habe die wenigen Tage, die ich hier bin, ſchon ſehr genutzt, nicht allein für die Gegenwart, ſondern auch für die Zukunft. Du wirſt lachen, wenn ich Dir erzähle, durch welche zufällige Kleinig-

keit ich wieder einen beſonderen und ſchnellen Antrieb zum Fleiße bekommen habe; indeſſen iſt es recht merkwürdig, wie ſehr mich die vorjährige Reiſe ganz aus dem Geſchicke gebracht hat, und wie ich jetzt erſt wieder anfange, mich zu finden." Das war die Reiſe nach Frankfurt, Schwaben und der Schweiz.

Am 30. Mai antwortet Chriſtiane: „Das Wetter ſcheint beſſer zu werden, und Du wirſt Deinen Pyrmonter beſſer trinken können, und mit der Arbeit wird es auch ſchon gehen. Mit Deiner Arbeit iſt es ſchön: was Du einmal gemacht haſt, bleibt ewig; aber mit uns armen (Schindludern? oder Schindhunden?) iſt es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten ſehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefreſſen, meine ſchönen Gurken ſind faſt alle weg und ich muß wieder von vorne anfangen."

Am 12. Juni ſchreibt Goethe: „Das Gedicht auf die Beckern iſt fertig (die Elegie „Euphroſyne"); ich bin ſehr froh, daß nur etwas wieder einmal im Gange iſt, nachdem ich ſo lange Zeit pauſiert habe."

Am 3. Oktober 1799 ſchreibt er: „Die erſten 14 Tage habe ich fleißig zugebracht, aber es waren nur einzelne Sachen, die nicht viel auf ſich hatten. Zuletzt machte ich mich an eine Arbeit, die mir zu gelingen anfing. Du haſt mich wohl ſagen hören, daß Durchlaucht der Herzog ein franzöſiſches Trauerſpiel überſetzt wünſchte, ich konnte immer damit nicht zurechte kommen. Endlich habe ich dem Stück die rechte Seite abgewonnen und die Arbeit geht von ſtatten. Wenn ich mein Möglichſtes tue, ſo bin ich bis den 12. fertig und will den 13. abgehen. Bis ich das Stück ins Reine bringe und es ſpielen laſſe, habe ich doch in den trüben Wintertagen etwas Intereſſantes vor mir und dann wollen wir uns zuſammenſetzen und es anſehen."

Chriſtiane antwortet am 6.: „Ich freu mich dieſen Win-

ter auf die Komödie, wenn wir auf der Bank zuſammenſitzen werden, und überhaupt auch auf die Winterabende, wenn wir zu Hauſe mit einander ſchwatzen."

Am 4. Mai 1802 berichtet er: „So viel kann ich Dir melden, daß der zweite Aufzug des bewußten Stückes fertig iſt, und wenn ich noch acht Tage Zeit habe, ſo kann wohl der dritte ſich dazu geſellen." Das „bewußte Stück" iſt die „Natürliche Tochter". Es fällt auf, daß Chriſtiane immer über die Arbeitspläne informiert zu ſein ſcheint, immer ſchon davon ſprechen hörte, immer innerlich beteiligt iſt.

Im Brief vom 24. Juni 1804 ſteht: „Die Stunden, die ich ſonſt mit Dir verplaudere, arbeite ich am „Götz" und ſo wird auch Dir ein Vergnügen auf Deine Rückkunft bereitet."

Am 12. Mai 1809 ſchreibt er: „Indeſſen geht mir, was ich arbeite, gut von ſtatten und mehr bedarf ich nicht. Wenn ich noch einige Zeit hier bin, ſoll der Roman, hoffe ich zum Druck befördert ſein. Denn ich laſſe ihn hier drucken und es ſoll damit, wie mit einigen anderen Dingen, raſch gehen." Und dann folgen fortgeſetzt Berichte über das Fortſchreiten der „Wahlverwandtſchaften" und Bitten, alle Störungen abzuwenden. (Siehe Seite 133—136.) Und endlich am 15. September ſchickt er Chriſtiane und ihrer Sekretärin Caroline Ulrich das Manuſkript oder richtiger einen Teil davon und ſchreibt:

„Zuerſt danke ich Dir und Deiner ſchönen Begleiterin für den angenehmen Beſuch; ſodann ſchicke ich ein Bändchen, aber nur unter folgenden Bedingungen:

1. Daß Ihr es bei verſchloſſenen Türen leſet.
2. Daß es niemand erfährt, daß Ihr's geleſen habt.
3. Daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte.
4. Daß mir zugleich alsdann etwas geſchrieben werde, von dem, was unter euch beim Leſen vorgegangen.

Weiter weiß ich gerade jetzt nichts zu ſagen, auch nichts zu verlangen, weil übrigens alles unter uns abgeredet worden."

Leider iſt uns die Antwort nicht erhalten geblieben, aber ſie muß zufriedenſtellend ausgefallen ſein, denn am 22. September ſchreibt er:

„Weil ihr euch über den erſten Teil des Romans ſo freundlich geäußert habt, ſo ſoll die Hälfte des 2. bis an einen Abſchnitt die nächſte Woche unter eben den Bedingungen zu euch gelangen. Du ſchickſt mir den Band wieder den du in Händen haſt und wir hoffen nun das Ende bald zu erreichen. Doch brauchen wir, wenn kein Hindernis dazwiſchen kommt, immer noch 10 Tage. Wenn du etwa hören ſollteſt, daß jemand zu mir herüberkommen will, ſo lehne es ja ab: denn es kommt doch, wie ich auch diesmal geſehen habe, für die Beſuchenden auch nicht das geringſte heraus. Lebe recht wohl und grüße Carolinchen."

Am 27. Juni 1810 ſchreibt er über die Schwierigkeit der Aufgabe, die die Kaiſerin von Öſterreich ihm geſtellt habe, da ſie von ihm ein Gedicht forderte, das in ihrem Namen den Karlsbadern ſagen ſoll, wie gut ſie ſich bei ihnen gefallen habe und wie ungern ſie weggehe. Chriſtiane wieder teilt am 24. Juli aus Lauchſtädt mit, zu dem Epilog bei der Feſtaufführung in Lauchſtädt hätte der Dichter, Herr Blümner, ihrer Meinung nach Goethes Karlsbader Gedichte ſehr benutzt.

Im Winter und Frühling 1811 hat Goethe Chriſtianen „Dichtung und Wahrheit" aus dem Manuſkript vorgeleſen, wie das Tagebuch berichtet.

Im März 1815 teilt er ihr mit, daß die Berliner den „Epimenides" zu Ehren der Einnahme von Paris aufführen wollen, und einige Tage ſpäter kommt er noch einmal darauf zurück, weil er „zu dieſem Zweck noch einiges hinzureimen müſſen" und im ſelben Brief ſchreibt er, daß der „Orient noch immer die meiſte Beſchäftigung" gebe. Von der Main- und Rhein-Reiſe berichtet er dann über die Fortſchritte des

„Divan“ und der „Italieniſchen Reiſe“ und öfters liegen den Briefen neuentſtandene Gedichte bei, ſo „Gefunden“ und „Der neue Kopernikus“, „der getreue Eckart“, der „Totentanz“, „Gewohnt, getan“ und Mehreres.

Damit haben wir dokumentariſche Belege für die Tatſache, die wir verſtandesgemäß hätten annehmen müſſen. Chriſtiane hat an Goethes litterariſchen Arbeiten Anteil genommen, obgleich ſie keinen ſehr ausgebildeten, nur einen natürlichen Verſtand gehabt hat, wie Frau von Knebel von ihr ſagt. (S. 57.) Wir haben auch ſchon an anderer Stelle darauf hingewieſen, wie viel Vertrauen Goethe zu ihrem Litteraturverſtändnis gehabt haben muß, ſonſt hätte er ihr gewiß in bezug auf das Theater und deſſen Leitung nicht ſoviel anvertraut. (S. 58, 59, 70—73, uſw.)

Chriſtianens Teilnahme an Goethes Produktivität in bezug auf ihre Kritik blieb natürlich nur untergeordnet. Auch darin unterſcheidet ſich ja Goethes Produktion von der ſeines Freundes Schiller, der ſich durch fremde Einflüſſe, zum Beiſpiel durch die der Frauen, beſtimmen ließ, weil er alle Pläne voraus beſprach. (Siehe Goethes Mitteilungen an Eckermann vom 16. März 1831.) Eine andere Art der Wirkung Chriſtianens intereſſiert uns hier viel mehr und wenn wir uns ein vollſtändiges Bild von ihrem Weſen machen wollen, müſſen wir ſie eingehend berückſichtigen. Das iſt die Wirkung der unbewußten und unwillkürlichen Anregerin und Inſpiratorin für eine ganze Reihe von Gedichten.

Schon lange, ehe Goethe Chriſtianen perſönlich kannte, haben ähnliche Lebensmotive, ähnliche Naturen ihn zum Schaffen gereizt, wir brauchen nur an das Gretchen im „Fauſt“, an „Egmont“ und Klärchen zu denken. Wir müſſen uns nur der Friederike von Seſenheim und ihrer Wirkung auf den Straßburger Studenten erinnern.

Als Chriſtiane in ſein Leben eintrat, waren es zuerſt die „Römiſchen Elegien“, in denen Goethe unter dem Deckmantel ſei-

Ausblick auf Goethes Garten

ner römiſchen Liebe zu Fauſtina ſeine Beziehungen zu Chriſtiane darſtellte und verherrlichte. Daß dieſe Gedichte wirklich auf Chriſtiane gedichtet ſind, darauf würde ſchon eine kleine Tatſache hinweiſen: Goethe bezeichnet in ſeinem Brief an Herder (ſiehe S. 21) und an verſchiedenen andern Stellen Chriſtiane bald als „Erotion", bald als „Erotikon", als kleinen Liebesgott oder als Liebesgedicht, und ſeine „Römiſchen Elegien" werden auch nie oder ſelten anders als „Erotika" genannt. Einige von ihnen mögen freilich ſchon in Rom entſtanden ſein, oder von römiſchen Erinnerungen abhängen, andere, die unbedingt zu den römiſchen Elegien gehören müßten, ſind an anderer Stelle zu finden. So ſtehen:

Süße Sorgen

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſein, ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

die Goethe am 16. November 1788 dem Brief an den Herzog mit der Bemerkung: „Hier ein Erotikon", beigelegt hatte, in der Abteilung: „Antiker Form ſich nähernd". Und unter den „Venezianiſchen Epigrammen" werden wir viele finden, die in die Ordnung der „Römiſchen Elegien" gehörten, das heißt, die ganz deutlich die Verherrlichung und dichteriſche Ausgeſtaltung von des Dichters glücklicher Liebe zu Chriſtiane bezwecken; ſie ſind eingeordnet worden zwiſchen Klagen der Sehnſucht während der Abweſenheit in Venedig und zwiſchen Darſtellungen von Goethes Liebe oder Verliebtheit, „Augelchen", wie ſein Terminus technikus lautet, zu Bettine, der kleinen venezianiſchen Seiltänzerin. Und andere Epigramme allgemein ſatyriſchen und ſpeziell für die Farbenlehre polemiſierenden Charakters wurden bunt darunter gemiſcht.

Wie hat Goethe ſein Liebesleben dargeſtellt! Nicht in der

erſten Elegie, die, vielleicht um die Maske des römiſchen Lebens feſter zu halten, nur eine Verherrlichung Roms bezweckt, aber gleich in der zweiten, in der der Dichter ſo deutlich ausſpricht, wie wohltätig das unlitterariſche Weſen der Geliebten auf ihn einwirkt. Denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß Chriſtiane zu der eben hervorgehobenen verſtändnisvollen Teilnahme an des Dichters Weſen und Werk erſt allmählich heranwuchs und in dieſen erſten Jahren, in die die Entſtehung der „Elegien" fällt, tatſächlich nur das „kleine Naturweſen" war, als das Goethe ſie gerne bezeichnete; beſonders charakteriſtiſch hierfür iſt die ältere Faſſung von Vers 1—8 und Vers 13—28, die ich zum Vergleich dazu ſetze und die zeigen können, wie die franzöſiſche Revolution und ihre Folgen die redigierende Arbeit Goethes bei dieſem Gedicht beeinflußt hat.

Römiſche Elegien II.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten,
Und dem gebundnen Geſpräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr übrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet politiſch und zwecklos jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wut über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen „Malbrough" den reiſenden Briten
Einſt von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Neapel hinunter; und wär er nach Smyrna geſegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort, Malbrough! im Hafen das Lied.
Und ſo mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, ſchelten der Könige Rat.
Nun entdeckt ihr mich nicht ſo bald in meinem Aſyle,
Das mir Amor, der Fürſt, königlich ſchützend verlieh.

Hier bedecket er mich mit ſeinem Fittich; die Liebſte
Fürchtet, römiſch geſinnt, wütende Gallier nicht:
Sie erkundigt ſich nie nach neuer Märe, ſie ſpähet
Sorglich den Wünſchen des Manns, dem ſie ſich eignete, nach.
Sie ergötzt ſich an ihm, dem freien, rüſtigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Hütten erzählt;
Teilt die Flammen, die ſie in ſeinem Buſen entzündet,
Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreun ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbar beherrſcht römiſchen Buſen und Leib.

(Vers 1—8 ältere Faſſung)

Fraget nun, wen ihr auch wollt! Mich werdet ihr nimmer erreichen,
Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt!
Ob denn auch Lotten gelebt? Ob denn auch alles fein wahr ſei?
Welche Stadt ſich mit Recht Lottens, der Einzigen rühmt?
Ach, wie hab ich ſo oft die törichten Blätter verwünſchet,
Die mein jugendlich Leid unter die Menſchen gebracht!
Wäre Werther mein Bruder geweſen, ich hätt' ihn erſchlagen,
Kaum verfolgte mich ſo rächend ſein trauriger Geiſt.

(Vers 13—28 ältere Faſſung, nur:)

Glücklich bin ich entflohn! ſie kennet Werthern und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der ſie ſich eignete, kaum.
Sie erkennett in ihm den freien rüſtigen Fremden,
Der in Bergen und Schnee hölzerne Häuſer bewohnt.

Aber noch viel inniger iſt die dritte Elegie, die mit Beiſpielen aus der antiken Mythologie die Gewiſſensſkrupel des Mädchens hinwegzuſcherzen und zu liebkoſen ſucht.

Da er ſich einmal darauf eingelaſſen hat, der Geliebten von antiker Mythologie zu erzählen, fährt er ſchalkhaft fort und ſchafft ſich und ihr in der vierten Elegie eine neue Gottheit,

die „Gelegenheit", in deren Geſtalt er Chriſtiane ſelbſt verherrlicht. Aber die Anſpielung iſt zu deutlich, die geſchilderte Geſtalt zu wenig römiſch, und mit neuer ſchalkhafter Wendung verleugnet er die ringellockige Geliebte und, in dichteriſcher Freiheit die Zeiten vertauſchend, verweiſt er ſie ins Reich der Vergangenheit und ruft das Bild römiſcher Flechten hervor.

Die fünfte Elegie ſchildert weimariſche Liebesfreuden, überträgt ſie aber auf römiſchen Boden. Unendlich anmutig iſt das Bild, wie die ſkandierende Bewegung der Hand zur Liebkoſung für die Geliebte wird.

Die ſechſte Elegie ſchlägt einen ganz anderen Ton an; wieder ſind weimariſche Verhältniſſe auf römiſchen Boden übertragen, und wenn wir dieſes Gedicht leſen, erinnern wir uns an Briefe Goethes, wie der vom 10. September 1792 aus Verdun (Siehe S. 26, 27):

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarin Zeugen,
Daß die Witwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du ohne Bedacht nicht oft bei Mondſchein gekommen,
Grau, im dunklen Surtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn ſein — gut der Prälate biſt du!
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich, leider und jung und wohl bekannt den Verführern,
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albanis mich mit gewichtigen Zetteln
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab ich von Herzen
Rotſtrumpf immer gehaßt und Violettſtrumpf dazu.

Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen“,
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürnest
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkst.
Geh! Ihr seid der Frauen nicht wert! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und so tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!“
Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küssend ans Herz, Tränen entquollen dem Blick:
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennet das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Wasser die Glut stürzend und jählings verhüllt;
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

Indessen, solche trübere Stimmungen sollen nicht lange vorhalten. Hat der Dichter schon am Schluß des Gedichtes gesagt, daß solche Kämpfe nur dazu dienen, um die Liebesflamme heller erstrahlen zu lassen, so stimmt er in der siebten Elegie laute Jubeltöne an. Sie beziehen sich auf Rom, sind entweder schon in Rom entstanden, oder verherrlichen, was mir noch wahrscheinlicher erscheint, römische Erinnerungen, und erst das achte Gedicht wendet sich wieder ausschließlich Christiane zu, und ist, wie schon auf Seite 10 bemerkt, das einzige überlieferte Dokument für ihre Kindheit und erste Jugend.

Nummer neun und zehn verherrlichen wieder Christiane, neun schildert sie in ihrer speziellen Begabung der Liebenswürdigkeit, denn zweifellos ist die Liebenswürdigkeit ein besonderes Talent, das nur wenigen Menschen gegönnt ist und das keine Erziehung verleihen kann, das Christiane aber in hohem Maße besaß. Die zehnte Elegie preist die Liebesfreuden im allgemeinen und ähnlich wie Goethe sich in dem Gedicht des „westöstlichen Divans“ über die Persönlichkeit neben die größten

Dichter und allenfalls über den Kaiſer erhebt, ſo ſchildert er hier, wie tote Fürſten ihn um ſeine lebendige Liebe beneiden müſſen.

In der elften Elegie iſt wieder ein allgemeines mythologiſierendes Liebesſpiel dargeſtellt, in der zwölften aber iſt die Beziehung der Mythologie auf das tatſächliche Erleben ganz deutlich gemacht. Man mag ſich gerne vorſtellen, wie der Dichter der Geliebten plaudernd von der Liebe der Gottheiten erzählte und wie ſie beide lachend und ſcherzend ſich freuten, daß ihr Glück die Menſchen nicht gefährde, wie Götterliebe es tut. Da ſich der Dichter einmal im mythologiſierenden Liebesſpiel gefällt, ſo fährt er darin auch fort, er läßt Amor ſelber ihn zur Geliebten führen. Das Glück, das ſie ihm ſchenkt, es iſt ihm Geſchenk des Gottes, es iſt ihm aber auch zugleich Aufgabe, Stoff zu Geſängen. Nur ſchade, daß eben der Stoff Zeit und Kraft zu ſeiner dichteriſchen Ausgeſtaltung raube! Ähnliche Klänge, ähnliche ſcherzhafte Klagen finden wir auch in mehreren der „Venezianiſchen Epigramme“.

Verwandt im Stoff, wenngleich ganz anders im Ton, iſt das an „Lida“ (der dichteriſche Name für Frau von Stein) gerichtete Gedicht: „Der Becher“. Die Parallele zeigt, daß das ſcherzhaft mythologiſierende Spiel mit Liebeserlebniſſen durchaus nicht nur ſich auf Chriſtiane bezog. Auch „Amor als Landſchaftsmaler“, an die ſchöne Mailänderin Maddalena Riggi gedichtet, wäre hier heranzuziehen.

Die kurze vierzehnte Elegie, die die ganze Sehnſucht der Erwartung malt, iſt ſo ſelbſtverſtändlich und gewiß ſo oft erlebt, daß ſie ſich auf Chriſtiane wie auf jede andere Geliebte beziehen kann.

Aber die beiden folgenden Elegien tragen deutlich die Merkmale römiſcher Reminiſzenzen oder römiſcher Entſtehung. Sie ſind in keine unmittelbare Verbindung mit Chriſtiane zu bringen. Die ſiebzehnte ſcheint wieder deutlich auf Weimarer Verhältniſſe hinzuweiſen, auf den Weg über den Hof,

den Chriſtiane zu ihren heimlichen Beſuchen nehmen mußte und den der wachſame Hund des Nachbars gefährdete.

In der achtzehnten Elegie wäre es ein leichtes, an die Stelle des römiſchen Namens Fauſtine den vertrauteren Chriſtine zu ſetzen in Vers 9. Denn die Liebesſicherheit, die hier geprieſen iſt, hat Goethe in Chriſtiane gefunden. Und im vorletzten Vers drängt ſich anſtatt der „Quiriten", die ſich gewiß nicht um das Liebesleben eines zugereiſten Fremdlings gekümmert haben, faſt unwillkürlich auf: „Gönnet mir, Weimaraner, das Glück", denn die Mißgunſt und das Geklätſch der Weimaraner hatte Goethe mehr Grund zu fürchten, als der Fremde in Rom das der Römer.

Und ſo leitet uns dieſes geprieſene ſichere Liebesglück des nicht mehr jungen Mannes zu den Gefahren hinüber, die die zweite der nicht veröffentlichten römiſchen Elegien ſchildert, und die gerade für den, der nicht unberührt durchs Leben gegangen war, der vermutlich auch ererbte Leiden trug, doppelt drohend erſcheinen mußten. Es iſt ſehr ſchade, daß wir dieſe Elegie, die durchaus den Eindruck eines Bekenntniſſes macht, nur in verſtümmelter Form überliefert haben, aber die verſtorbene Großherzogin Sophie von Weimar ließ nur dieſe verkürzte Form in die Weimarer Ausgabe aufnehmen und ſoll die Urſchrift eigenhändig eingeſiegelt haben — indeſſen, das Überlieferte ſagt vielleicht genug:

„Zwei gefährliche Schlangen, vom Chore der Dichter geſcholten,
Grauſend kennt ſie die Welt Jahre die tauſende ſchon,
Python dich und dich, lernäiſcher Drache! Doch ſeid ihr
Durch die rüſtige Hand tätiger Götter gefällt.
Ihr zerſtöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wieſen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.
Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes geſandt?
Überall ſchleicht er ſich ein, und in den lieblichſten Gärtchen
Lauert tückiſch der Wurm, packt den Genießenden an.

Sei mir, heſperiſcher Drache, gegrüßt, du zeigteſt dich mutig,
Du verteidigteſt kühn goldener Äpfel Beſitz!
Aber dieſer verteidiget nichts — und wo er ſich findet,
Sind die Gärten, die Frucht, keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er ſich im Buſche, beſudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau.
O! wie glücklich warſt du, Lukrez! du konnteſt der Liebe
Ganz entſagen und dich jeglichem Körper vertraun!
Selig warſt du Properz!...

Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen ſchreckte,
Untreu fand ſie dich zwar; aber ſie fand dich geſund.
Jetzt wer hütet ſich nicht, langweilige Treue zu brechen,
Wen die Liebe nicht hält, hält die Beſorglichkeit auf.
Und auch da, wer weiß! gewagt iſt jegliche Freude.
O, der goldenen Zeit, da Jupiter noch, vom Olympus
Sich zu Semele bald, bald zu Kalliſto begab.
Ihm lag ſelber daran, die Schwelle des heiligen Tempels
Rein zu finden, den er liebend und mächtig betrat.
O wie hätte Juno getobt, wenn im Streite der Liebe
Gegen ſie der Gemahl giftige Waffen gekehrt.
Doch wir ſind nicht ganz wie alte Heiden verlaſſen,
Immer ſchwebet ein Gott über der Erde noch hin,
Eilig und geſchäftig, ihr kennt ihn alle, verehrt ihn!
Ihn, den Boten des Zeus, Hermes den heilenden Gott.
Fielen des Vaters Tempel zu Grund, bezeichnen die Säulen
Paarweis kaum noch den Platz alter verehrender Pracht,
Wird des Sohnes Tempel doch ſtehn und ewige Zeiten
Wechſelt der Bittende ſtets dort mit dem Dankenden ab.
Eins nur fleh ich im Stillen, an euch ihr Grazien wend ich
Dieſes heiße Gebet tief aus dem Buſen herauf.
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
Jegliches Übel von mir, reichet mir Amor die Hand,

O! ſo gebet mir ſtets, ſobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß!"

Würde dieſe Elegie, die zu den Paralipomenis gehört, auch nicht in ſo vollendet künſtleriſcher Form das eigentlich Unſagbare ausſprechen, ſo müßte ſie dennoch in dieſem Buche Aufnahme finden, da ihr Inhalt durchaus die Anklage widerlegt, die man gegen Chriſtiane zu erheben gewohnt iſt, (ſiehe S. 68), und den Verdacht nach ganz anderer Richtung lenkt.

Die letzten der beiden römiſchen Elegien ſind ganz mythologiſch gefaßt. Die neunzehnte enthält einen von Goethe ausgeſtalteten Mythos über den Kampf des Amor und der Fama, der erklären ſoll, warum Fama, das Gerücht, die Liebe ſo ſehr mit ihrem Geklätſch verfolgt. Und mit Humor erklärt Goethe ſich bereit, Famas Verfolgungen zu dulden, aber vom Dienſt des Amor will er nicht laſſen.

Hat Goethe hier heiter geklagt, daß er an dem Konflikt der Götter mitzutragen und zu leiden habe, ſo geſteht er in dem nächſten Gedicht, daß es ihm ſelbſt, dem Dichter unmöglich ſei, das ſüße Geheimnis zu wahren. Der Freundin darf er es nicht bekennen, ſie möchte ihn ſchelten (der Gedanke an Frau von Stein drängt ſich unwillkürlich bei dieſer Stelle auf, ſiehe den Brief S. 14/15), der Freund dünkt ſeiner Eiferſucht gefährlich, obgleich er volles Vertrauen zu der Geliebten äußert. Dem Hexameter, dem Pentameter vertraut er ſein Glück an.

Nicht nur im elegiſchen Versmaß hat Goethe in dieſer Zeit ſeiner Liebe Ausdruck gegeben, nicht nur dieſe Rhythmen hat er zu Vertrauten ſeines Glückes gemacht. Aus derſelben Epoche ſtammen die beiden Gedichte „Morgenklagen" und „Der Beſuch". Wenn das erſte davon in anmutiger Form die ſchlafloſe Nacht getäuſchter Liebeserwartung ſchildert und der Ausdruck warmer aber auch rein ſinnlicher Liebe iſt, ſo geht das zweite weiter, es greift tiefer in die Zweifel und Kämpfe hinein, die der Menſch Goethe zu beſtehen hatte, als er dieſes Weſen aus ſo ganz anderen Kreiſen an ſich heranzog, daß ſich nicht

leicht in die ſeinen einfügen laſſen wollte. Was durch das Gerede der abratenden Freunde, was durch die eigenen Zweifel in ihm auferweckt wurde, das kommt alles in dem „Beſuch“ zum Ausdruck. Aber auch die Verherrlichung von Chriſtianens ſeeliſchem Liebreiz, der ſich ihm ungewußt und ungewollt an der Schlummernden ebenſo offenbart wie an der Wachenden, iſt rein und lieblich dargeſtellt.

In dieſe Zeit gehört auch das ſchelmiſche „Liebesbedürfnis“ und ein kurzes Gedicht: „Frech und Froh“.

„Liebesqual verſchmäht mein Herz,
ſanften Jammer, ſüßen Schmerz;
nur vom Tüchtigen will ich wiſſen,
heißem Augeln, derben Küſſen.
Sei ein armer Hund erfriſcht
von der Luſt, mit Pein gemiſcht!
Mädchen, gib der friſchen Bruſt
nichts von Pein und alle Luſt!“

Und die ganze geſunde Genußfähigkeit, die Freude am bedingungsloſen Erleben findet hier vollen Ausdruck. Wie das Aufjauchzen eines Menſchen, der lange geſchmachtet hat und nun endlich eine friſche Quelle auf dem heißen, ſteilen Bergweg findet, muten uns die Zeilen an.

In der Zeit und auch im Ton unmittelbar anſchließend, zum Teil wohl auch gleichzeitig entſtanden, wären die „Venezianiſchen Epigramme“ zu erwähnen, die gewiß nicht alle in Venedig 1790 geſchrieben ſind, ſondern zum Teil früher geſtaltet wurden. Diejenigen, die ſich auf Chriſtiane beziehen, ſollen hier ausgeſucht und zuſammengeſtellt werden, oder richtiger, diejenigen, bei denen die Beziehung ſich uns unmittelbar deutlich aufdrängt. Eines muß vorausgeſchickt werden: eine ganze Reihe davon ſollte urſprünglich mit den „Elegien“ vereinigt erſcheinen, unter anderem auch das 34. auf den Herzog, dem Goethe ſchon am 10. Mai 1789 ſchrieb: „Leben Sie

recht wohl und gedenken mein unter den Waffen. Dafür bereite ich Ihnen auch ein Lobgedicht an einem Platze, wo sie es am wenigsten erwarten, und bitte schon im voraus um Verzeihung." Das ist ein Beweis, daß die „Venezianischen Epigramme" teilweise schon vor Venedig geschrieben wurden, und daß die „Römischen Elegien" tatsächlich weimarische und nur dem Namen nach römische waren. Auch in anderen Briefen, zum Beispiel vom 10. August 1789 an Herder, ist von der „Fragmenten-Art erotischer Späße" die Rede, an denen Goethe wieder gearbeitet habe.

Die beiden ersten Epigramme, die gewissermaßen eine Einleitung bilden, eine Huldigung an die Form des Epigrammbüchleins und an Italien, an den Süden, haben nichts mit Christiane zu tun, aber Nr. 3, das so deutlich die Unlust an der Reise und die Sehnsucht nach den verlassenen Lieben ausdrückt, erinnert an die Briefe, die Goethe in dieser Zeit an Herder richtete:

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
„Weichling!" schölte mich einer, „und so verbringst du die Tage?"
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens,
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämmrer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schieneſt
Paradiesisch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt."
Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoß.

Nr. 10 dürfte auch auf dieſer Reiſe entſtanden ſein, der darin ausgedrückte Gedanke ſtimmt völlig mit den Äußerungen überein, die Goethe zu Herders Gattin getan und die dieſe ihrem Manne mitteilt (ſiehe S. 17).

Warum treibt ſich das Volk ſo und ſchreit? es will ſich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das und tue zu Hauſe desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

Liebesſehnſucht drückt Nr. 13 aus, und es klingt ſtark an die „römiſchen Elegien" an:

Süß, den ſproſſenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling
Und die Wolle des Lamms taſten mit zärtlicher Hand;
Süß, voll Blüten zu ſehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit ſehnendem Blick.
Aber ſüßer, mit Blumen dem Buſen der Schäferin ſchmeicheln!
Und dies vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

Und auch Nr. 26 und 27 haben einen ähnlichen Charakter, aber von dieſen möchte ich unbedingt glauben, daß ſie auf der Reiſe entſtanden ſind:

„Schläfſt du noch immer?" Nur ſtill, und laß mich ruhen! erwach' ich,
Nun, was ſoll ich denn hier? Breit iſt das Bette, doch leer.
Iſt überall ja doch Sardinien, wo man allein ſchläft,
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.
Alle neun, ſie winkten mir oft, ich meine die Muſen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
Nun verließ ich mein Liebchen—mich haben die Muſen verlaſſen,
Und ich ſchielte verwirrt, ſuchte nach Meſſer und Strick.
Doch von Göttern iſt voll der Olymp: du kamſt, mich zu retten,
Langeweile! du biſt Mutter der Muſen gegrüßt.

Nr. 28 iſt ein feines venezianiſches Strandbild, aber das Meer brauſte in Weimar, das Goethe ſein Perlchen zugeſpült hatte:

Welch ein Mädchen ich wünſche zu haben? ihr fragt mich. Ich hab' ſie,
Wie ich ſie wünſche: das heißt, dünkt mich, mit wenigem viel.

An dem Meere ging ich und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen: es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Goethes Vatergefühle finden in Nr. 31 ihren Ausdruck, ſo wie ſie noch in vielen der venezianiſchen Epigramme wiederkehren:

Das iſt dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelſt, und rührſt mich.
O wie rührt mich erſt die, die mir mein eigenes bringt!

Und Nr. 34 und 35 zeigen den Dichter von der frommen, der dankbaren Seite: Die Götter und ſein Fürſt haben ihm alles gegeben, was er zum Leben bedarf, und dafür dankt er ihnen an dieſer Stelle, die ihm doch paſſender erſchienen ſein mag, als der Rahmen der „erotiſchen Späße".

Kurz und treffend gibt er der Liebesſehnſucht als Quelle ſeiner Dichtungen in Nr. 50 Ausdruck:

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebſten hinweg!

Und Nr. 72 ironiſiert unter dem Mantel der Selbſtironie die tugendhafte Entrüſtung der Geſellſchaft über ſeine Vorliebe für die Sünderinnen, ſowohl in Venedig wie in Weimar:

Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten beſonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch ſo.

Nachklänge der „römiſchen Elegien" ſind dann die Nummern dreiundachtzig bis achtundachtzig:

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O laß Frechheit und Ernſt ferne vom Herzen dir ſein.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegenteil lächelt der ſchelmiſche Gott.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt du die lieblichen Mohne,
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.

Liebe flößeſt du ein und Begier; ich fühl es und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

Ha ich kenne dich, Amor, ſo gut als einer! da bringſt du
Deine Fackel, und ſie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führeſt uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erſt recht, ach und die Falſche erliſcht!

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Gibt ſich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Buſen an Buſen belauſcht, Phöbus, der frühe, ſie weckt.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht: mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? es ſei, Liebchen, des Scherzes genug!

Wie eine Briefſtelle mutet uns dann Nr. 90 an

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu löſen:
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf,
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

Und nun folgt bald eine Reihe von Epigrammen, die Verherrlichungen der Liebe im allgemeinen und der Geliebten im beſonderen enthalten. Da iſt erſt Nr. 92, deſſen Gedankengang auf ein viel ſpäteres Gedicht, auf den „Frühling übers Jahr“ hinweiſt, von dem noch die Rede ſein wird:

O wie achtet ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſt mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amors Fittich bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

Dann Nr. 93, das ein Glücksbekenntnis enthält, wie man es voller nicht leicht hören kann:

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen wie heut!

Nr. 95 iſt wieder ganz Nachklang der „römiſchen Elegien" und Nr. 96 zeigt, wie gegenwärtig die fernen Lieben Goethe auch am Strande des Mittelmeeres waren. Das Meeresleuchten führt ihn wieder zu dem Gedanken an die Liebe, an Amor:

In der Dämmrung des Morgens den höchſten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern,
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürſtin erwarten —
Wonne des Jünglings, wie oft lockteſt du nachts mich heraus!
Nun erſcheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmliſchen Augen
Meiner Geliebten, und ſtets kommt mir die Sonne zu früh.

Du erſtaunſt und zeigſt mir das Meer: es ſcheinet zu brennen.
Wie bewegt ſich die Flut flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht: das Meer gebar Aphroditen,
Und entſprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

In Nr. 97 macht er es ſich klar, warum ihn der Magnet des Nordens nicht mehr Genuß am Süden empfinden läßt, warum ihm die Schätze des Südens, die ihm früher ſo lockend waren, jetzt nicht mehr Anziehungskraft haben:

Glänzen ſah ich das Meer und blinken die liebliche Welle,
Friſch mit günſtigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald ſich der ſchmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

Und in Nr. 98 iſt ſeiner Phantaſie die Geliebte gar gegenwärtig, er zagt um ſie, als ob ſie eine Meerfahrt antreten wollte, und gleichzeitig wird die Eiferſucht, die ſo oft ſchon zum Ausdruck kam, wieder in ihm rege (ſiehe S. 212):

Ach, mein Mädchen verreiſt! Sie ſteigt zu Schiffe! — Mein König,
Aolus! mächtiger Fürſt! halte die Stürme zurück!
Törichter! ruft mir der Gott, befürchte nicht wütende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn ſanft Amor die Flügel bewegt!

Nr. 100 und 101 enthalten denſelben Ausdruck liebevoll ängſtlichen Zweifels. Aber davor ſteht wieder die Schelmerei von Nr. 99, die Zweifel und Sorge nicht allzu tief erſcheinen läßt:

Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel ſie mir nackt, wie ſie mir jetzt noch gefällt.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dies Mädchen mein Glück!
Iſt auch dieſes ein Irrtum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad.

Traurig, Midas, war dein Geſchick: in bebenden Händen
Fühlteſt du, hungriger Greis, ſchwere verwandelte Koſt.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſtger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Muſen, ich ſträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es feſt an die Bruſt, nicht mir zum Märchen verkehrt.

Darauf folgt in den beiden Epigrammen 102 und 103, die ſicher ſchon früher gedichtet wurden, eine Freude über das werdende Kind, über das neuentſtehende Weſen, wie man ſie eigentlich nur dem mütterlichen Gefühl zutrauen ſollte. Die natürlichen Dinge ſind hier mit einer Andacht und einer anmutigen Schelmerei zum Ausdruck gebracht, die in der Schlichtheit ihrer Kunſt ergreifend ſind:

Ach, mein Hals iſt ein wenig geſchwollen! ſo ſagte die beſte
Angſtlich. — Stille, mein Kind! ſtill! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; ſie deutet dir leiſe,
Daß ſie das Körperchen bald, ach! unaufhaltſam verſtellt.
Bald verdirbt ſie die ſchlanke Geſtalt, die zierlichen Brüſtchen,
Alles ſchwillt nun, es paßt nirgends das neueſte Gewand.

Weiser: Büste von Christiane von Goethe

Sei nur ruhig! es deutet die fallende Blüte dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht ſchwellend im Herbſte gedeiht.

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht:
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schoß immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch will, du wachſender Liebling —
Liebe bildete dich: werde dir Liebe zuteil!

Nicht alle Epigramme wurden in das der Herzogin Anna Amalia zugeeignete Büchlein aufgenommen; wie die „römiſchen Elegien" haben auch die Epigramme Paralipomena, aber es iſt uns hier oft ſchwerer, den Grund zu erkennen, weshalb ſie verſchmäht werden. Einige von dieſen ſind ſo charakteriſtiſch in ihrer Beziehung, daß ſie hier abgedruckt werden ſollen:

Lange ſucht ich ein Weib mir, ich ſuchte, da fand ich nur Dirnen,
Endlich erhaſcht ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.

Ob erfüllt ſei, was Moſes und die Propheten geſprochen
An dem heiligen Chriſt, Freunde, das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich, erfüllt ſind Wünſche, Sehnſucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind ſüß mir am Buſen entſchläft.

Weit und ſchön iſt die Welt, doch o, wie dank ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beſchränkt, zierlich, mein eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hauſe, was hat ein Gärtner zu reiſen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er ſein Gärtchen beſorgt.

Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beſchäftigt,
Morgen mein Liebchen zu ſehn, das ich acht Tage nicht ſah.

Alles was ihr wollt, ich bin euch immer gewärtig,
Aber einſam des Nachts ſchlafen! O Freunde, verzeiht!

Alle ſagen mir, Kind, daß du mich betrügeſt,
O betrüge mich nur immer und immer ſo fort.

Die Liebesdichtung an Chriſtiane und auf ſie hat mit den Epigrammen keinen Abſchluß gefunden, im Gegenteil, die innigſten und auch die großartigſten und tiefſten Töne hat der Dichter zu ihrem Lob geweckt. Nicht alles iſt tiefgründig, manches ſchelmiſch-erotiſch, manches warm-menſchlich, aber alles klingt beglückt und froh über ihren Beſitz.

Da iſt zuerſt ein kurzes Gedichtchen zu nennen, das freilich nicht an die Geliebte gerichtet, ſich doch auf dieſe bezieht. Es ſind die Verſe an den Herzog vom 24. März 1791:

Zu dem erbaulichen Entſchluß,
Bei dieſem Wetter hier zu bleiben,
Send' ich des Wiſſens Überfluß,
Die Zeit dir edel zu vertreiben.
Gewiß, du wirſt zufrieden ſein,
Wenn du wirſt die Verwandtſchaft ſehen,
Worinnen Geiſt und Fleiſch und Stein
Und Erz und Öl und Waſſer ſtehen.
Indes macht draußen vor dem Tor,
Wo allerliebſte Kätzchen blühen,
Durch alle zwölf Kategorien
Mir Amor ſeine Späße vor.

Dieſer Amor hieß Chriſtiane Vulpius, mit der der Dichter alle Liebesfreuden genoß.

In dieſe Zeit gehört auch das Gedicht „Die Spinnerin", das in den Gedicht-Ausgaben mit dem viel früher entſtandenen: „Vor Gericht" zuſammengeſtellt wurde. Wieder ein Beweis, wie Goethes Dichtung ſich vorahnend mit den Problemen ſeines Lebens beſchäftigte.

Damals dürften auch die Zeilen gedichtet ſein, die Goethe am 15. Juli 1795 in einem Brief aus Karlsbad an Chriſtiane ſchrieb:

Von Oſten nach Weſten —
Zu Hauſe am beſten.

Darum iſt Chriſtiane wohl auch in keiner „großen Dichtung“ von ihm verherrlicht worden wie andere Frauengeſtalten, die auf ſein Leben eingewirkt haben, aber ſie hat ihm die Möglichkeit gegeben, die großen Dichtungen zu geſtalten. Und wiſſen wir denn, wieviel mit Chriſtiane Erlebtes, Erfühltes in die „Natürliche Tochter“, in die „Pandora“, in die Schilderungen und Stimmungen der großen Proſawerke hineingefloſſen iſt? Eins iſt gewiß: ohne die idylliſche Stimmung ſeines Lebens hätte er nicht die Idyllen „Alexis und Dora“ und „Hermann und Dorothea“ ſchaffen können, und wenn auch ſtofflich nichts in dieſen beiden ſich auf Chriſtiane beziehen mag, ſo iſt doch, was die Stimmung betrifft, nicht nur die Schilderung der Eiferſucht in der erſten der genannten Dichtungen auf Goethes Empfindungen für Chriſtiane zu deuten.

Aber eine unendlich anmutige und innige Dichtung, die nach dem Tagebuch am 23. Mai 1797 in Jena abgeſchloſſen wurde, iſt in jeder Beziehung Chriſtiane zuzueignen. Darum führt ſie auch die in weite Ferne und auf alte Vergangenheit deutende Erklärung. Goethe liebte es ja, etwas in die Dinge „hineinzugeheimniſſen“. Ob tatſächlich auch Reminiſzenzen an ein erſtes Zuſammentreffen mit Chriſtiane in der Bertuchſchen Blumenfabrik (ſiehe S. 12/13) den „neuen Pauſias und ſein Blumenmädchen“ beeinflußt haben, wie eine alte Weimarer Tradition berichtet, weiß ich nicht — und es iſt völlig gleichgültig. Wichtig iſt das entzückende Bild inniger Liebe und völligen Ineinanderaufgehens, das der Dichter gemalt hat und das nach 9jährigem freiem Zuſammenleben dieſem mehr Weihe gibt, als eine geſetzliche Trauung hätte geben können.

„Pauſias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, ſeine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten miteinander, und er brachte die Nachahmung der Blumen

zur größten Mannigfaltigkeit. Endlich malte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſeiner beſten gehalten und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Kopie in Athen für zwei Talente." (Plinius Naturalis historia XXXV, 11.)

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen:
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen!
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich tu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyazinthe mir nun und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſei.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schoß dir mit der lieblichen Schar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt! dann ſollen die Gartenverwandten,
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerin Geiſt?

Sie.

Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählſt du ſo lange bei dieſem Strauße? Gewiß iſt
Dieſer jemand geweiht, den du beſonders bedenkſt.

Sie.

Hundert Sträuße verteil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Maler beglückt, der dieſe Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerſt!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch einen! Die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir gibt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten; und hier ſei mit dem Kuſſe der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz, wär' ein Geſchäfte des Tags!

Sie.

Schön iſt er wirklich. Sieh ihn nur an! Es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche verſenk' ich mich dann und erſchöpfe den ſüßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und ſo fänd' ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz
hier;
Unverwelklich ſprächt' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verſengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: Ich liebe?
Nur dich lieb' ich, mein Freund, lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: Ich liebe!
Wie du, himmliſches Kind, ſüß mir es ſchmeichelſt ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie beide; doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks nur den Verliebten geſchenkt.

Er.

Du vereinigeſt alles; du dichteſt und maleſt mit Blumen:
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen: die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem erſten, der dich mir ſo von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hauſe, der erſte Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Roſenknoſpe hineinfiel,
Und du trankeſt, und riefſt: Mädchen, die Blumen ſind Gift!

Er.

Und dagegen du ſagteſt: Sie ſind voll Honig, die Blumen,
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und ſagte: Die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüße Geheimniſſe wohl?

Er.

Und du wandeſt dich weg, und wollteſt fliehen; es ſtürzten,
Vor dem täppiſchen Mann Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefſt ihm gebietend: Das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur, es grinſte der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wut den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergoſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, greulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hielt'ſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich ſorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchwungnen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur dich, wie raſch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammelteſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend trateſt du vor, daß nicht mich verletze der Zufall,
Oder der zornige Wirt, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinnre mich noch: ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirt und ſinnige Freunde. Da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warſt mir verſchwunden! Vergebens ſucht' ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſo wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbeſcholtene Mädchen,
Sonſt von den Bürgern geliebt, war nun das Märchen des Tags.

Er.

Blumen ſah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehlteſt mir, aber du fehlteſt der Stadt.

Sie.

Stille ſaß ich zu Hauſe. Da blätterte los ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſprach auf dem Platz: Da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die ſie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Haus, und ließ ſie verwelken.
Siehſt du? da hangen ſie noch neben dem Herde für dich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher und fragte nach deiner Behauſung:
Keiner der Eitelſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht, und keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Ärmere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Not nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich dich auf bei vollem Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir teilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt,

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſ' nur ein Gerieſel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu zwein, ſtellt auch der dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schoße den Reſt!

Nun, ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Und wenn man darum manchmal in der Elegie „Amyntas“, die auf der Schweizerreiſe desſelben Jahres entſtanden iſt (ſiehe S. 202), ein Bekenntnis ſehen wollte, daß Goethe Chriſtianen auch als erſtickenden Efeu empfunden habe, ſo widerſpricht das nicht nur den Briefen aus derſelben Epoche (ſiehe S. 44 bis S. 51), ſondern auch der dichteriſchen Wahrheit, die nicht nur im „neuen Pauſias“, ſondern noch ſtärker in der „Metamorphoſe der Pflanzen“ ſich bekennt. Freilich iſt es ſehr wohl möglich, daß Goethe den überflüſſigen Ratgebern und Ärzten, wie Schiller, die ihn manchmal von ſeinem Efeu zu trennen bemüht waren, auf dieſe Weiſe einen Wink zu geben verſuchte.

Dieſe „Metamorphoſe der Pflanzen“, mit der Goethe das beginnende zweite Jahrzehnt ſeiner Ehe feierte, ſagt mehr als manches andere Dokument, faſt mehr noch als Goethes leidenſchaftliche und innige Liebesbriefe, welche Bedeutung Chriſtiane für ihn bekommen hat. Denn wohl wäre es pſychologiſch zu erklären, wenn der Dichter rein leidenſchaftliche glühende Liebeslieder an ein Weſen gerichtet hätte, das ſeinem künſtleriſchen und menſchlichen Streben zu folgen nicht fähig geweſen, aber ein ſolches Denkmal gemeinſamen Denkens und gemeinſamer geiſtiger Arbeit kann nur auf tiefer innerer Gemeinſamkeit beruhen. Und für dieſe Art der Gemeinſamkeit iſt es ganz gleichgültig, welche Schulbildung ein Menſch genoſſen hat, wie die Orthographie ſeiner Briefe ausſieht, — nur ſeine menſchliche, ſeine Herzensbildung kommt hierfür in Betracht. Und wenn wir von Chriſtiane gar nichts wüßten, als daß Goethe ihr dies Gedicht ſchreiben konnte, — es wäre Grund genug, uns mit ihr zu beſchäftigen und zu ſuchen, wie weit wir in ihr Weſen eindringen können.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Rätſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Überliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüten und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schoß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten getürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Teile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſein.

Doch hier hält die Natur mit mächtigen Händen die Bildung
An und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst du aufs neue, sobald sich am Stengel die Blume
Über dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt,
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschoß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt,
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.

Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Überall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Die Wirkung dieſes Gedichtes wird, in bezug auf die Beurteilung Chriſtianens wenigſtens, noch erhöht, wenn wir nachleſen, was Goethe darüber in der „Geſchichte meines botaniſchen Studiums, Verfolg", wo er 1817, alſo ein Jahr nach Chriſtianens Tod, das Gedicht noch einmal zum Abdruck bringt, zur pſychologiſchen Erläuterung hinzufügt: „Höchſt willkommen war dieſes Gedicht der eigentlich Geliebten, die das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen, und auch ich fühlte mich ſehr glücklich, als das lebendige Gleichnis unſere ſchöne und vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete; von der übrigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu dulden; ſie parodierten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckiſcher, neckender Anſpielungen." —

Auch in ſpäteren Epigrammen, die im Xenien-Almanach unter dem Titel „Vielen und Einer" aufgenommen und ſpäter in den Gedichten im „Sommer" vereinigt wurden, haben wir Chriſtianens Bild und das von Goethes Liebe zu ihr. Unter den „Vielen" paradiert ſie nur einmal und in recht beſcheidener Form:

Viele der Veilchen zuſammengeknüpft, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume: du biſt, häusliches Mädchen gemeint.

Aber die Gedichte „Einer“ ſind faſt alle ihr zugeeignet und ſie zeichnen ihr Weſen, wie man es ſich ſchöner kaum denken kann. Ich weiſe vor allem auf das Epigramm hin: „Das iſt die wahre Liebe . . . .“

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er ſpielend im Buſen erregt!

Manuſkripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu dir.

Immer war mir das Feld und der Wald und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Anſchauns
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählich zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hintereinander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

Sie entzückt mich, und täuſchet vielleicht. O Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

Ein Epigramm ſei zu kurz, mir etwas Herzlichs zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?

Kennſt du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreit.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles verſagt.

Alles wünſcht' ich zu haben, um mit ihr alles zu teilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' ſie, die Einzige, mein.

Beinahe unwillkürlich wird der Dichter bei der Verherrlichung der Geliebten hingeführt zum Gedanken an die ehemals Geliebte, Tiefgekränkte, unter deren Nicht-Verſtehen-Wollen er ſchwer leidet, denn es iſt nicht wahr, daß der feinfühlige Menſch durch ein Glücksempfinden irgendwelcher Art abgeſtumpft werde, und am wenigſten kann Liebesglück unempfindlich gegen das Leid anderer machen. Darum darf es uns nicht wundern, wenn wir gerade in dieſem Zuſammenhang die zweifellos an Frau von Stein gerichteten Zeilen finden:

Kränken ein liebendes Herz und ſchweigen müſſen, geſchärfter
Können die Qualen nicht ſein, die Rhadamanth ſich erſinnt.

Aber wenn er auch unter dieſem Mißverſtand und ſeinen Folgen litt, ſo entſprach Chriſtiane doch zu ſehr ſeinem weiblichen Ideal, wie er es in der „Zweiten Epiſtel" dargeſtellt hat, ſeinem Begriff von ſchlichter Pflichterfüllung, wie er ihn unzähligemal entwickelte, als daß er ihr je auf die Dauer hätte entfremdet werden können. Alle die Einflüſſe vermochten es nicht, von denen wir in dem erſten Teil dieſes Buches geſprochen haben, vermochten es ſo wenig, daß wir ſehen, wie er auch in den Gedichten immer wieder die Einflüſterungen gegen Chriſtiane und die Trennungsverſuche ſeiner Freunde ablehnt, und darum können wir uns nicht über die immer geſteigerte Innigkeit ſeiner Liebesdichtung wundern.

Chriſtiane hatte das „Achzen und Krächzen" ſo völlig abge-

tan, daß er ihr im Rahmen des „Rechenſchafts“-Liedes einen Preis gab, denn zweifellos dachte er an Naturen wie die ihre, die ſich ohne Sorgen und Plagen der Wirtſchaft annahmen, die nichts vergaßen und durch deren Mühewaltung alle Eſſen fanden, als er die vierte Strophe dieſes Liedes ſchrieb. Er hat ja immer in der Erfüllung der Pflicht, der Forderung des Tages, den Beweis höchſten Menſchentums geſehen, — worin dieſe Pflicht nun beſtand, das war ſeiner Wertſchätzung gleich.

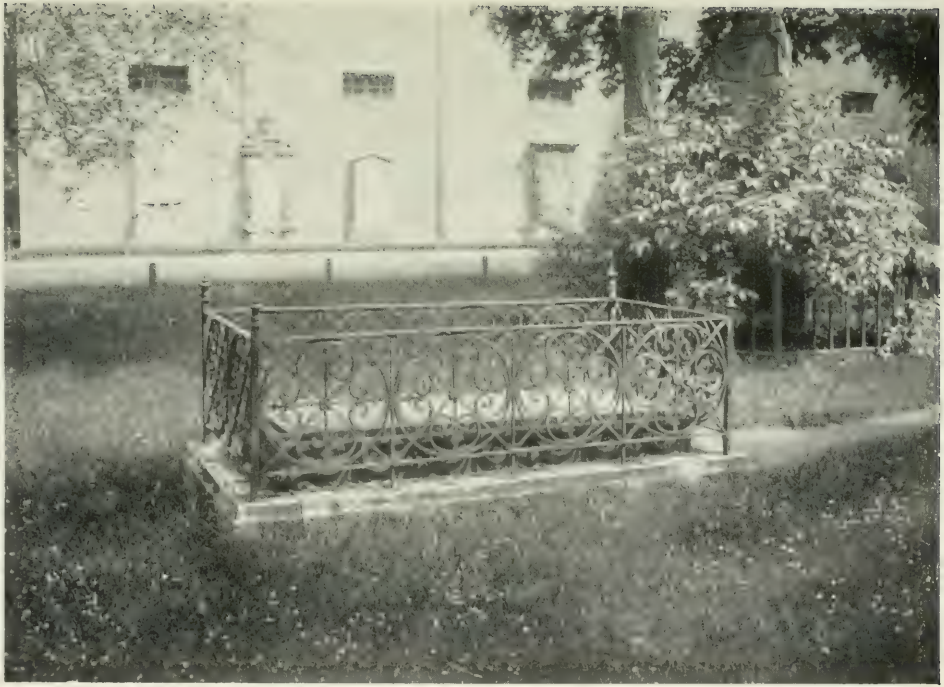
Ein Pflichtgedicht, freilich ganz anderer Art, iſt auch das leider unterdrückte und nicht in allen Goetheausgaben aufgenommene „Tagebuch“ aus dem Jahre 1810, das mit den für Goethe ſo charakteriſtiſchen Worten ſchließt:

„Wir ſtolpern wohl auf unſrer Lebensreiſe,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Mächte viel im irdiſchen Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe!“

Im Rahmen einer Stanzen-Novelle nach ſehr freier italieniſcher Art enthält es eine Verherrlichung jener höheren ſinnlichen Treue, die über den Willen und die augenblickliche Begierde hinaus unbewußt der Pflicht höherer Liebe gehorcht. Zweifellos war das Gedicht im Gedanken an Chriſtiane geſchrieben, ob es ſich auf ein tatſächliches Erlebnis bezieht oder nicht, iſt zur Beurteilung des Gedichtes und der darin geſchilderten Liebesbeziehungen zur Gattin ganz gleichgültig.

Es iſt eben immer wieder „Chriſtianens glückliche Art“, von der er im Reiſetagebuch auf der Fahrt nach Teplitz ſpricht (ſiehe S. 159), die ihn anlockt, feſſelt und anregt. Ihr hat er den weimariſchen Feſtkalender „Die Luſtigen von Weimar“ geſchrieben, ihr und ihren Freundinnen, von denen eine, die Schauſpielerin Engels, das Lied gleich bei ſeinem Entſtehen am Mittagstiſch am 15. Januar 1813 geſungen.

Aber im gleichen Jahre, nach 25jährigem Zuſammenleben, fand er noch einen anderen Ausdruck für ihr Weſen und für



Das Grab Chriſtianens

das, was ſie ihm bedeutete: am 26. Auguſt 1813 hat er als produktive Kritik eines Gedichtes von Konrad Pfeffel „Die Nelke“ das Lied „Gefunden“ im Briefe an ſie geſandt, ſo wie er ihr auch einmal von unterwegs die Umdichtung eines Solbrigſchen Gedichtes: „Ich habe geliebt, nun lieb ich erſt recht“ (ſiehe S. 158) angekündigt hatte.

Und ſo ſehr hat ihn offenbar das Thema des Liedes beſchäftigt, daß er es noch mehrfach zu geſtalten verſuchte und noch zwei Variationen davon erhalten ſind:

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.
Da ſtand ein Blümchen
Sogleich ſo nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber ſah.
Ich wollt es brechen,
Da ſagt es ſchleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die ſind gar heimlich.
Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum ſind die Blüten
So ſchön geründet.
Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht ſchranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war ſo heiter,
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Iſt es nicht merkwürdig, daß Goethe dieſe beiden Variationen, die entweder als Vorverſuche zu dem Gedicht anzuſehen ſind oder als Spielereien mit dem ihm lieb gewordenen Gedankengang, daß er ſie nicht vernichtet hat, obgleich ſie ſich an Schönheit mit dem Gedichte „Gefunden“ nicht meſſen können? Vielleicht hat nur ein Zufall uns auch dieſe Verſe überliefert, aber der Zufall beſitzt dennoch eine pſychologiſche Bedeutung, wenn er gerade ein Gedicht betrifft, das eine ſo zarte Darſtellung der Liebe zum Gegenſtand hat. Wer das Gedicht lieſt und weiß, daß es ſich auf Chriſtiane bezieht, müßte annehmen, daß es in den allererſten Jahren des Zuſammenlebens entſtanden iſt, ſo jung und warm erſcheint die ausgedrückte Liebesempfindung.

Im Jahre 1814 wurde auch das Gedicht „Der neue Kopernikus“ geſchrieben, auf das Goethes Reiſebrief aus den letzten Julitagen hinweiſt (S. 176), der ſie überhaupt an dem „Weſtöſtlichen Divan“ Anteil nehmen läßt.

Nicht nur in dieſer innig liebevollen Weiſe hat Goethe ſein Verhältnis zu Chriſtiane dargeſtellt, — für das Verhalten des Publikums ihm und ihr gegenüber hat er ſehr ſcharfe Worte gefunden. Da ſind zuerſt die Zeilen zu erwähnen, die Goethe ohne weitere Erklärung am 14. April 1816 an Zelter geſandt hat:

Das Publikum:
„Wir haben dir Klatſch auf Geklatſche gemacht,
Wie ſchief!
Und haben dich ſchnell in die Patſche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus!
Ade!“

Herr Ego:
„Und red' ich dagegen, ſo wird nur der Klatſch
Verſchlimmert;

Mein liebliches Leben im nichtigen Patſch
Verkümmert.
Schon bin ich heraus:
Ich mach' mir nichts draus.
Ade!"

Aus einer ganz ähnlichen Stimmung ſcheint ſchon früher „Wanderers Gemütsruhe" im „Weſtöſtlichen Diwan" entſtanden zu ſein:

Übers Niederträchtige
Niemand ſich beklage;
Denn es iſt das Mächtige,
Was man dir auch ſage.
In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem ſchaltet es
Ganz nach ſeinem Sinne.
Wandrer! — gegen ſolche Not
Wollteſt du dich ſträuben?
Wirbelwind und trocknen Kot
Laß ſie drehn und ſtäuben!

Die ganze Bitterkeit, der ganze Zorn, der gegen die klatſchſüchtige Geſellſchaft in ihm gekocht haben muß, findet in ſolchen Verſen einen zwar ſcharfen aber immer noch humorvollen Ausdruck. Was er ſo oft an Chriſtiane ſchrieb, daß es eben die Art des Geſchlechtes ſei, lieber zu zerſtören, als aufzurichten, — das erkennt er auch hierin an und läßt es gehen, weil es ihm zu zwecklos ſcheint, dagegen zu kämpfen.

Beinah zur gleichen Zeit mit dieſen Verſen auf das Publikum iſt ein anderes Gedicht entſtanden: „Frühling übers Jahr" (Frühling während des ganzen Jahres), zu dem ich auch noch das Gedicht „Juni" hinzuziehen möchte, obgleich einige Anklänge an das „Wanderlied" auf eine ſpätere Entſtehungsepoche hingedeutet wurden. Stimmung und Inhalt, beſonders der Schlußzeile, kann ich nur auf Chriſtiane beziehen:

Juni.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was iſt denn das?
Iſt mir doch, als wärſt du Glas,
Und ich wär' nicht weit davon;
Denn ſie kommt, ich ſeh' es ſchon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, ſie weiß es ja!

Nun ſtellt ſich dazwiſchen
Ein kühles Tal mit leichten Büſchen,
Bächen, Wieſen und dergleichen,
Mühlen und Rädern, den ſchönſten Zeichen,
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen.
Und ſo immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

Aber wie geſchiecht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Geſichts
Und der zwei Äuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich ſie ſeh'
Vom Zopf zur Zeh!
Sie iſt fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bei ihr.

Wandelt ſie auf ſchroffen Hügeln,
Eilet ſie das Tal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln
Da bewegt ſich's wie Geſang
Und auf dieſe Jugendfülle,
Dieſer Glieder frohe Pracht,

Harret einer in der Stille,
Den ſie einzig glücklich macht.

Liebe ſteht ihr gar zu ſchön,
Schönres hab' ich nie geſehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.
Denk' ich: ſoll es doch ſo ſein!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn ſie mich liebt,
Daß es noch was Beßres gibt?

Und noch ſchöner iſt die Braut,
Wenn ſie ſich mir ganz vertraut,
Wenn ſie ſpricht und mir erzählt,
Was ſie freut und was ſie quält,
Wie's ihr iſt und wie's ihr war;
Kenn' ich ſie doch ganz und gar.
Wer gewänn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und ſolch ein Weib!

Frühling übers Jahr.

Das Beet, ſchon lockert
Sich's in die Höh',
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Glut,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln ſtolzieren
So naſeweis,
Schalkhafte Veilchen,
Verſteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,

Genug, der Frühling,
Er wirkt und lebt.
Doch was im Garten
Am reichſten blüht,
Das iſt des Liebchens
Lieblich Gemüt.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort;
Ein immer offen,
Ein Blütenherz,
Im Ernſte freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Roſ' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Ein Blütenherz, das iſt der abſchließende Ausdruck, den Goethe für Chriſtiane fand. Am 15. März 1816 iſt das Lied entſtanden, am 6. Juni ſtarb Chriſtiane. Eine kurze ergreifende Totenklage hat er ihr noch gewidmet:

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtren Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt, ihren Verluſt zu beweinen!

Trotz dieſes kurzen Nachrufs hatte Goethe nicht die Empfindung, daß er der Gattin zu wenig getan, daß er ſie zu wenig verherrlicht habe, denn er ſchreibt:

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine!
Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine,

So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis!

Rein, unverfälſcht hat er ſie dargeſtellt, dieſes Gedächtnis iſt das fröhlichſte Vermächtnis, das er von ihr beſitzt!

Aber ſind wirklich nur die genannten Stellen, nur die angegebenen Dichtungen auf Chriſtiane bezüglich? Viele mögen noch ihr gelten, viele, beſonders unter den Sprüchen, ſie in Scherz und Ernſt preiſen, — wir wiſſen es nicht, Goethe liebte das „Geheimniſſen". Eine Beziehung freilich zwingt ſich uns auf, von der Goethe aus leicht begreiflichen Gefühlsrückſichten nie geſprochen hat. Das iſt die zum „Gott und die Bajadere". Wir wiſſen aus einem Bericht von Sulpice Boiſſerée, daß Goethe nicht gerne hörte, wenn Marianne von Willemer dieſe Ballade ſang, weil ſie „ihre eigene Geſchichte ſei". Wenn er da die Beziehung empfunden hat, wie viel ſtärker muß ſie ſich ihm im Verhältnis zur eigenen Gattin aufgezwungen haben! Goethe iſt mit ſeinem Stoff, den er vermutlich Sonnerats „Voyage aux Indes" und Abraham Rogers 1663 deutſch erſchienenen Schrift „Offene Tür zu dem verborgenen Heidentum" entnahm, ziemlich frei umgegangen. Er hat das Gedicht 1797, gleich nach Abſchluß der „Braut von Korinth" geſchrieben, zu einer Zeit, aus der uns beſonders innige und reiche Briefe an Chriſtiane erhalten ſind, kurz ehe er mit dieſer und dem Sohn nach Frankfurt zur Mutter reiſte, — und wir ſollten zweifeln, daß ihn bei dieſem Stoff wie bei dem des im ſelben Jahr entſtandenen „neuen Pauſias" die nahe Beziehung auf die Geliebte angereizt hat! Es ſcheint unmöglich! Und es entſpricht ganz Goethes eigenſter Art, das perſönliche Erlebnis zu einem allgemeinen typiſchen Bilde zu erheben und auch in dieſer Form wieder eine Abwehr gegneriſcher Einflüſſe gegen Chriſtiane zu verſuchen.

Wenn es aber ſtimmt, wenn Goethe auch nur im entfernteſten bei dieſem Gedichte an Chriſtiane gedacht hat, was kein Menſch widerlegen, wovon niemand mehr das Gegenteil be-

weiſen kann, dann darf er ſagen, daß er ihr das Gedächtnis rein geſtaltet, denn eine höhere, menſchlichere Ethik als die in dieſem Gedicht ausgeſprochene wird ſich kaum in einer anderen Dichtung finden laſſen, ein ſchöneres Denkmal hätte Goethe der Geliebten Chriſtiane nicht zu ſetzen vermocht.

Schlußwort

In den hundert Jahren, die seit dem Tod Christianens von Goethe vergangen waren, hatte sich der Groll gegen sie, der Neid auf ihr Glück, die Überhebung ihr gegenüber immer noch lebendig erhalten. Wohl hatten einzelne Litteraturhistoriker, Schriftsteller und Dichter begonnen, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und einige von den Vorwürfen zu widerlegen gesucht, die man gegen sie zu erheben pflegte, — aber trotz der Arbeiten von Emma Braune und Dr. Adolf Klein, der holländischen Schrift von Fr. A. Beuke und einer neueren dänischen Arbeit von Kristian Westerby war die Beurteilung ihrer Persönlichkeit in den wesentlichen Zügen sich immer noch gleich geblieben. Wie Philipp Stein in seiner Einleitung zur Reclam-Ausgabe von Mutter Ajas Briefen sagte, glaubte wirklich jede höhere Tochter, die in der Schule den Namen Christiane Vulpius gelernt hatte, sich selbst als weit geeigneter zur Gattin eines Goethe ansehen zu dürfen. Darum hat es mich doppelt freudig überrascht, daß mein Versuch einer Christiane-Biographie, der von aller philologischer Vollständigkeit weit entfernt ist, auf ein großes Publikum so stark einwirken konnte, daß ich mich, kaum ein Jahr nach dem ersten Erscheinen, genötigt sehe, eine völlig umgearbeitete und ergänzte dritte Auflage hinausgehen zu lassen. Es ist sicher ein Ehrenzeugnis, das unser deutsches Lesepublikum sich ausstellt, wenn es selbst in dieser kampf- und noterfüllten Zeit so bereit ist, nach hundert Jahren verspätete Gerechtigkeit zu üben und die „kleine Freundin Vulpia“ ohne jede sensationelle Beleuchtung gern in neuem Lichte anzusehen. Selbstverständlich will dieses Licht, vielleicht mehr noch als seine bisher fast übersehene und gering eingeschätzte Gattin, unseren größten Dichter be-

ſtrahlen und ihn von ſeiner menſchlichſten Seite als Gatten, als Vater, als Hausherrn zeigen.

Bei den erſten zwei Auflagen des Buches war es mir nicht möglich geweſen, ſeine Hauptquelle, den Briefwechſel zwiſchen Goethe und Chriſtiane in dem Maße heranzuziehen, wie ich es gerne gemocht hätte und wie es zur erſchöpfenden Behandlung meiner Aufgabe nötig geweſen wäre. Nun hat Profeſſor Hans Gerhard Gräf ſeine Ausgabe dieſes Briefwechſels wenige Wochen nach dem Erſcheinen der zweiten Auflage meiner Arbeit bei Rütten & Löning herausgegeben und es war mir eine liebe Pflicht, auf Grund der erläuterten und durch Ergänzungen vervollſtändigten Neuerſcheinung auch mein Buch zu einem Ganzen auszugeſtalten. Dabei wollte ich es nicht unterlaſſen, einige Winke der mir ſo freundlichen Kritik auszunützen, und deshalb habe ich die früher getrennten Teile „Biographie“ und „Charakteriſtik“ nun in Eines verſchmolzen und mich bemüht, in fortlaufender Darſtellung die pſychologiſche Entwicklung Chriſtianens, ihres Verhältniſſes zu Goethe, und beider Verhältnis zur Umwelt in Einer aufſteigenden Linie klar zu legen. Auch diesmal habe ich litterarhiſtoriſche Arbeiten bei meiner Umarbeitung nicht herangezogen. Ich habe mich darauf beſchränkt, Chriſtianen und Goethe zu zeichnen oder richtiger, ſie möglichſt ſich ſelbſt und einander zeichnen zu laſſen. Nur die Winke von Profeſſor Gräf, dem ich für die Aufdeckung einiger kleiner Irrtümer in der erſten Auflage zu danken hatte, habe ich ausgenützt. Die Urteile über Chriſtiane, wie ſie ſich bei den Litterarhiſtorikern und Goethephilologen verſchiedenſter Richtung finden, kritiſch zu ſondern und vielleicht gar gegen ſie zu polemiſieren, mußte mir völlig ferne liegen. Es ſcheint ja ſo unweſentlich, wie Dieſer und Der über Chriſtiane gedacht hat, wie ihr Verhältnis zu Goethe oder richtiger ſeines zu ihr von Pſychologen, Pſychiatern, Philologen und Dichtern beurteilt wird. Viel wichtiger ſchien es mir, feſtzuſtellen, wie die beiden miteinander lebten,

was ſie einander waren, und warum ſie ihr Leben ſo und nicht anders geſtalten mußten. Wichtiger wenigſtens für mich als pſychologiſchen Biographen, der den eigenen Standpunkt ſo viel wie möglich zu vergeſſen ſucht und nur darzuſtellen beſtrebt iſt, was ſich ihm als unmittelbare Erkenntnis aufdrängt. Darum blieb auch in der neuen Faſſung meiner Chriſtiane-Biographie der gleiche breite Raum den Ausführungen Riemers gegönnt, der ja natürlich als Augenzeuge und langjähriger Hausgenoſſe, als Sekretär und dirigierender Mitarbeiter Goethes, unmittelbarere Einblicke gewinnen konnte, als irgend ein ſpäterer Beurteiler, ſelbſt wenn auch ihm kleine tatſächliche Irrtümer unterlaufen. Da Riemer als ſcharf und gallig verrufen wurde, da man die Menſchen, von denen man abhängig iſt, ſelten von beſonders günſtiger Seite kennen lernt, da aber er wie ſeine Gattin, die langjährige Geſellſchafterin und Sekretärin Chriſtianens, auch nachdem das Abhängigkeitsverhältnis nicht mehr beſtand, mit dem Goetheſchen Hauſe in innig-freundſchaftlicher Verbindung blieb, ſcheint es doppelt bedeutſam, daß Riemers weitſchweifige „Mitteilungen über Goethe“ ein ſo günſtiges Urteil über Chriſtiane enthalten.

Bei meiner Umarbeitung drängten ſich mir unwillkürlich gewiſſe Parallelen zwiſchen unſerer Zeit und den Kriegszeiten, unter denen Goethe und Chriſtiane ſo ſchwer gelitten haben, entgegen, und ich habe, ohne beſonderes Gewicht auf ſie zu legen, die betreffenden Briefſtellen, ſoweit der beſchränkte Raum das geſtattete, gerne aufgenommen, weil ich glaube, daß ſie den Leſern vielleicht ein Troſt, ſicher eine Beruhigung ſein können in Lebensfragen, mit denen auch wir uns irgendwie zurechtfinden müſſen.

Es iſt mir nicht erſtaunlich, daß unſere Zeit den hundertſten Todestag Chriſtianes vorübergehen ließ, ohne äußerlich der neuen Auffaſſung von Chriſtianens Perſönlichkeit Rechnung zu tragen, ohne ihrem Grabe eine würdigere Geſtalt zu

verleihen. Noch trägt die Steinplatte, die es deckt, ein falſches Geburtsjahr, noch ſteht ihre Ruheſtatt arg zurück hinter den meiſten Grabſtätten jener anderen Frauen, die eine mehr oder weniger vorübergehende Rolle in Goethes Leben geſpielt haben, aber gerade die Tatſache, daß von dieſer Chriſtiane-Biographie bereits eine dritte Auflage erſcheinen darf, gibt die Gewähr, daß es nur eine Zeitfrage iſt, bis auch der Friedensſchluß der Geſellſchaft mit der ſo ungerecht vernachläſſigten und verleumdeten „kleinen Demoiſelle Vulpius“ äußerlich dokumentiert werde. Man wird es ſicher über kurz oder lang als beſchämend empfinden, daß das lateiniſche Sprichwort: „Calumniare audacter, semper aliquid haeret“ ſelbſt an dieſem Grabe noch ſeine Wirkung bewahrt.

Denn gewiß hat dieſe kleine Arbeit in einer Beziehung ihren Zweck erreicht: Chriſtiane wird nicht länger blind von der Maſſe verdammt werden, man verſucht ſelbſt zu prüfen und zu urteilen, und jedes ſelbſtgedachte Urteil fällt milder aus als eins, das man gedankenlos nachſpricht.

Es gibt aber nichts, wodurch wir mehr imſtande wären, Goethe, dem wir in ſo hohem Maße die deutſche Kultur verdanken, unſere Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, als indem wir uns bemühen, ſein Leben durch eigenes Denken zu begreifen. Goethe und Chriſtiane waren Vorkämpfer; nicht bewußt, nicht aus einem Prinzip heraus, nicht um einen neuen Weg einzuſchlagen, nur den eigenen Bedürfniſſen ihres perſönlichen Lebens folgend, ſind ſie die erſten klaſſiſchen Beiſpiele einer neuen Auffaſſung von Liebe und Ehe geworden. Sie haben unſer Denken in dieſen Dingen freier, menſchlicher und damit reicher gemacht. Wir wiſſen oder wir bilden uns ein zu wiſſen, wieviel wir Goethe in allen Richtungen der Welt-, Lebens-, Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Anſchauung verdanken. Machen wir uns klar, daß er auch auf dem Gebiet der Ehefrage ein Vorkämpfer geweſen iſt. Nicht Feigheit und

Schwäche haben Goethe veranlaßt, seine freie Ehe noch nach 18 Jahren zu legitimieren, wie es auch nicht mangelnde Liebe oder Rücksichtslosigkeiten waren, die ihn 18 Jahre lang in freier Gemeinschaft mit Christiane zusammenleben ließen. Beide haben den Beweis erbracht, daß sie weder in der einen noch in der anderen Epoche ihrer Gemeinschaft das Menschenurteil fürchteten und sich von ihm beeinflussen ließen.

So hat Goethe auch in bezug auf seine Ehe Recht zu sagen:

Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen,
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.

Aber auch Christiane verdient ein Denkmal, die standhaft aushielt in dem Kampf, den das gesamte Philistertum in seinen höchsten und niedrigsten Formen gegen sie führte und die bei alledem blieb, was sie für Goethe von Anfang an gewesen ist: der „Hausschatz", dem er nach seinen eigenen Worten nur für gute und freudige Stunden zu danken hatte.

Quellenangabe

Die Hauptquelle zu dieſem Buch, Chriſtianens Briefe an Goethe, die, ſo weit ſie noch vorhanden ſind, in den Urſchriften im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrt werden, waren mir für die beiden erſten Auflagen nur in beſchränktem Maße zugänglich — erſt dieſer 3. völlig umgearbeiteten Auflage konnte ich die von Prof. Hans Gerhard Gräf beſorgte Ausgabe von „Goethes Briefwechſel mit ſeiner Frau"; (2 Bände) Litterariſche Anſtalt, Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1916 zugrunde legen. Außerdem benützte ich:

Goethe, Weimarer Sophienausgabe, Abt. Briefe, Band IX bis XXX; Abt. Tagebücher, Band I bis VI, Abt. Werke, Band I bis IV.

Goethe, Cotta'ſche Jubiläumsausgabe, Stuttgart und Berlin: Band I bis IV; Band XXXIX.

Goethe, Großherzog-Wilhelm-Ernſt-Ausgabe, (Inſel-Verlag), Dramatiſche Dichtungen, Band III; Gedichte, Band I und II; autobiographiſche Werke, Band III.

Schriften der Goethe-Geſellſchaft, „Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Chriſtiane und Auguſt v. Goethe" 1889. „Aus dem Goethe-National-Muſeum", Th. 1 und 2, 1895 und 1896.

Briefe von Goethes Frau an Nikolaus Meyer, Straßburg 1887.

Chriſtiane von Goethe. Goethes Chriſtiane Gedichten, voorgaafgaan door en Inleiding von Fr. A. Beuke. Apeldoorn: Dixon 1913.

Friedrich W. Riemer: Mitteilungen über Goethe. Berlin 1841 (2 Bände).

Goethes Geſpräche. Hrsg. v. W. Frhr. v. Biedermann; Leipzig 1889—1896 (10 Bände).

Goethes Briefwechſel mit Marianne von Willemer. Hrsg. v. Ph. Stein; Inſelverlag 1908.

Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Hrsg. v. H. G. Gräf u. A. Leitzmann, Leipzig, Inſelverlag, 1912 (3 Bde.).

Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel; Th. 1 u. 2, Leipzig 1851.

Knebels literariſcher Nachlaß. Hrsg. v. K. A. Varnhagen von Enſe u. Th. Mundt. Leipzig 1835—36 (3 Bände).

Briefe des Herzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach an Knebel und Herder. Hrsg. v. H. Düntzer, Leipzig 1883.

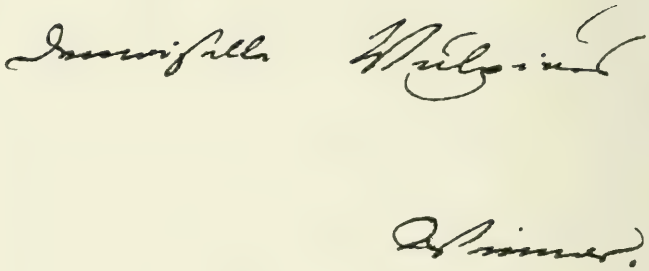
Briefe an Fritz von Stein. Hrsg. u. eingel. v. L. Rohmann, Leipzig, Inſelverlag, 1907.

Goethe: Das Tagebuch. Vier unterdrückte römiſche Elegien. Nicolai auf Werthers Grab. Hrsg. v. Dr. Max Mendheim; Leipzig, A. Weigel, 1904.

Dr. W. Vulpius: Die Familie Vulpius. Stunden mit Goethe. Hrsg. v. Prof. W. Bode.

Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß. Briefauszüge. Hrsg. v. Dr. H. G. Gräf, Leipzig, Reclam, 3581/82.

Ich ſpreche an dieſer Stelle auch noch den Herren vom Goethe- und Schiller-Archiv und vom Goethe-National-Muſeum, und zwar beſonders Herrn Geheimrat Wolfgang v. Oettingen, Herrn Prof. Wahle, Herrn Prof. Dr. Gräf und Herrn Dr. Kröber, ferner dem Herrn Geh. Kirchenrat Spinner zu Weimar und ganz beſonders noch Herrn Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius meinen beſten Dank aus für ihre freundliche Unterſtützung zum Zuſtandekommen meiner Arbeit. Herrn Dr. Vulpius habe ich auch noch für Mitteilungen über die Vorgeſchichte der Familie Vulpius und über die Bertuchſche Blumenfabrik zu danken; ferners für eine ganze Reihe der Illuſtrationen, zu denen die Originale ſich in ſeinem Beſitz befanden, oder die mir durch ſeine gütige Vermittlung zugänglich wurden.



Goethes eigenhändige Anſchrift an Chriſtiane

Heute geh ich, liebe Kleine, von Frankfurt
ab und nach Mainz. Ich muß dir nur
sagen daß mir recht wohl gegangen
ist, nur daß ich zuviel habe essen und
trinken müssen. Es wird mir aber
noch besser schmecken wenn mein
lieber Küchenschatz die Speisen zubereiten
wird. Das Judenkränzchen geht auch heute
ab und wird nicht lange nach diesem
Briefe eintreffen. Ich wünschte ein
Mäuschen zu seyn und beym Auspacken
zuzusehen. Es hat mir recht viel Freude
beym Einpacken gemacht. Habe nur alles
wohl auf. Adieu mein liebes Kind. Bügelchen
hat es gar nicht gesetzt. Behalte mich
nur so lieb wie ich dich. Adieu grüße
H. Meyern, küsse den Kleinen Beschreibe
mir bald. Fr. d. 21 Aug 1792

G

Brief Goethes an Christiane

Lieber Guter August

ich freue mich sehr das ich gehört habe das
du so fleisig bist und das es dir so
wohl gefält [illegible] machen das auch
gelernt wirst und danke nur das der
liebe Vater so gut ist das er dir
geschickt haben [illegible] was du
brauchst [illegible] fleisig das du
sehr ordentlich [illegible] und auf
eine Kleinigkeit von mir kanst du
dich nicht verlassen wenn ich kann
so findest du in diesem Briefe etwas
oder von [illegible] aber zu Weihnachten
solst du mehr haben

Brief Christianens an ihren Sohn August

an Dir [illegible] zu wenden doch daß
daß nur im Noth-fall der Mutter
[illegible] es als den das [illegible].
Den 22 Jahr ich noch [illegible] der schreiber
wir sehr bald ich will dir [illegible]
dir auch schreiben. lebe wohl alle guden
Freunde grüßen dich besonders auch
schreibe ihm doch von den [illegible] du
als dann eine [illegible] [illegible] [illegible]
erhalten. lebe wohl und [illegible] [illegible]

Deine dich herzlich liebende
Mutter Goethe

Namen- und Sachregiſter

Alexander, Kaiſer von Rußland 164, 165.
Anna Amalia, Herzogin v. Sachſen-Weimar 14, 53, 54, 115, 225.
Arnim, Achim v. 107, 129, 140.
Arnim, Bettine v., geb. Brentano 111, 144, 140.
Beethoven, Ludwig van 148, 150, 155.
Berka 154, 179.
Bernhard, Prinz von Sachſen-Weimar 100, 167, 189.
Bertuch, Rat 11, 12, 97, 227.
Boiſſerée, Sulpice 180, 191, 192, 247.
Buchholtz, Fr. Doktorin, Freundin Chriſtianens 80, 108.
Caroline, Prinzeſſin v. Sachſen-Weimar, ſpäter v. Mecklenburg-Schwerin 37, 114, 115, 143.
Cotta, Verleger 47, 101, 192.
Dresden 111, 140, 100—105, 107, 109, 172.
Eckermann 72, 208.
Egloffſtein, Familie v. 17, 71, 80, 127, 152, 176.
Erfurt 77, 80, 90, 122, 123.
Eybenberg, Marianne v. 103, 144—140.
Frankfurt a. M. 24, 27—30, 41—43, 46, 49, 50, 61, 70, 80, 81, 102, 103, 107, 108, 117, 119, 121—124, 126, 127, 133, 177, 178, 180, 184, 185, 188, 193, 205, 247.
Frankreich 23, 20—29, 92.
Friedrich von Gotha, Prinz 148, 155.
Frommann (Buchhändler in Jena) 82, 177, 192.
Geiſt, Sekretär 52, 63, 80.
Goethe, Julius Auguſt Walter v. 15, 20, 22, 23, 25—29, 31—34, 38—45, 47, 49—51, 58, 60, 61, 63 65, 67, 69, 72, 75—78, 80—84, 86, 88, 94, 101, 102, 105, 107—111, 113, 115, 119, 121—124, 120—133, 138—138, 140, 144, 145, 147, 148, 152, 161, 164, 167—169, 172, 174—177, 181—180, 188—190, 196, 197, 247.
Goethe, Frau Rat 25, 27, 30, 31, 33, 34, 36, 41—43, 45, 50, 58, 61, 63—66, 69, 77—79, 80, 99, 102, 103, 119, 121, 122, 124, 126, 196, 247, 249.
Günther, Oberkonſiſtorialrat in Weimar 94, 96.
Heidelberg 107, 109—111, 121—123, 120—128, 130, 132, 138, 145, 188.
Herder, Caroline, geb. Flachsland 15—17, 21, 22, 54, 220.
Herder, Gottfried 14, 16, 17, 21—23, 54, 209, 219, 220.
Herzlieb, Minchen 151, 153.
Humboldt, Wilhelm v. 12, 128, 129, 193.
Huſchke, Leibmedikus in Weimar 96, 179, 189.
Jagemann, Caroline (Fr. v. Heygendorff) 71, 113, 127, 146, 185, 188.
Jena 11, 21, 22, 29, 32, 33, 39, 48, 51, 52, 59, 61, 62, 66, 67, 75, 76, 87, 89, 94—97, 101, 103, 107, 117, 118, 121, 126, 128, 130—133, 137, 138, 140, 141, 145, 147—153, 156, 161, 181, 182, 185—187, 191, 192, 203, 227.
Ilmenau 21, 54, 175.
John, Sekretär Goethes 149, 170—174.
Italien, Italieniſche Reiſe 13, 16, 21—23, 41—44, 51, 185, 195, 208, 219.

Kappe, Dr., Arzt in Leipzig 112, 116, 119, 133.
Karl Auguſt, Herzog v. Sachſen-Weimar 20—23, 30, 41, 44, 52, 64, 113, 120, 124, 127—129, 140, 169—171, 182, 183, 185, 205, 209, 218, 219, 221, 220.
Karlsbad 33, 80, 103, 106—109, 112, 114, 116, 117, 120, 121, 133, 140—144, 146—148, 150, 151, 155, 160, 168, 171—173, 181—183, 207, 220.
Kieſer, Arzt in Jena 181.
Kirſch, Madame, Sekretärin und Geſellſchafterin Chriſtianens, 180, 186.
Knebel, Carl, Major von 12, 10, 52—56, 87, 99, 120, 137, 138, 151, 180, 188—190.
Knebel, Henriette v. (Schweſter, Hofdame v. Anna Amalia), 53, 54.
Knebel, Louiſe v., geb. Rudorff 53—57, 120, 188, 208.
Körner, Gottfried v., Familie 48, 62, 101.
Kötſchau (Dorf zwiſchen Weimar und Jena) 39, 59, 95.
Kräuter, Sekretär 185—188.
Kügelgen, Gerhard v., Maler 128, 129, 164.
Lauchſtädt 67, 71—73, 75, 76, 82, 83, 86, 103, 104, 106, 108, 111, 112, 117, 119, 133, 137, 141, 143, 144, 146, 207.
Leipzig 61, 70, 77, 111, 112, 133, 180, 188.
Luiſe, Herzogin von Sachſen-Weimar 52, 183.
Mainz 30, 31, 178.
Maria Ludovika, Kaiſerin v. Öſterreich 141—143, 146, 148, 149, 207.
Meyer, Heinrich, Prof. Hofrat 23—27, 42, 48, 49, 66, 67, 81, 107, 117, 157, 167, 177, 181, 182, 188, 189, 196.
Meyer, Nikolaus, Doktor, a. Bremen 9, 61, 66, 67, 70, 71, 79—81, 84—86, 98, 104, 105, 125, 128, 129, 138, 130.
Müller, Kanzler v. 101, 188.
Napoleon I. 90, 98, 122, 124, 141, 153.
Naumburg 73, 180—188.
Nebbein, Hofmedikus 188, 189.
Riemer, Caroline, geb. Ulrich 80, 122, 123, 127—129, 133, 134, 139—141, 143, 144, 146—150, 167, 169, 174, 175, 177, 180, 185, 189, 189, 200, 207, 281.
Riemer, Friedrich Wilhelm 70, 82, 86—95, 97, 103, 105, 108, 109, 114, 118, 123, 134, 150, 165, 166, 167, 174, 175, 177, 180—182, 185, 189, 189, 191, 193—198, 281.
Rom 16, 27, 209, 210, 212—215.
Roßla, Pachtgut 52, 57, 58, 65, 150.
Schiller, Caroline v. (Tochter) 66.
Schiller, Charlotte v. 30—38, 48, 66, 73, 112, 114, 118, 127, 129, 132.
Schiller, Ernſt v. (Schillers zweiter Sohn) 37, 38, 66.
Schiller, Friedrich v. 23, 32, 33, 35—38, 41, 48, 49, 54, 66—63, 68, 71—75, 81, 82, 178, 189, 208, 234.
Schiller, Karl v. (Schillers älteſter Sohn) 37, 38, 66.
Schloſſer, Mitglieder d. Familie 122—124, 178, 181, 191, 193.
Schopenhauer, Johanna 97, 100, 127, 129.
Schopenhauer, Arthur 192.
Schumann, Fräulein (Freundin Auguſts v. Goethe) 109, 127, 130, 131, 137.
Schweiz 41, 44, 49, 117, 188, 202, 205, 234.
Stael, Frau v. 70, 112, 118.

Stark, Dr., Hofrat in Jena 29, 67, 80, 133, 134, 136, 181.
Stein, Charlotte v. 13—17, 22, 40, 41, 48, 60, 64, 74, 84, 100, 112—115, 129, 132, 145, 146, 167, 184, 214, 217, 239.
Stein, Fritz v. 15, 16, 64, 74, 84, 100, 113, 119, 184.
Stein, Karl v. 74.
Stein-Nordheim, Oberforſtmeiſter v. 73, 74.
Teplitz 120, 121, 144, 146, 148, 149, 155, 165, 166, 168, 171, 240.
Theater- und Schauſpieler-Angelegenheiten 58, 59, 67, 70—73, 76—78, 85, 101—111, 115, 116, 119, 120, 125—131, 134, 135, 140, 143, 144, 146, 147, 152, 161, 162, 167, 170, 180, 190, 208.
Thibaut, Rechtslehrer in Heidelberg u. Frau 115, 129, 130, 145.
Trier 24, 25, 28.
Verdun 26, 28, 212.
Voigt, Geheimrat v. 32, 34, 38, 41, 45, 47—50, 103, 125, 136, 151, 189.
Voß, Heinrich (Sohn) 77, 78, 81, 82, 90, 108, 115, 120.
Vulpius, Amts-Copiſt (Vater) 9—11, 110, 195.
Vulpius, Chriſtian Auguſt 9, 11, 13, 17—20, 40, 45, 47, 48, 63, 71, 75, 80, 84, 97, 98, 101, 121, 125, 135, 138, 139, 143, 182, 188.
Vulpius, Erneſtine (Schweſter) 10, 20, 50, 59, 67, 72, 80, 84—86, 195.
Vulpius, Juliane (Tante) 20, 50, 80, 84—86, 195.
Vulpius, Rinaldo (Sohn d. Chriſtian Auguſt) 98, 101, 134, 139.
Willemer, Marianne v. 127, 178, 183, 184, 247.
Willemer, Rat 127, 178, 182, 184.
Wolff, Pius Alexander, Schauſpieler, und Frau 76, 130, 167.
Wolzogen, Familie v. 107, 121, 127, 130, 132, 179.
Zelter, Karl Friedrich 48, 148, 173, 179, 191, 242.

Goethes Werke, die in dem Buche erwähnt werden.

Annalen 20, 48.
Dichtung und Wahrheit 134, 167, 169, 174, 203, 207.
Divan, weſtöſtlicher 175, 176, 203, 207, 208, 213, 242, 243.
Egmont 143, 208.
Elegien, Römiſche 10, 68, 69, 203, 208—221, 225.
Epimenides Erwachen, d. 203, 207.
Farbenlehre, d. 189, 192, 209.
Fauſt 62, 203, 208.

Gedichte:

Alexis und Dora 227.
Amor als Landſchaftsmaler 214.
Amyntas (Elegie) 202, 234.
Antiker Form ſich nähernd 209.
Becher, der 214.
Beſuch, der 217, 218.
Braut von Korinth, d. 204, 247.
Eckart, d. getreue 150, 208.
Epiſtel II. 239.
Euphroſyne (Elegie) 208.
Frech und Froh 218.
Frühling übers Jahr 222, 243, 248, 246.

Gedicht a. d. Herzog 226.
Gedichte a. d. Kaiſerin v. Öſterreich 141, 143, 207.
Gefunden 175, 195, 208, 241, 242.
Gericht, Vor 226.
„Gewohnt, getan“ 158, 208, 241.
Gott und die Bajadere, d. 247, 248.
Juni 243—245.
Kopernikus, d. neue 176, 208, 242.
Liebesbedürfnis 218.
Luſtigen v. Weimar, d. 240.
Metamorphoſe der Pflanzen, d. 195, 234—237.
Mond, an den 202.
Morgenklagen 217.
Publikum, a. d. 242, 243.
Pauſias u. ſ. Blumenmädchen, d. neue 13, 227—234, 247.
Rechenſchaft 239, 240.
Spinnerin, d. 226.
Tagebuch, d. 240.
Wanderers Gemütsruhe 243.
Wanderlied 243.
Zauberlehrling, d., 186.
Geſchichte meines botaniſchen Studiums 237.
Götz von Berlichingen 70, 200.
Hermann und Dorothea 154, 203, 204, 227.
Italieniſche Reiſe, d. 203, 208.
Löwenſtuhl, d. (Plan zur Oper) 117.
„Mahomet“, Überſetzung n. Voltaire 205.
Natürliche Tochter, d. 71, 203, 206, 227.
Pandora 203, 227.
Reinecke Fuchs 168, 203.
Venetianiſche Epigramme 20, 78, 203, 209, 214, 218—226.
„Vielen u. Einer“ 237—239.
Wahlverwandſchaften, d. 130—132, 134—150, 203, 206, 207.
Wette, d. (Einakter) 149, 150.
Wilhelm Meiſter 203.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn

PT
2086
K64
1917

Kohlhaas, Marietta (Federn)
Christiane von Goethe

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 05 14 013 9